Pol. g.
843

BIBLIOTHECAE
ELECTORALIS
MONACENSIS.
Ch. Wink. del.
Söckler sc. 1779.

Phil. 1291. a

Pol. g 847

Winke

über

das Verhältniß

der

intellektuellen und der verfeinernden

Kultur

zur sittlichen.

Von

J. Salat,

Doktor der Philosophie.

München,

bey Joseph Lentner,

1802.

No. 1933.

Winke über das Verhältniß der intellektuellen Kultur ꝛc.

Imprimatur.

München, den 19. Oktober 1801.

Churf. Büchercensur-Spezialkommission.

Westenrieder, Direktor.

v. Bube.

Bayerische Staatsbibliothek München

Vorrede.

Die ersten fünf Nummern dieser Schrift sind schon im N. Teutschen Merkur (J. 1799, St. 10 bis 12) erschienen.

Die Fortsetzung wurde durch einen zufälligen Umstand, dessen nähere Anzeige nicht hieher gehört, verzögert. Aber das Wohlwollen eines sehr würdigen Mannes munterte den Verfasser auf, das Ganze besonders herauszugeben.

Der Gegenstand scheint allerdings wichtig. Er verdient, von jedem denkenden Freunde der Menschheit beherzigt zu werden. Möge die Bearbeitung seinem Werthe einigermaßen entsprechen!

Zusamzell bey Dillingen
im März 1801.

Der Verfasser.

Indem ich den Aufsatz, vor dieser Herausgabe, noch einmal durchsah, wurde er hin und wieder verbessert, und mit einigen Zusätzen vermehrt. In der freyern Form sollt' er — so wünschte ich — ein zusammenhängendes Ganze darstellen.

Die folgende Schrift mag nun als Gegenstück zu einer andern, die kürzlich bey J. Lin-

dauer in München herauskam, betrachtet werden: „Auch die Aufklärung hat ihre Gefahren! Ein Versuch zum Behufe der höhern Kultur.“ Der Stoff von beyden ist zum Theile verwandt. Daher kommt auch Ein Gedanke hier und da in beyden vor. Aber es kann, denke ich, dem vergleichenden Blicke nicht entgehen, daß, was in dieser schon vorkam, in jener von einer andern Seite gefaßt, auf einen besondern Gegenstand angewendet, oder was in der einen nur berührt ward, in der andern weiter ausgeführt ist.

Dem Schriftsteller, der zu nützen wünscht, darf es (wie mir däucht) nicht überall gleichgültig seyn, wie man seine Arbeit ansehe, zumal in unserer Zeit! Jedoch ihm wird es immer noch mehr um die Sache als um die Form zu thun seyn, wiewohl ihm auch diese, als Mittel zu dem Einen Zwecke, nicht unwichtig seyn darf. Und es mag ihn zur weitern Thätigkeit aufmuntern, wenn sein Bemühen, so viel er vernimmt, keinem Bessern mißfiel, wenn es ihm

vielmehr gelang, da oder dort einem Irrthume zu begegnen, eine schönere Empfindung zu wecken, oder einen edlern Gedanken zu entwickeln.

Haberskirchen bey Friedberg
im Oktober 1801.

Der Verfasser.

Ueber

Kultur.

Ein Autor ist ein Weltbürger, der über die Handbreit Land seines Vaterlandes hinweg ist; und es ist ein köstliches Ding, ein Weltbürger, ein Bürger der Stadt Gottes, ein eigentlicher Weltmann zu seyn.

Th. G. v. Hippel.

Wenn Frankreichs Revolution mit Recht eine lehrreiche Schule für alle Fürsten und Völker genannt wird; so ist die Betrachtung der Ursachen, welche dieselbe nach und nach herbeygeführt, und ihr diese bestimmte Richtung ertheilt haben, für jeden Freund des Nachdenkens nicht minder wichtig und interessant.

Es ist wohl unläugbar, daß der Gang, welchen die Kultur in Frankreich schon lange vor der Revolution nahm, die unsittlichen Auswüchse, welche sie trieb, und bey dem großen, auffallenden Mangel an gleicher Ausbildung der religiösen Begriffe und Anstalten, natürlich und insofern nothwendig hervortrieb — die kühne Sophisterey und das verzehrende Raffinement, in welche die intellektuelle und die verfeinernde

Kultur im Ganzen so unverkennbar ausarteten — auf den Ursprung und die nachfolgende Richtung der Revolution, mittelbar sowohl als unmittelbar gewirkt haben.

Ohne hier weiter zu berühren, was der Verfasser dieses Aufsatzes schon anderswo näher zu bestimmen versuchte *), möchte er itzt nur darauf hinweisen: daß eben dieser Gang der Kultur in Frankreich auch dem Deutschen, der sein Vaterland, so wie das Beste der Menschheit, wahrhaft liebt, merkwürdig seyn müsse. Denn vermöge ihres frühern Daseyns drang selbige auch in Deutschland ein, indem sie (auf dem bekannten Wege der Verbindung) hier in den weitern Gang und selbst in die innere Beschaffenheit unserer Bildung, von mehr als einer Seite, Einfluß gewann. Auch von der philosophischen Seite hat sich dieser Einfluß gezeigt. Nicht nur der Reisende aus den höhern Ständen holte sich

*) Im Aprilstücke der Deutschen Monatsschrift 1797: „Ueber das Betragen der Franzosen in Deutschland, während des Feldzuges vom Jahre 1796."

dort die feinere Sitte, und hierbey manchen Funken jener kühnen und raffinirenden Halbphilosophie: sondern auch die mittlern Stände nahmen in der Folge, wenigstens mittelbar, an dem Geiste dieser Philosophie Theil. Und seitdem besonders Helvetius denselben in eine Art von System gebracht hatte, fand er auch bey uns, in philosophischen Werken und in populären Schriften, mehr Eingang.

Zwar beugte der ernstere Genius unserer Nation diesem flüchtigen Geiste hin und wieder noch vor. Allein es war doch sichtbar, wie er noch vor kurzer Zeit unvermerkt immer weiter einschlich, und selbst mit kühner Stirn sich öffentlich zeigte. Ja, ungeachtet zu unserer Zeit der deutsche Genius mit neuer Kraft gegen ihn auftrat, und — dem groben oder verfeinerten Eigennutze gerad' entgegen — auf den reinen (eigenthümlichen) Grundsatz der Sittlichkeit drang: so finden sich doch unter denen, die in unseren gebildetern Ständen als aufgeklärte oder feinere Köpfe glänzen, noch immer nicht Wenige, deren Grundsätze, deren Sitten und Aeußerungen jenes französische Gepräge unverkennbar an sich tragen.

Wohl gab es auch in Frankreich Beyspiele einer bessern Denkart, und Schriften, in welchen diese, mehr oder weniger rein, ausgedrückt war. Wer kennt nicht die edlen Männer Fenelon, Montesquieu, St. Pierre *) u. a. m. Auch Rousseau ward sichtbar — ungeachtet

*) Franzosen, denen der deutsche Herder kürzlich ein schönes Denkmal gesezt hat: in den Briefen zur Beförderung der Humanität, (10te Samml. S. 49. u. f.); einem Werke, das von mehr als einer Seite schön, mild und zugleich stark dahin arbeitet, der Kultur in Deutschland eine zweckmäßige und dauerhafte Richtung zu geben. Eben da werden auch zwey neuere Franzosen angeführt, die noch leben, und die von einer besonders humanen (also gewiß auch sittlich reinern) Denkart belebt werden: Bernhardin St. Pierre, und der berühmte Reisebeschreiber Le Vaillant. Von dem erstern erwartet man itzt (sagt H.) „ein Werk Harmonie de la Nature pour servir aux Elemens de la Morale, das nicht anders als in einem guten Geiste abgefaßt seyn kann", und dem man mit desto größerm Verlangen entgegensehen muß, je weniger der neue, vom gesetzgebenden Korps gut geheissene allgemeine mo-

mancher Flecken, die man so gern in dem Gemählde seines Lebens wegwünschte — von einem bessern Geiste beseelt, der zumal dann schön, und nachdrücklich sich äußert, wann er dem herrschenden Tone der Philosophen seiner Zeit widerspricht.

Allein hier ist davon die Rede, was im Ganzen und in der Folge immer mehr überwog, und was eben den herrschenden Ton, in Gesellschaften, in den Schriften der Philosophen und in fliegenden Blättern, bestimmte.

ralische National-Katechismus mit den Grundsätzen der moralischen Vernunft übereinstimmt. — Bekanntlich hat auch der berühmte Mercier in einer Rede, die er (im May 1796) in dem Rathe der 500 hielt, sich laut gegen den Materialismus, gegen den gröbern und feinern Eigennutz erklärt, und nachdrücklich für ein höheres Princip in der Natur des Menschen gesprochen. M. s. Archenholz's Minerva v. J. 1796. — Dieser gesetzgebende Körper ist indeß, mit dem vollziehenden Direktorium, verschwunden: aber nicht so bald schwindet der Geist, der sich im Schooße einer Nation festgesetzt hat.

Eine merkwürdige Erscheinung ist, wie mir däucht, in dieser Hinsicht die neue Elementarlehre der Moral von B. Bulard, welche für den ersten öffentlichen Unterricht vom Jury der Bücher und von dem gesetzgebenden Rath zweckmäßig befunden, und nach dem Gesetze vom 11. Germinal 4. J. mit dem Preise von 2800 Livr. belohnt worden ist. (Manheim bey Schwan und Götz 1797, mit einer guten Vorr. des Uebers.) Diese Schrift hat von Seiten der Darstellung, und in Absicht der äußern Verhältnisse, auch von Seiten der Beobachtung ihren Werth. Allein im Ganzen herrscht darin eben derselbe feinere, im Grund' eigennützige, Alles bloß physisch erklärende Geist. — Selbst in den Vorlesungen im National-Institut, die nämlich diesen Gegenstand betreffen, und in den Aufsätzen, welche hierüber auch in den neuern Journalen hin und wieder vorkommen *), scheint fast immer dieselbe physische Ansicht hervor. Und wiewohl es dabey sonst an

*) Man sehe z. B. La Decade philosophique, literaire, et politique, 4. An. republicaine, 4. Trimestre, p. 139.

mancherley guten, in ihrer Art wahren und treffenden Bemerkungen nicht fehlt: so begreift man doch leicht, daß hier, auf dem moralischen Felde, diese Ansicht und Darstellung der Sache gerade um so mehr täuschen könne, je mehr sie durch Witz, Feinheit, und selbst durch die Wahrheit solcher Bemerkungen glänzt.

Ein neueres, sprechendes Beyspiel von dieser Art ist die Tugendkunst, oder Universalkatechismus für alle Völker der Erde. Aus dem Französischen des Hrn. Saint-Lambert. (Leipzig bey Dyk, 1799). Gewiß ein vortreffliches Werk, wenn — die Form, nicht der Stoff den Werth eines Buchs vorzüglich bestimmte!

Unter die Schriften vor der Revolution, in welchen die eben bemerkte Denkweise besonders hervorsticht, gehören meines Erachtens die bekannten „Pensées, Maximes et Reflexions morales“ des Duc de la Rochefoucault, welche Fr. Schulz unter der Aufschrift: De la Rochefoucault's Sätze aus der höhern Welt- und Menschenkunde übersetzt,

und neuerdings bey uns in Umlauf gebracht hat. *)

Unstreitig ist die Seite, von welcher der deutsche Uebersetzer, dieser Aufschrift zufolge, den Charakter seines Originals gefaßt hat, die interessanteste und — die brauchbarste. Denn als Beytrag zur Kenntniß der Menschen, besonders der höhern und kultivirtern Klassen in dem ehemaligen Frankreich, hat die Schrift allerdings einen vorzüglichen Werth. Nur dürfte hier die Frage entstehen: „ob diese Menschenkunde das Prädikat der höhern verdiene, da sie nicht bloß überall geheimen Eigennutz aufspürt, sondern zugleich darauf angelegt ist, keine andere Triebfeder gelten zu lassen?" Jedoch, wer dürfte auch in den Gedanken und Maximen von Rochefoucault so manche feine, treffende Bemer-

*) Im Jahre 1798 erschien von dieser Uebersetzung (bey Korn in Breslau) eine neue Ausgabe; und im J. 1796 ward auch das Original in Deutschland (bey Fauche in Hamburg) von neuem aufgelegt.

kung, und selbst so manchen tiefern psychologischen Blick verkennen?

Aber vornehmlich scheint mir diese Schrift dazu geschickt, uns mit dem Zustande der Kultur in Frankreich, und zum Theil auch mit dem Gange der philosophischen Denkart, besonders in Absicht der Grundvorstellung des Sittlichen, bekannt zu machen.

De la Rochefoucault's Gedanken, Maximen u. s. w. sind von der herrschenden Denk- und Handlungsweise solcher Menschen abgezogen, die sich gerade auf den so gefährlichen Mittelstufen der Kultur befinden: wo nämlich der Mensch allerdings schon einen höhern Grad der Ausbildung erreicht hat, wo aber der geübtere (bloß denkende) Verstand, so wie Geschmack und Phantasie, leicht bey der Sinnlichkeit Dienste nehmen, und anstatt im Gefolge des sittlich guten Willens zur bleibenden Kultur zu führen, durch mancherley feine und künstliche Angriffe auf den Grund der Sittlichkeit, durch allmählige Vertilgung jedes schönern und bessern Keims im Schooße der Nation, und vermittelst der tausend

Ursachen, welche dann in- und durch einander wirken, über kurz oder lange — wofern nicht ein glücklicher Zufall dazwischen tritt — das Reich der Barbarey selbst wieder herbeyführen.

Dazu kommt, daß Rochefoucault in dieser Schrift nicht nur den herrschenden Geist seiner Zeit schilderte; sondern daß er auch den weitern Fortschritt desselben in Frankreich *) und zum Theil auch in Deutschland nicht wenig beförderte. Man weiß, wie oft schon diese Gedanken von Rochefoucault dem gewandtern Kopfe, der auf Menschenkenntniß ausging, dem Politiker, dem Staatsmanne, und selbst dem Freunde der Philosophie zum Leitfaden, oder gar zum Handbuche dienten; wie fein man öfters auch die schönsten moralischen Züge, die edelsten Handlungen aus dem Eigennutz erklärte, indem man seine Behauptungen mit Citaten aus Rochefoucault belegte, und wie denn auf solche Art Rochefoucault der höhern (sittlichen) Kultur

*) Selbst Helvetius baute auf Rochefoucault. Vergl. de l'Esprit, Tom. I. pag. 46. (Nouvelle Edition, à Londres, 1780.)

und, mittelbar, der Philosophie Eintrag thun könne. Eben das Wahre und Feine in so manchen seiner Bemerkungen — in physischer oder psychologischer Hinsicht — eben dieser treffende Witz, und der, bey aller Kürze, so glückliche Ausdruck machen ihn zu jener nachtheiligen Wirkung vorzüglich geschickt.

Da nun das ausländische Produkt, in allen diesen Rücksichten, einen so ausgezeichneten Rang behauptet; da es auch in unserm Vaterlande sehr bekannt ist, und durch die neue Uebersetzung noch mehr verbreitet wird: so sey mir erlaubt, hier einige von diesen Gedanken, Maximen u. s. w. auszuheben, und, indem ich sie prüfe oder etwas näher betrachte, an diesen Leitfaden anzureihen, was mir nicht unwichtig scheint, und was vielleicht eine tiefere, oder weitere Betrachtung — über das Verhältniß der intellektuellen und der verfeinernden Kultur zur moralischen — veranlassen kann.

1.

„Wir lieben alles nur in Bezug auf uns; unserm Geschmacke, unsern Vergnügungen folgen

wir, wann wir unsere Freunde uns selbst vorziehen; und doch kann nur durch diesen Vorzug die Freundschaft wahr und vollkommen seyn." No. 79. *). —

Unverkennbar liegt auch hier, wenigstens den Worten nach, die egoistische Vorstellung zum Grunde. Woher diese? Es mag jemand das, was jene Worte aussagen, so oft in seinem Kreise bemerken, daß nun bey ihm unvermerkt der Gedanke entsteht: es gebe überall keine andere Liebe, kein anderes Princip der menschlichen Handlungen, als die — Eigenliebe. Und wie viel kann auch die Lektüre solcher Schriften, die nur diesen Grundsatz empfehlen, oder der Umgang mit Menschen, deren Gespräche immer dahinauslaufen, nach und nach beytragen, daß ein Gedanke, der nur bey einzelnen Beobachtungen öfters entstanden seyn mag, sich in eine bleibende Ueberzeugung und zum wirklichen Grundsatz' ausbildet!

*) Und bey Schulz, dessen Uebersetzung ich hier, mit einer kleinen Abänderung, anführe, No. 80, weil er früherhin einen Satz einschaltete.

Gesetzt indessen, Rochefoucault sey (nicht bloß ein feiner Beobachter, sondern auch) selbst einer der bessern Menschen gewesen: wie konnte er denn gleichwohl diese Behauptung niederschreiben, ohne in seinem Innern etwas zu finden, das sich dagegen erhob? Freylich es giebt zuweilen theoretische Momente, wo das praktische (sittliche) Bewußtseyn schläft: Zeitpunkte, wo der denkende Kopf mit irgend einer Spekulation, oder mit seinen äußern Beobachtungen, wenn zumal diese besonders scharf und glücklich sind, so ganz beschäftigt ist, daß ihm weder Muße noch Kraft bleibt, einen festen und geraden Blick in sein Inneres zu thun, oder sich deutlich daran zu erinnern, von welchem Geiste er selbst, gerade in den besten Augenblicken seines Lebens, beseelt und getrieben ward. Giebt es nicht auch in Deutschland noch Manche, die, obgleich selbst bessere Menschen, doch in der Theorie das Princip des eigenen Vortheils, so oder anders gefärbt, im vollen Ernste vertheidigen, und denen — im Kampfe mit den neuern Versuchen für das reine, d. i. bloß auf seinen Grund, auf die innere moralische Anlage gebaute Princip der Sittlichkeit — eben dasselbe begegnet?

Jedoch, was die erste Hälfte des angeführten Satzes enthält, ist vielleicht eine bloße Bemerkung, und die nur solche trifft, mit denen Rochefoucault umging, oder die ihm gerade hierbey zum Gegenstande seiner Beobachtung dienten: ein Blick in das geheime Triebwerk so mancher Verbindung, die nur den Schein der Freundschaft an sich trug, u. s. w. Es sey! Auch diese Ansicht gäbe uns einen Wink über die Richtung und den Werth der Kultur in Frankreich und — in Deutschland, wo und soweit dieselbe auch hier Nachahmer fand. Allein daß Rochefoucault dort mehr als eine Beobachtung geben wollte, erhellt, wie mir däucht, aus dem Schlusse, der offenbar raisonnirend ist.

Und welch ein Raisonnement! Nach meiner Einsicht enthält es einen vollkommenen Widerspruch. Rochefoucault fordert zur wahren Freundschaft etwas, das er gerade vorher geläugnet hat. Dabey setzt er die wahre, eigentliche Freundschaft als möglich voraus; denn warum schriebe er sonst davon? Und doch kann itzt diese, genau betrachtet, nach seinem Begriffe nur auf Selbsttäuschung beruhen. Ist die letztere

nothwendig, so mag man über das Wesen der sogenannten Freundschaft psychologische Beobachtungen, oder ästhetische Reflexionen anstellen: aber von Wahrheit (wahrer Freundschaft) kann hernach so wenig als von der Sittlichkeit bey freundschaftlichen Verbindungen die Rede mehr seyn.

Aber es ist noch eine Ansicht jener Worte von Rochefoucault möglich, und die Billigkeit fordert, daß wir auch diese nicht übergehen. Ist nicht im moralischen Gebiete der Sinn des Schriftstellers oft besser als sein Ausdruck? So gerne wirkt die (moralische) Vernunft, selbst ingeheim oder noch unerkannt von dieser praktischen Seite; und sie bestimmt, mehr oder weniger glücklich, den Sinn, wo es nur auf Seiten des Herzens nicht fehlt. — Ist es nun erlaubt, von dem Buchstaben abzusehen, so erscheint uns auch in Rochefoucault's Worten noch ein besserer Geist. Der Geschmack wird selbst durch den Charakter bestimmt und (zum Theile) gebildet. Was hernach der sittlich gestimmte Mensch thut, das sagt nun auch seinem Geschmacke, zumal in der Folge, immer mehr

zu. *) Und während der frey- und selbstthätige Wille dem heiligen Gesetze des Guten huldigt, wirkt die ursprüngliche Vorstellung des Sittlichen — des Gesetzes, und dessen, was ihm zuspricht — auf das Gefühl: die moralische Lust, das innere Vergnügen entspringt, und begleitet den Handelnden. Und gehört nicht auch das moralische Gesetz zu unserer (höhern) Natur, die freylich nicht bloß uns, nicht dem Einzelnen als solchen, sondern der Menschheit angehört? Vorausgesetzt nun, daß Rochefoucault von der Freundschaft, von ihrer „Wahrheit und Vollkommenheit, von dem Vorzuge" u. s. w. im Ernste sprach; so konnte ihm wohl hier, bey dem schönen Bilde der Freundschaft, auch die reine Anschauung und der Grundbegriff des Sittlichen, wenigstens dunkel, vorschweben. Diese reine, ursprüngliche Anschauung des Sittlichen verläßt gewiß keinen gebildetern (denkenden und zugleich bessern) Menschen je ganz, wenn er nicht etwa gerade eine Erscheinung aus der moralischen Welt nach irgend

einer

*) Das Wahre in den Ansichten eines feinern Eudämonismus!

einer zuvorgefaßten, theoretischen Idee künstlich erklärt. *)

Auch zeigt sich, auf dem praktischen Standpunkte, eine Seite der Freundschaft, die mit dem, was Rochefoucault sagt, in der Folge, wiewohl nicht — seiner Darstellung nach — im Grunde zusammenstimmt. Es ist nämlich eine Folge der ächten freundschaftlichen Thätigkeit, daß, indem Einer den Andern sich vorzieht, im Ganzen eine schöne, auffallende Gleichheit herausspringt, und daß gerade der, welcher auf solche Art seinen Vortheil, sein Interesse am meisten vergißt, dieß zuletzt am besten besorgt findet. Denn was auch von der einen Seite zuweilen noch abgeht, das kommt wohl auf der andern — geistigen, moralischen — vollkommen herein. Und was bloß vom Zufalle abhängt, was äußere Umstände dem Einen möglich, und dem Andern unmöglich machen; das kann in dem Auge der

*) Und was wären, nach dieser Voraussetzung, die Begriffe von Eigenliebe und Freundschaft in Einem? Eine theoretische Spielerey oder — ein Räthsel.

Freundschaft, in den Augen sittlich gebildeter Menschen — und nur diese sind der wahren Freundschaft empfänglich — die Gleichheit nicht stören. Da ersetzt wirklich der Wille, im Falle des Unvermögens, das Werk. Und dieß versteht sich unter wahren Freunden schon dergestalt von selbst, daß hiervon gar keine Rede mehr seyn darf. Was sich mit dem Zartgefühle des Einen nicht vertrüge, macht schon die Achtung, die Liebe des Andern unmöglich.

Es giebt aber, ungeachtet der äußern Ungleichheit, auch in dem, was auf solche Art und in soweit der Zufall bestimmt, unter Freunden manchen Anlaß, manche schöne, unerwartete Gelegenheit, wobey selbst die äußere Gleichheit wieder eintritt: Zusammenkünfte, Gefälligkeiten, Gegendienste, und zwar unter solchen Umständen, wo der eine Freund als solcher handeln muß, ohne daß der andere es erwartet, oder Ansprüche macht, ja wo jener von seinem Gegendienste und von der schönen, freywilligen Art, womit er ihn leistet, abstehen müßte, wenn dieser Forderungen (Prätensionen) machte.

Zwar können auch die sogenannten politischen Freundschaften dergleichen Vortheile schaffen. Einer dient, damit der Andere ihm wieder diene, und das Eine Band des Eigennutzes verknüpft sie beyde u. s. w. Allein wie bald reißt gewöhnlich dieses Band; und wie unvollkommen sind jene Vortheile in Vergleichung mit den Aeußerungen und Früchten der ächten Freundschaft! Eben weil der wahre Freund nicht aus Eigennutz handelt, ist sein Dienst so gut und so verbindend für den andern; und eben deßwegen wird er so schön, so gern und vollkommen erwiedert.

Auch hier gilt es also: wer seinen Vortheil gewinnen will, wer sich eigentlich diesen zu seinem letzten Zwecke vorsetzt, der wird ihn verlieren; und wir sehen, wie schön das eine Princip der Sittlichkeit (in Kants Sprache) sich im wirklichen Leben bewährt.

2.

„Aussöhnung mit unsern Feinden ist nichts, als Verlangen unsere Stimmung behaglicher zu machen, ist Ueberdruß des Krieges, und Be-

sorgniß vor etwaigen schlimmen Folgen." No. 80.

„Ist nichts?" Das heißt wohl (oder sollte heissen) ist oft nichts, und war besonders bey den Menschen, welche Rochefoucault vornehmlich beobachtete, nichts anders: da nämlich, wo die Vernunft als bloß denkende Kraft — theoretische Vernunft — im Dienste des Eigennutzes, der herrschenden Lust u. s. w., besonders oder gar ausschließungsweise geübt ward, und, indem sie einen hohen Grad von theoretischer (bloß intellektueller) Ausbildung und Gewandtheit erlangte, wohl auch zuweilen die Folgen des sittlich Guten und Bösen so glücklich berechnete, daß sie die Vortheile der Tugend gewann, ohne die Tugend, ihrem Gesetze nach, selbst auszuüben.

Jedoch die Vernunft steht hier eigentlich im Dienste des unsittlichen (des bösen, irgend einem eigennützigen Plane nachhängenden) Willens; und dieser ist es, welcher dann vermittelst ihrer Gabe zu raisonniren, zu vergleichen, u. s. w. in Verbindung mit der Urtheilskraft und dem physischen Erkenntnißvermögen, seinen Zweck auf

diese Weise betreibt. Da inzwischen hierbey das Gute, z. B. die Aussöhnung, selbst von dieser Seite — dem Stoffe nach, — nur unvollkommen geschieht: so werden auch die äußern Folgen des Guten, die allein jene Beruhigung zulassen, nur zum Theile erreicht.

Gleichwohl ist der Vortheil, welchen diese Art von Ausbildung im Ganzen auf den mittlern Stufen der Kultur *) gewährt, nicht unbedeutend. Indem hier (neben der Beobachtung und dem Raisonnement) auch die sinnliche Kraft gebildet, der Geschmack geübt, und die Phantasie verschönert wird, entsteht die feine Sitte;

*) Die man auch öfters, im Gegensatze mit den ersten Anfängen der Kultur eines Volkes, die höhern nannte; denen man aber wohl Ehre genug erweist, wenn man sie, in Vergleichung mit der moralischen Kultur, die mittlern nennt. Diese, die sittliche Kultur im weitern Sinne des Wortes, ist es, die auch sonst alles in seiner Art Wahre, und Schöne umfaßt, und, indem sie dasselbe auf den Einen Endzweck bezieht, es festhält, und selbst seine Existenz sichert.

und diese vertritt in den äußern Verhältnissen oft glücklich die Stelle der Sittlichkeit: man unterdrückt den Ausbruch der feindseligen Neigung, weil solche gegen die „Lebensart" verstoßen würde; man begegnet dem Andern freundlich, weil der „gute Ton" dieß fordert u. s. w. Was würde nicht aus so manchem unserer feinern Zirkel, wenn da jeder die wahren Gesinnungen seines Innern frey und gerad äußerte! — So groß ist der Nutzen, den hier die feine Sitte, wenigstens von Einer Seite und für die Gegenwart, schafft.

Aber empörend ist auch der Unfug, die Heucheley und das Intriguengewebe, welches dieselbe zugleich begünstigt. Der gerade, rohere Ausbruch beleidigt den gesunden Verstand weniger, als das Gift, das im Herzen kocht, indeß der Mund lächelt und die Arme zum scheinbarsten Zeichen der Versöhnung und der Freundschaft sich ausbreiten. Selbst die Gewalt über seine Leidenschaften, die z. B. der gewandtere eigennützige Höfling durch Kunst und Anstrengung oft in einem seltenen Grade erlangt, diese politische Selbstverläugnung macht hier, genau und mit

reinem Auge betrachtet, einen desto widrigern Eindruck, je größer das Wohlgefallen wäre, das eben derselbe Grad von Selbstbeherrschung, aus dem ächten, moralischen Grunde erzeugt, hervorbringen würde.

Dazu kommt, daß eben die feine Sitte auch dem Laster einen täuschenden Firniß ertheilen kann. Indem sie den Fehler verschönert, blendet sie den Verstand; und in eben dem Grade, wie selbige die Urtheilskraft hemmt oder gar bindet, wird das moralische Gefühl dadurch geschwächt. Ja, da sie überdieß, selbst unter dem Beystande der Grazien, den Nachahmungstrieb mächtig reizt — für das Böse, Unsittliche, wie für das Gute und Edle, je nachdem sie gerade dem einen, oder dem andern dient: — so wird, in jenem Falle, das moralische Verderben durch sie mehr, als durch die nackte Gestalt der rohern Sinnlichkeit verbreitet.

Doch hierzu mag sich in der Folge noch eine bessere Gelegenheit geben. Nehmen wir indeß den angeführten Satz von der historischen Seite, als Resultat der Beobachtung; so begreifen wir

leicht, daß er auf solche Art, unbestimmt und wie im strafenden Tone des Satyrikers hingeworfen, gerade um so stärker treffen müsse. Die nähere Bestimmung versteht sich dann von selbst. Es ist sogar bey Schriften dieser Art nicht einmal räthlich, Alles so genau zu bestimmen, da eben ein Satz, allgemein und ohne die nähere Bestimmung ausgedrückt, das Gemüth stärker trifft, und den Verstand mächtiger zum Nachdenken aufreizt. Und leicht wird demjenigen, der im Felde der Selbst- und Menschenkunde nicht ganz fremd ist, auch der Gedanke sich darbieten: wie wahr es sey, daß besonders bey den Tugenden, deren gute (beglückende) Folgen im Aeußern besonders auffallen, Friedfertigkeit, Versöhnlichkeit, Wohlthätigkeit u. s. w. der Eigennutz sich gar leicht einmische, so daß selbst der Verstand (im weitern Sinne, und als bloße Denkkraft) ingeheim vom eigennützigen Triebe gelenkt, die guten Folgen der Tugend — obgleich schnell und ohne das bestimmte, deutliche Bewußtseyn hiervon — berechne, und auf den innern Grund der Handlung einfließe.

Ja, wer selbst eine höhere Triebfeder in der

Natur des Menschen anerkennt, und dabey sich bewußt ist, daß er redlich nach dem Bessern strebe, könnte doch in einem besondern, einzelnen Falle nie ganz sicher entscheiden: daß bey ihm schlechterdings keine eigennützige Triebfeder, auch nur im geringsten Maße, eingewirkt habe; ein Umstand, der bekanntlich den Vertheidigern einer auf den Eigennutz gebauten (sogenannten) Moraltheorie schon zu deren Beschönigung diente, so wie hingegen dieselbe Behauptung solchen Männern, denen es aus einem schönen Grunde Bedürfniß ist, auch hier schon wahre Tugend als wirklich anzunehmen, befremdend und widrig auffiel. *) Allein wohlverstanden, kann die Sache weder zum Behufe jener Theorie dienlich, noch für diese Freunde der Tugend beleidigend seyn. Das Gebot der moralischen, oder, wofern man kein Wort scheuet, der praktischen Vernunft: „das ist recht, schön, gut — das sollst du thun!" bleibt immer dasselbe. Und wiewohl der Handelnde keine solche Gewißheit

*) Z. B. dem Herrn Oberhofprediger Reinhard in der Vorrede zur 3ten Ausgabe seines Systems der christlichen Moral.

von der Güte und Reinheit seines Willens, als von dem Daseyn dieser moralischgebietenden Stimme, erlangen kann: so wird ihm dennoch eine tiefere und fortgesetzte Aufmerksamkeit auch über seinen moralischen Zustand immer mehr Aufschluß und Gewißheit geben. Er sehe nur mit einem offenen und reinen Auge um sich her: selbst in dem Physischen wird er, an den Edlern seines Geschlechts, die Spur des Moralischen ausgedrückt finden, und sich bey diesem Anblicke von der Wirklichkeit, wie von dem erhebenden Eindrucke der Tugend (d. i. des Reinsittlichen, wie beschränkt es im Ganzen auch seyn mag) unerschütterlich überzeugen. Und fährt er mit diesem Ernste fort, das heilige Gesetz der Tugend in seinem Kreise zu befolgen; so wird ihm der neue, wachsende Muth zu schönen Thaten, zum Widerstande gegen jeden Reiz des Unsittlichen u. s. f., so wie die innere (beseligende) Folge der Sittlichkeit, den bessern Zustand, die größere Reinheit und Stärke seines Willens eben so schön als gültig verbürgen. Genoß nicht auf diesem Wege Sokrates das „göttliche Vergnügen, zu finden, daß er täglich besser werde?“

Hieraus erhellt, 1) daß die „reinen" und die „empirischen" Principien wohl nebeneinander bestehen können; und man sieht, wie man jedes (das reine und das empirische Princip) an seinem Orte festhalten, und gleichwohl, auf dem Standpunkte des Lebens, beyde miteinander vereinigen müsse, damit unsre Denkart gründlich und — menschlich, d. h. hier, auch im Aeußern auf unsre menschlichen Verhältnisse anwendbar sey. Es erhellet 2), wie man sich vor den zwey Extremen im Gebiete der Menschenkunde bewahren müsse: entweder alles, was sich uns als Tugend anbietet, für baare Münze zu nehmen, und sich (vielleicht gutmüthig) durch die glänzende Außenseite bald da, bald dort täuschen zu lassen; oder alle wahre Tugend zu bezweifeln, überall geheime unedle Absichten zu wittern, und dann am Ende vor lauter Welt- und Menschenkenntniß gerade die besten und edelsten Menschen nicht zu kennen.

Wer, aufmerksam gemacht durch eine solche Bemerkung (wie jene von Rochefoucault,) mit erneuerter Kraft an der Läuterung seiner Absichten arbeitet, und, geleitet von dem Wahren

Freundschaft, in den Augen sittlich gebildeter Menschen — und nur diese sind der wahren Freundschaft empfänglich — die Gleichheit nicht stören. Da ersetzt wirklich der Wille, im Falle des Unvermögens, das Werk. Und dieß versteht sich unter wahren Freunden schon dergestalt von selbst, daß hiervon gar keine Rede mehr seyn darf. Was sich mit dem Zartgefühle des Einen nicht vertrüge, macht schon die Achtung, die Liebe des Andern unmöglich.

Es giebt aber, ungeachtet der äußern Ungleichheit, auch in dem, was auf solche Art und in soweit der Zufall bestimmt, unter Freunden manchen Anlaß, manche schöne, unerwartete Gelegenheit, wobey selbst die äußere Gleichheit wieder eintritt: Zusammenkünfte, Gefälligkeiten, Gegendienste, und zwar unter solchen Umständen, wo der eine Freund als solcher handeln muß, ohne daß der andere es erwartet, oder Ansprüche macht, ja wo jener von seinem Gegendienste und von der schönen, freywilligen Art, womit er ihn leistet, abstehen müßte, wenn dieser Forderungen (Prätensionen) machte.

Zwar können auch die sogenannten politischen Freundschaften dergleichen Vortheile schaffen. Einer dient, damit der Andere ihm wieder diene, und das Eine Band des Eigennutzes verknüpft sie beyde u. s. w. Allein wie bald reißt gewöhnlich dieses Band, und wie unvollkommen sind jene Vortheile in Vergleichung mit den Aeußerungen und Früchten der ächten Freundschaft! Eben weil der wahre Freund nicht aus Eigennutz handelt, ist sein Dienst so gut und so verbindend für den andern; und eben deßwegen wird er so schön, so gern und vollkommen erwiedert.

Auch hier gilt es also: wer seinen Vortheil gewinnen will, wer sich eigentlich diesen zu seinem letzten Zwecke vorsetzt, der wird ihn verlieren; und wir sehen, wie schön das eine Princip der Sittlichkeit (in Kants Sprache) sich im wirklichen Leben bewährt.

2.

„Aussöhnung mit unsern Feinden ist nichts, als Verlangen unsere Stimmung behaglicher zu machen, ist Ueberdruß des Krieges, und Be-

sorgniß vor etwanigen schlimmen Folgen.“
No. 80.

„Ist nichts?“ Das heißt wohl (oder sollte heissen) ist oft nichts, und war besonders bey den Menschen, welche Rochefoucault vornehmlich beobachtete, nichts anders: da nämlich, wo die Vernunft als bloß denkende Kraft — theoretische Vernunft — im Dienste des Eigennutzes, der herrschenden Lust u. s. w., besonders oder gar ausschließungsweise geübt ward, und, indem sie einen hohen Grad von theoretischer (bloß intellektueller) Ausbildung und Gewandtheit erlangte, wohl auch zuweilen die Folgen des sittlich Guten und Bösen so glücklich berechnete, daß sie die Vortheile der Tugend gewann, ohne die Tugend, ihrem Gesetze nach, selbst auszuüben.

Jedoch die Vernunft steht hier eigentlich im Dienste des unsittlichen (des bösen, irgend einem eigennützigen Plane nachhängenden) Willens; und dieser ist es, welcher dann vermittelst ihrer Gabe zu raisonniren, zu vergleichen, u. s. w. in Verbindung mit der Urtheilskraft und dem physischen Erkenntnißvermögen, seinen Zweck auf

diese Weise betreibt. Da inzwischen hierbey das Gute, z. B. die Aussöhnung, selbst von dieser Seite — dem Stoffe nach, — nur unvollkommen geschieht: so werden auch die äußern Folgen des Guten, die allein jene Beruhigung zulassen, nur zum Theile erreicht.

Gleichwohl ist der Vortheil, welchen diese Art von Ausbildung im Ganzen auf den mittlern Stufen der Kultur *) gewährt, nicht unbedeutend. Indem hier (neben der Beobachtung und dem Raisonnement) auch die sinnliche Kraft gebildet, der Geschmack geübt, und die Phantasie verschönert wird, entsteht die feine Sitte;

*) Die man auch öfters, im Gegensatze mit den ersten Anfängen der Kultur eines Volkes, die höhern nannte; denen man aber wohl Ehre genug erweist, wenn man sie, in Vergleichung mit der moralischen Kultur, die mittlern nennt. Diese, die sittliche Kultur im weitern Sinne des Wortes, ist es, die auch sonst alles in seiner Art Wahre, und Schöne umfaßt, und, indem sie dasselbe auf den Einen Endzweck bezieht, es festhält, und selbst seine Existenz sichert.

und diese vertritt in den äußern Verhältnissen oft glücklich die Stelle der Sittlichkeit: man unterdrückt den Ausbruch der feindseligen Neigung, weil solche gegen die „Lebensart" verstoßen würde; man begegnet dem Andern freundlich, weil der „gute Ton" dieß fordert u. s. w. Was würde nicht aus so manchem unserer feinern Zirkel, wenn da jeder die wahren Gesinnungen seines Innern frey und gerad äußerte! — So groß ist der Nutzen, den hier die feine Sitte, wenigstens von Einer Seite und für die Gegenwart, schafft.

Aber empörend ist auch der Unfug, die Heucheley und das Intriguengewebe, welches dieselbe zugleich begünstigt. Der gerade, rohere Ausbruch beleidigt den gesunden Verstand weniger, als das Gift, das im Herzen kocht, indeß der Mund lächelt und die Arme zum scheinbarsten Zeichen der Versöhnung und der Freundschaft sich ausbreiten. Selbst die Gewalt über seine Leidenschaften, die z. B. der gewandtere eigennützige Höfling durch Kunst und Anstrengung oft in einem seltenen Grade erlangt, diese politische Selbstverläugnung macht hier, genau und mit

reinem Auge betrachtet, einen desto widrigern Eindruck, je größer das Wohlgefallen wäre, das eben derselbe Grad von Selbstbeherrschung, aus dem ächten, moralischen Grunde erzeugt, hervorbringen würde.

Dazu kommt, daß eben die feine Sitte auch dem Laster einen täuschenden Firniß ertheilen kann. Indem sie den Fehler verschönert, blendet sie den Verstand; und in eben dem Grade, wie selbige die Urtheilskraft hemmt oder gar bindet, wird das moralische Gefühl dadurch geschwächt. Ja, da sie überdieß, selbst unter dem Beystande der Grazien, den Nachahmungstrieb mächtig reizt — für das Böse, Unsittliche, wie für das Gute und Edle, je nachdem sie gerade dem einen, oder dem andern dient: — so wird, in jenem Falle, das moralische Verderben durch sie mehr, als durch die nackte Gestalt der rohern Sinnlichkeit verbreitet.

Doch hierzu mag sich in der Folge noch eine bessere Gelegenheit geben. Nehmen wir indeß den angeführten Satz von der historischen Seite, als Resultat der Beobachtung; so begreifen wir

leicht, daß er auf solche Art, unbestimmt und wie im strafenden Tone des Satyrikers hingeworfen, gerade um so stärker treffen müsse. Die nähere Bestimmung versteht sich dann von selbst. Es ist sogar bey Schriften dieser Art nicht einmal räthlich, Alles so genau zu bestimmen, da eben ein Satz, allgemein und ohne die nähere Bestimmung ausgedrückt, das Gemüth stärker trifft, und den Verstand mächtiger zum Nachdenken aufreizt. Und leicht wird demjenigen, der im Felde der Selbst- und Menschenkunde nicht ganz fremd ist, auch der Gedanke sich darbieten: wie wahr es sey, daß besonders bey den Tugenden, deren gute (beglückende) Folgen im Aeußern besonders auffallen, Friedfertigkeit, Versöhnlichkeit, Wohlthätigkeit u. s. w. der Eigennutz sich gar leicht einmische, so daß selbst der Verstand (im weitern Sinne, und als bloße Denkkraft) ingeheim vom eigennützigen Triebe gelenkt, die guten Folgen der Tugend — obgleich schnell und ohne das bestimmte, deutliche Bewußtseyn hiervon — berechne, und auf den innern Grund der Handlung einfließe.

Ja, wer selbst eine höhere Triebfeder in der

Natur des Menschen anerkennt, und dabey sich bewußt ist, daß er redlich nach dem Bessern strebe, könnte doch in einem besondern, einzelnen Falle nie ganz sicher entscheiden: daß bey ihm schlechterdings keine eigennützige Triebfeder, auch nur im geringsten Maße, eingewirkt habe; ein Umstand, der bekanntlich den Vertheidigern einer auf den Eigennutz gebauten (sogenannten) Moraltheorie schon zu deren Beschönigung diente, so wie hingegen dieselbe Behauptung solchen Männern, denen es aus einem schönen Grunde Bedürfniß ist, auch hier schon wahre Tugend als wirklich anzunehmen, befremdend und widrig auffiel. *) Allein wohlverstanden, kann die Sache weder zum Behufe jener Theorie dienlich, noch für diese Freunde der Tugend beleidigend seyn. Das Gebot der moralischen, oder, wofern man kein Wort scheuet, der praktischen Vernunft: „das ist recht, schön, gut — das sollst du thun!" bleibt immer dasselbe. Und wiewohl der Handelnde keine solche Gewißheit

*) Z. B. dem Herrn Oberhofprediger Reinhard in der Vorrede zur 3ten Ausgabe seines Systems der christlichen Moral.

von der Güte und Reinheit seines Willens, als von dem Daseyn dieser moralischgebietenden Stimme, erlangen kann: so wird ihm dennoch eine tiefere und fortgesetzte Aufmerksamkeit auch über seinen moralischen Zustand immer mehr Aufschluß und Gewißheit geben. Er sehe nur mit einem offenen und reinen Auge um sich her: selbst in dem Physischen wird er, an den Edlern seines Geschlechts, die Spur des Moralischen ausgedrückt finden, und sich bey diesem Anblicke von der Wirklichkeit, wie von dem erhebenden Eindrucke der Tugend (d. i. des Reinsittlichen, wie beschränkt es im Ganzen auch seyn mag) unerschütterlich überzeugen. Und fährt er mit diesem Ernste fort, das heilige Gesetz der Tugend in seinem Kreise zu befolgen; so wird ihm der neue, wachsende Muth zu schönen Thaten, zum Widerstande gegen jeden Reiz des Unsittlichen u. s. f., so wie die innere (beseligende) Folge der Sittlichkeit, den bessern Zustand, die größere Reinheit und Stärke seines Willens eben so schön als gültig verbürgen. Genoß nicht auf diesem Wege Sokrates das „göttliche Vergnügen, zu finden, daß er täglich besser werde?“

Hieraus erhellt, 1) daß die „reinen" und die „empirischen" Principien wohl nebeneinander bestehen können; und man sieht, wie man jedes (das reine und das empirische Princip) an seinem Orte festhalten, und gleichwohl, auf dem Standpunkte des Lebens, beyde miteinander vereinigen müsse, damit unsre Denkart gründlich und — menschlich, d. h. hier, auch im Aeußern auf unsre menschlichen Verhältnisse anwendbar sey. Es erhellet 2), wie man sich vor den zwey Extremen im Gebiete der Menschenkunde bewahren müsse: entweder alles, was sich uns als Tugend anbietet, für baare Münze zu nehmen, und sich (vielleicht gutmüthig) durch die glänzende Außenseite bald da, bald dort täuschen zu lassen; oder alle wahre Tugend zu bezweifeln, überall geheime unedle Absichten zu wittern, und dann am Ende vor lauter Welt- und Menschenkenntniß gerade die besten und edelsten Menschen nicht zu kennen.

Wer, aufmerksam gemacht durch eine solche Bemerkung (wie jene von Rochefoucault,) mit erneuerter Kraft an der Läuterung seiner Absichten arbeitet, und, geleitet von dem Wahren

derselben, die versteckten Triebfedern der menschlichen Handlungen mit geschärftem Blicke verfolgt, aber zugleich die höhere Anlage des Menschen stets im Auge behält, und mit vordringender Freude alles wirklich Gute, Schöne und Edle eben so scharf und glücklich bemerkt: der wandelt sicher, zwischen den beyden Extremen, auf der königlichen Mittelstraße, auf dem Pfade dessen, was recht ist, was dauert und wahrhaft beglückt. Und ist gleich der Punkt der Vollkommenheit auch hier nicht mit Einem Sprunge erreichbar; so kann doch jeder, der redlich und ernstlich will, sich demselben immer völliger annähern: darauf beruht der Adel und die Würde des Menschen.

So wahr und brauchbar aber jener Satz von Rochefoucault, als Bemerkung oder historische Angabe betrachtet, für jemanden seyn mag, der schon fest stehet im Grunde der Sittlichkeit, und an diesem Fundamente sein Denken, wie die Maxime seines Lebens befestiget hat: so falsch und irreleitend kann er für denjenigen werden, der, in Ansehung der moralischen Anlage des Menschen, bereits eine irrige Vorstellung hegt,

zumal wenn er in sich einen besondern Grund findet, Alles, was man Uneigennützigkeit, Schönheit der Seele, reine Sittlichkeit u. s. w. nennt, wegzuläugnen, und überall keine andere Triebfeder als den — gröbern oder feinern, offenbaren oder verborgenen — Eigennutz gelten zu lassen. Denn einem solchen ist derselbe nicht bloß eine treffende Bemerkung dessen, was unter den gewöhnlichen Menschen vorzüglich geschieht, und was auch den Bessern noch öfters beschleicht: er ist ihm vielmehr eine vollkommene Enthüllung der menschlichen Natur, eine Bestätigung seines eignen, bisherigen Systems; und er findet sich nun desto mehr in diesem letztern bestärkt, da noch seinem Stolze oder seiner Eitelkeit die Vorstellung schmeichelt: „gerade das habe er bisher auch gedacht; darin kämen doch alle verständige Menschen zusammen, und nur Kinder, unwissende und beschränkte Köpfe, welche die Welt und die Menschen nicht kenneten, oder sich über den Ideenkreis ihrer Ammenstube nicht zu erheben vermöchten, Dummköpfe und moralische Schwärmer, ließen sich noch von etwas Höherm träumen."

Von derselben Art finden sich noch mehrere unter Rochefoucault's Gedanken, z. B.: „Wir nehmen fremde Eitelkeit darum so leicht übel, weil sie die unsrige beleidigt.“ — „Lobsprüche ablehnen, heißt zweymal gelobt werden wollen.“ — „Wir gestehen unsere Fehler ein, um durch Aufrichtigkeit den Schaden zu tilgen, den sie uns bey Andern thun“ u. a. m. Das Wahre und Treffende in diesen Sätzen fällt auf, und die nöthige Einschränkung versteht sich von selbst. Nur dürfen wir (ich wiederhole es) nicht vergessen, daß sie keineswegs auf diese Weise in dem Verstande solcher Menschen hinzukommt, deren Grundsätze und Gesinnungen vorher schon zu eben dem feinern, eigennützigen Geiste, den ein solcher Satz andeutet, sich hinneigen. Je feiner die Bemerkung in ihrer Art ist, und jemehr die Wahrheit derselben (insoweit) auffällt: destoweniger finden sie die besagte Einschränkung nöthig. Und der Gedanke an diese letztere kommt ihnen noch weniger in den Sinn, wenn der gedachte Satz in der Reihe so mancher andern steht, die noch viel stärker auf die feinere eigennützige Denkart hinweisen.

Auf den Ton, auf den Geist, der im Ganzen weht, kömmt bey einer Schrift immer viel an; und dieß gilt von einer Reihe einzelner Sätze, wie vom Systeme, oder von einer fortlaufenden Darstellung. Ja, der bemerkte Nachtheil für die sittliche Denkweise könnte da nicht entstehen, wo der eigenthümliche Grund dieser letztern eben so ausdrücklich anerkannt wäre. Wenn z. B. der Verfasser des Agathon, des goldenen Spiegels, der Beyträge zur geheimen Geschichte des menschlichen Herzens u. s. w. mit dem schärfern Blicke des Psychologen und des Menschenkenners die geheimen Triebfedern der menschlichen Handlungen erforscht, und, was nur die Maske der Tugend an sich trägt, enthüllt und, wie billig, in seiner Blöße darstellt: so kann sich hierbey kein solcher Nachtheil ergeben, da er zugleich, an mehr als einem Orte, das „Daseyn schöner Seelen" ausdrücklich anerkennt, und das innige, belebende Wohlgefühl, das aus dem Bewußtseyn einer wahrhaft guten, einer uneigennützigen und edlen Handlung entspringt, eben so wahr und lebendig, selbst im Kontraste mit der entzückendsten Sinnenlust, schildert.

3.

„Die Tugenden verlieren sich in den Eigennutz, wie sich die Ströme in das Meer verlieren." No. 169.

Das ist nun recht allgemein und thetisch (im Tone der Behauptung) ausgedrückt! Aber gesetzt, es müsse nur als eingeschränktes Resultat der Beobachtung angesehen werden: ist es erlaubt, dieses in der Form einer Theorie aufzustellen, in welche der verfeinerte Wollüstling so gern einstimmt, und wodurch der raffinirende Politiker, der eigennützige Spekulant u. s. w. in ihren zerstörenden Maximen so leicht bestärkt werden?

Die Hülle des Witzes, worin der Satz auftritt, trägt nur um so mehr bey, ihm diesen, für die höhere Kultur nachtheiligen, Einfluß zu verschaffen.

Hierzu kommt, daß er, als Resultat der Beobachtung in dieser allgemeinen Form, leicht zur Ungerechtigkeit in der Beurtheilung Anderer verleiten kann. Wir kennen ja die Gewandtheit und

den kühnen, absprechenden Ton, womit diese Helden einer bloß intellektuellen und raffinirenden Kultur, jede noch so schöne und edle Handlung des Andern für die Geburt einer geheimen, eigennützigen Absicht ausgeben?

Und nehmen wir den Satz strenge: was bedeutet dann hier das Wort „Tugend,“ wenn alle Tugenden sich in den Eigennutz, wie die Ströme in das Meer, verlieren? Ist es mehr als ein leerer Name, oder — eine Redensart (façon de parler)? Wer keine besondre, eigenthümliche Anlage zur Sittlichkeit annimmt, der handelt konsequent, wenn er auch die Wörter „Tugend, Moralität, gut, sittlichschön, edel“ u. s. w. für bloße „Redensarten“ ausgiebt; und es ist allerdings eine merkwürdige Erscheinung, wenn ein solcher Raisonneur, getrieben durch die Macht der Konsequenz unter vier Augen frey gesteht: „daß er wirklich dieselben für nichts anders halte; daß, nach seiner Vorstellung die sogenannte Tugend in bloßen Modifikationen der intellektuellen und sinnlichen Ausbildung bestehe, und daß er den Tugendhaften

dem sogenannten Lasterhaften nur darum vorziehe, weil ihm derselbe mehr Vortheile, mehr Annehmlichkeit im Umgange, mehr Brauchbarkeit in Geschäften u. s. w. gewähre. Was man aber sonst noch sage, vom absoluten Werthe des Guten, von der Achtung, Belohnung, welche dem Tugendhaften, — von der Strafe, Verachtung, welche dem Lasterhaften an sich gebühre: das sey alles nur leerer Schall. Und wer sich gar einbilde, da oder dort habe er uneigennützig gehandelt, oder — er wolle so handeln: der schwärme; denn wie mächtig er auch, in seiner Einbildung, dem Eigennutz entgegen gearbeitet, und wie deutlich er das Bewußtseyn von diesem Widerstande in sich haben möge; so folge doch hieraus nur so viel, daß es — einen gröbern und einen feinern Eigennutz gebe; aber es sey immer Eigennutz, was ihn im Grunde beseelt habe: ohne daß er es wußte, habe ihn dieser beschlichen. Und so beschleiche, so regiere der Eigennutz Alle; denn kurz, der Dämon stecke in unserer eigenen Haut."

Ganz konsequent aus dem Gesichtspunkte des

Materialismus! Wenn der Mensch nur aus Materie besteht; wenn diese, nur dem Grade nach geläutert und belebt, sein ganzes Wesen ausmacht; wenn folglich Alles an uns nothwendig, individuell, und Egoismus der Punkt ist, um den sich jede menschliche Bestrebung, nach dem ewigen Zuge der Nothwendigkeit, herumdreht: dann ist es ausgemacht, daß „alle (sogenannte) Tugenden sich in den Eigennutz auflösen;" und der Verstand selbst mag dann eine Modifikation der Erscheinung, aber keinen wesentlichen Unterschied hervorbringen.

Allein welcher bessere, und gesund denkende Mensch verkennt wohl — wenn nicht gerade eine zuvorgefaßte, einseitige Theorie seinen Verstand bindet — eine höhere Anlage in sich, die Anlage zur Vernunft und Freyheit? Es sey, daß jemand in der Theorie das reine (formale, oder, wenn man lieber will, das eigentliche) Princip der Sittlichkeit verkenne; aber er sey nur zugleich, von der intellektuellen und der moralischen Seite, ein gebildeterer Mensch, und bearbeite nun einen sittlichen Gegenstand praktisch, in Beziehung auf die nähern Verhältnisse des

Lebens: gewiß wird itzt in seinen Aeußerungen mancher schöne Funke der ächten, moralischen Erkenntniß durchblicken. Natürlich! Es hat mit der Erkenntniß des Sittlichen nicht dieselbe Bewandtniß, wie mit der Erkenntniß eines Gegenstandes der Physik, der Chemie u. s. w. Die physische Erkenntniß wird durch die Sinne und mit dem bloßen Verstande gefaßt. Aber die moralische ist nicht bloß ein Produkt des Verstandes; denn sie wird in jedem Einzelnen zugleich auf eine eigene Weise durch den Zustand seines Herzens, oder seines Willens bedingt. Und wirkt dieser Zustand nicht mittelbar, mehr oder weniger, auch auf den glücklichen Fortschritt der erstern? —

Es giebt noch eine Seite, die uns an dem genannten Satze von Rochefoucault etwas Wahres darstellt. Die Tugend besteht nämlich nicht allein in der „Güte des Willens,“ sondern auch in einer gewissen „mechanischen Fertigkeit,“ die zwar, inwiefern sie zur Tugend gehört, während und vermöge der sittlichen Thätigkeit des Willens entstanden seyn muß; die sich aber dennoch, als solche, auf die phy=

fische Natur in und außer uns bezieht, und eben darum auch vermittelst der Erziehung, der äußern Angewöhnung u. s. w. erlangt werden kann. Wird der Mensch bloß oder vorzüglich auf diesem letztern Wege gebildet, — eigentlich dressirt, oder künstlich abgerichtet; so entstehen allerdings Fertigkeiten, die mit der Tugend Aehnlichkeit haben: auch heißen sie, in der Sprache unserer Policirten und Halbgebildeten, gewöhnlich „Tugenden.“ Solche Tugenden vertragen sich unstreitig mit dem Eigennutze, wiewohl in der Folge auch sie unter dem Regimente des letztern leiden.

Man hat ehemals, auch in den Schulen der Philosophen den Begriff der Tugend mehr von Seite der Materie, des Stoffes, der äußern Verhältnisse, Kräfte u. s. w. gefaßt, und dann natürlich mehr von „Tugenden“ als von „der Tugend“ geredet. Daher die Kardinaltugenden der Alten: Klugheit, Mäßigkeit u. s. w. Selbst unser vortreflicher Garve hielt diesen Leitfaden noch immer für den besten, an den er seine Betrachtungen anknüpfen könnte. *) Dagegen sah man in

*) Vergl. Garve's Uebersicht der Moralprincipien von Plato bis auf Kant,

der neuern (kritischen) Schule vornehmlich auf die Form. Und ob gleich hin und wieder ein

S. 44. u. a. O. Wer findet nicht in dieser Schrift wieder so manche feine, trefliche Bemerkung, und selbst so manche schöne Aeußerungen des reinen Princips, wenn er gleich, im Ganzen, eine ausdrückliche und hervorstechende Anzeige von dem Grundbegriffe des Sittlichen, und damit von dem ersten und vornehmsten Bestandtheile der Tugend, von der Güte, des (freyen und selbstthätigen) Willens ungerne vermißt. Die Beobachtung als solche leitet freylich nicht zu diesem Begriffe, zur Grundvorstellung dessen, was seyn soll; denn sie geht immer von dem aus, was ist; und von der physischen Welt führt keine Brücke zur moralischen: hier muß uns das ursprüngliche, praktische Bewußtseyn von einem ganz andern Punkte aus leiten. Auch da, wo der Beobachter sich mit dem beschäftigt, was die Sittlichkeit in der Sinnenwelt wirkt und hervorbringt, bleibt er eigentlich bey der Wirkung, folglich bey dem, das ist, stehen. So schätzbar also die Beobachtung in physischer Hinsicht, und so brauchbar sie mittelbar, auf mehr als eine Art, selbst für den moralischen Zweck seyn mag: so

sogenannter Kantianer seinen Blick auf die letztern dergestalt einschränkte, daß er dabey übersah, was, gleich einem Körper, zu der Sitt-

muß sie doch nothwendig irre leiten, wenn sie unmittelbar auf das Gebiet der Sittlichkeit eingeht, und sich hier mit der genauern (philosophischen) Bestimmung des moralisch Guten befaßt. Doch zum Glücke dringt der gesunde, praktische Verstand — eine Folge des bessern Herzens und der ingeheim wirkenden moralischen Vernunft — öfters noch vor: insofern äußert sich dann auch hier das reine, moralische Princip. Auch legt der glückliche Beobachter im Kreise moralischer Erscheinungen (in der Menschenwelt) den Urbegriff des Sittlichen, wenigstens dunkel und insofern zum Grunde, als er dasselbe voraussetzt. Und wie einnehmend erscheinen die Kantischen Ideen in der schönen und lichtvollen Sprache eines Garve, so oft sein besserer Genius mit Kant zusammentrift, z. B. bey seiner Erklärung von dem Kantischen Begriffe der Achtung (für das Gesetz der praktischen Vernunft) S. 244—246, oder von dem schönen und erhabenen Grundsatze: „Jeder Mensch ist Selbstzweck" S. 247—254.

lichkeit nothwendig hinzukommen muß, wenn sie in die Sphäre der Menschheit eintreten und hier, als Tugend, wirken soll: so ist es doch immer die sittliche Form, d. i. die Güte des Willens, welche das Wesen der Tugend zuförderst und insofern allein bestimmt.

Zwar kann der Begriff der Tugend auch von Seite der Materie, der äußern Verhältnisse, Kräfte, u. s. w. gefaßt und eingetheilt werden. Allein zum Behufe der höhern Kultur scheint es doch räthlich, daß man das Wort immer zugleich in der strengsten Bedeutung nehme, und keiner Geschicklichkeit oder Kraftäußerung, der nicht die moralische Gesinnung zum Grunde lag, das Prädikat der Tugend einräume.

Diese genaue Bestimmung scheint um so nothwendiger, je öfter man, im Gewirre des Lebens, den sittlichen Grund aus dem Auge verliert. Und wie leicht bilden sich dann „Sitten," die, geschminkt mit der Farbe des Schönen und Intellektuellen, der sittlichen Kultur selbst Eintrag thun!

Die feinere Sitte verhält sich, wie der bloße Verstand, zum sittlichen Zwecke gleichgültig, d. h. sie kann — als reines Produkt des Geschmackes, der Urtheilskraft und der Uebung — dem bösen, wie dem guten Willen dienen. Inwiefern die Tugend sich auf den Stoff in den äußern Verhältnissen bezieht, und die feine Sitte hier solche Handlungsweisen ausbildet, welche mit dem Tugendgesetze, der Materie nach, übereinstimmen: insofern treffen sie zusammen, und „gesittet" und „sittlich" sind gleich bedeutende Namen. Es ist bekannt, wie oft selbst gebildetere Menschen die beyden Begriffe für Eines nehmen. Allein da eben die feine Sitte auch ohne die moralische Form statt finden kann, und sogar in gewissem Maße sich mit einem Charakter verträgt, der nach und nach dem Buchstaben, so wie dem Geiste des Tugendgesetzes, immer mehr widerspricht: so kann es sich öfters auch treffen, daß der gesittete Mensch noch lange nicht den Namen des sittlichen verdient.

Ward die eigennützige Denkweise, neben der feinen Sitte, schon vorher gepflegt; so mag nun daran selbst die grobe Unsittlichkeit eine Stütze

finden. Itzt wird jene Sitte dem Kultivirten von dieser Art noch dazu dienen, sein unsittliches Betragen mit einem glänzenden Firniß zu überziehen, und es nicht bloß in den Augen Anderer zum auffallenden Nachtheile für die moralische Denkart zu verschönern, sondern auch dem Blicke des eignen Gewissens immer mehr zu entziehen, und folglich eben dadurch die Maxime seines Willens noch zu verschlimmern.

Und wo es Ton wird, von der Erziehung alles abzuleiten; wo nur die Frage immer wiedertönt: „hat er Erziehung? ist sie vom Stande? besitzt er Lebensart?" u. s. w.: da ist natürlich alles, was man Tugend nennen mag, nur zu oft eine bloße Angewöhnung, ein schimmerndes Gerippe, ohne den innern, belebenden Geist; da mag der Eigennutz wohl, wie schön auch die Maske und wie legal (dem Stoffe nach mit der Regel des sittlich Guten übereinstimmend) die Handlung öfters seyn mag — im Hintergrunde lauern, und zu der Beobachtung Stoff geben: „ja, die Tugenden verlieren sich," hier und auf dieser Seite betrachtet, „in den Eigennutz, wie die Ströme in das Meer."

Unstreitig gewährt die feine Sitte, der gute Ton u. s. w. mittelbarer Weise — nicht bloß in der negativen Hinsicht, die wir vorhin bemerkten, sondern auch in positiver — dem moralischen Zweck im Kreise der Menschheit manchen Vortheil: wenn es z. B. Ton wird, eine gute Anstalt zu unterstützen, eine arme verdiente Familie zu pflegen, eine schöne Handlung laut und mit Nachdruck zu loben u. dgl. Das Gute geschieht (insoweit), wenn gleich nicht in guter Absicht; *) und wer diese nicht kennt, oder gutmüthig eine bessere annimmt, wird vielleicht dadurch zur Nachahmung, zur Vollbringung gleicher Thaten in der schönen Absicht ermuntert.

Nur dürfen wir hier, bey diesen Wirkungen der feinen Sitte im Aeußern, nicht unbemerkt lassen, wie zugleich der unsittliche Wille (wo er neben jener wirklich da ist) auf einer andern Seite ausbricht; wie die feine Sitte nicht nur

*) So bewährt sich auch in der Sprache des gemeinen Lebens die Unterscheidung zwischen Legalität und Moralität.

zur Beschönigung einzelner schlechter Handlungen gemißbraucht, sondern auch dazu benutzt wird, das Fundament der Sittlichkeit — bald in den leichten Waffen des Witzes, bald in der schweren Rüstung des kühnen, raisonnirenden Verstandes — mit täuschender Kunst anzugreifen; wie man nach und nach die schönsten menschlichen Tugenden, Ehrlichkeit, Biedersinn, Keuschheit, Sittsamkeit, u. s. w. verkennt und dem Gespötte Preis giebt; wie man die edelsten und nothwendigsten Verhältnisse des Menschen in dem Maße verkehrt und umstürzt, als man sich an die willkührlichen und oft lächerlichen Gesetze der Konvention, der Etikette u. s. w. festbindet; und wie endlich die äußere Sitte ohne den innern Grund der Sittlichkeit über kurz oder lange gleich einer schwächlichen Pflanze, die in einem ungesunden Sumpfe aufschoß, bey einzelnen Menschen und ganzen Nationen dahin stirbt!

Es ist jedoch hier noch der Umstand merkwürdig, daß zur menschlichen Kultur (außer dem innern Grunde der Sittlichkeit) auch die äußere, feine Sitte mehr oder weniger, so wie der wachsame Geist der Klug=

heit erfordert wird. Ehrlichkeit, Biedersinn, Geradheit, Redlichkeit, Rechtschaffenheit, kurz, die Tugenden, wodurch die Sittlichkeit zuerst und vornehmlich im Menschen sich äußert, sind hier nicht zureichend. Wie Mancher hat es schon — gut gemeint, und übel getroffen! Wie Mancher durch die Art, wie er seinen Dienst antrug, oder sein Wohlwollen äußerte, neue Schmerzen erregt, und das Uebel vergrößert! Und giebt es nicht wahrhaft Redliche, die auf dem Wege, welchen sie zu ihrem Ziele einschlugen, neues Unheil angerichtet, und, indem sie ihre gute Absicht verfehlten, selbst ihrem Wirkungskreise engere Schranken gesetzt haben?

Feinheit, Schonung, die zarte Behandlung, das kluge Ausbeugen, und die tausend schönen und geschickten Wendungen im Aeußern, im Gange der Geschäfte u. s. w., selbst die Beobachtung mancher, dem ersten Anscheine nach willkührlicher Gesetze und Regeln — Gesetze, welche theils der Sinn für das Anständige (decorum, diese schöne Blüthe der Sittlichkeit), theils der vergleichende, im Bemerken geübtere Verstand, bestimmt oder veranlaßt durch

die äußern Folgen des sittlich Guten und Bösen, errichtet hat — diese sind uns in der Sphäre der Menschheit, selbst zum Behufe der höhern, moralischen Kultur nothwendig. Und werden sie gleich, ohne die Grundlage des guten Willens, dem moralischen Zwecke nachtheilig: so ist doch ohne sie auch dieser, zumal in den verwickeltern Fällen und im höhern Kreise des Lebens, nicht ganz erreichbar.

Zur Tugend, zur Vollkommenheit des Menschen wird immer, neben der sittlichen Stimmung des Willens, die schon gedachte mechanische Fertigkeit — eine Frucht der Uebung, und des gesunden, beobachtenden Verstandes — erfordert. Zwar ist diese Fertigkeit, inwiefern sie einen Bestandtheil der Tugend ausmacht, selbst ein Produkt der Freyheit: sie entsteht nach dem Gebote der moralischen Vernunft, indem der (freye) Wille nach diesem auch äußerlich wirkt. Und wenn sich dieselbe auf die physische Natur, im Geiste wie im Körper des Menschen, bezieht; so hat die Freyheit auch darüber Gewalt: nicht zwar, wie zu dem unmittelbaren Willensakte, mit Einem Male — denn sie kann die Ge-

setze dieser Natur und ihres Mechanismus nicht aufheben — aber gewiß nach und nach, wofern nur der Wille fortdauert. *)

Und hier ist die Seite, wo die Erziehung vornehmlich (in näherm Bezuge) der menschlichen

*) Dieß gilt von jeder Richtung des Willens, von der sittlichen und von der unsittlichen, folglich auch von dem Uebergange desselben von dieser zu jener.

„Das Böse, das zur Fertigkeit geworden,
„Weicht nicht auf einmal. Mancher Tag muß schwinden,
„Und manche Nacht muß auf dem Dornenbette
„Der Reue wach und bang verwälzet werden —
„Eh' der Begierde wilde Stürme schweigen,
„Eh' sich des Willens Eisennacken bricht,
„Und in der umgebornen Seele wieder
„Die Tugend den verlornen Thron behauptet."

(Klarissa, übers. v. Kosegarten, B. 3. S. 202.)

Kultur zu Hülfe kommen, und den weitern Fortschritt derselben befördern soll; die Seite, wo auch der sittlich Denkende einer mannigfaltigen Uebung bedarf, und wo selbst die äußere, verfeinernde Bildung, als Folge der frühern Uebung, zum Behuf der sittlichen Thätigkeit im Kreise der Menschen nicht wenig beyträgt. Im Eifer für das Erste (Sittliche) hat man dieses Andere nicht immer hinlänglich bedacht. Wenn z. B. Rousseau, entrüstet — wie billig — über die unsittlichen Auswüchse der intellektuellen und der verfeinernden Kultur um ihn her, an mehr als Einem Orte die wahre Höflichkeit, im Gegensatze mit dem schaalen Wesen, dem leeren Wortgepränge und den gleißenden Formen, ohne weiters für die Wirkung der innern Sittlichkeit, des reinen Wohlwollens, der Achtung für Andre u. s. w. erklärt: so hat er

aller=

Der Wille ist hier mit der Neigung zusammengefaßt, inwiefern jener sich diese angeeignet, und die Fertigkeit erzeugt hat: dasselbe, was die neuere Philosophie mit Einem Worte „empirischen“ Willen nennt!

allerdings den wichtigsten Punkt genannt; aber er hat, in seinem schönen Eifer, vergessen, oder dabey nicht berührt, was doch wesentlich zur Sache gehört, daß auch die wahre Höflichkeit (und was überhaupt unter gebildetern Menschen dazu gehört) von der andern Seite nur ein Produkt der Angewöhnung und, zum Theile, nur die Frucht einer frühern Anleitung seyn könne. Doch muß dieses Andre, wofern es Werth und Dauer haben soll, immer zugleich eine Folge oder ein Mittel der Sittlichkeit seyn.

Gewiß, es ist ein schöner und erhebender Anblick, einen Menschen zu sehen, welcher mit der Rechtschaffenheit die feine, äußere Sitte, mit der Würde die Anmuth, und mit dem felsenfesten Sinne für Wahrheit, Tugend und Recht, die zartere Schonung und den feinern, um sich schauenden Blick der Klugheit vereinigt: ihm gebührt der schöne Name des Weisen, des Menschen von ächter Humanität und von höherer Kultur.

4.

„Die Laster mischen sich zum Stoffe (composition) der Tugenden, wie die Gifte zum

Stoffe der Heilmittel. Die Klugheit sammelt, und versetzt sie (tempere) und bedient sich ihrer mit Nutzen gegen die Uebel im menschlichen Leben." No. 180.

Eine Regel der Politik, im gewöhnlichen Sinne dieses Wortes!

Ohne Gifte sind gewisse glückliche Wirkungen in der Heilkunde nicht erreichbar: könnten ohne Laster — ohne die gröbere, wiewohl geschminkte, Abweichung vom Gesetze der Tugend — auch gewisse Erfolge in der Politik nicht erreicht werden? Ferner: das Gift läßt sich in gehörigem Maße mit andern Ingredienzien vermischen: läßt sich auch das Laster mit der Tugend mischen? — Wie empörend für jedes reinere Gefühl! Aber es giebt, nach dem Gange der menschlichen Kultur, so vieles, was auf Kosten der Sittlichkeit diese (bloß politische) Denkart begünstigt.

Die Folgen des sittlich Guten und Bösen fallen natürlicher Weise früher als ihr Grund in das Auge. Daher die frühere Bildung des Begriffs und der Sprache nach dem Gesichts-

punkte der erstern *)! Wer nun gewohnt ist, das moralisch Gute und Böse, in seinem Begriffe hiervon, immer zuförderst von Seite der Folgen aufzufassen, und dann im Lebenskreise der Menschen bemerkt, wie bald eine genaue pünktliche Beobachtung, bald eine kühne Verletzung des Sittengesetzes Glück und Wohlstand gewähre: dem kann der innere, wesentliche Unterschied zwischen Tugend und Laster um so leichter entgehen, da er seinen Blick, bey dieser Richtung des Verstandes, mehr oder gar ausschließend auf die Gegenwart heftet.

Die Täuschung nimmt zu, wenn er vorzüglich mit solchen umgeht, die, geübt in den Kunstgriffen des verfeinerten Eigennutzes, mit dem

*) Die Wörter „Wohl, Freude, Glückseligkeit u. s. w. kommen daher, in Schriften wie in der Sprache des Umgangs, viel öfter vor, und spielen eine weit glänzendere Rolle, als „gut, Sittlichkeit, recht“ u. dergl. Nur im Sinne der Bessern wird der moralische Grund ingeheim vorausgesetzt, oder mit der Folge zusammengefaßt.

(freylich vorübergehenden) Gewinne der Unsittlichkeit, der Lüge, des Betrugs u. s. w. nicht selten auch die äußere Folge der Tugend, auf die oben besagte Weise, geschickt vereinen.

Dazu kommt der Schein einer höhern Vollkommenheit, der jeden vorzüglichen Grad von Verstand, Geschicklichkeit, Klugheit u. s. w. umgiebt und begleitet. Diese Vollkommenheit ist an sich, unmittelbar und aus ihrem Standpunkte betrachtet, wirklich reell; und der Anblick, oder die Betrachtung derselben erweckt ein Vergnügen, eine Lust, die eben als solche, vermöge ihrer Beziehung auf einen im Grunde bloß physischen Gegenstand, dem moralischen Gefühle, der Empfänglichkeit für den Eindruck des Guten und sittlich Schönen nicht wenig Eintrag thun kann.

Auch der Bessere überläßt sich zuweilen dem Vergnügen, das ein feiner politischer Streich, den man hört oder lies't, fast unwillkührlich erregt; man sieht von dem Unmoralischen der Sache ab, und richtet, wie ich setze, sein Augenmerk bloß auf die Art, auf die Feinheit und Kunst, die sich in der Anlage und Ausführung zeigten. Aber

wie leicht kann diese hervorstechende (intellektuelle) Vollkommenheit unvermerkt selbst auf das Unsittliche des Planes einen mildernden Schein, oder gar ein blendendes Zauberlicht werfen!

Ueberdieß hat der geübtere Verstand an sich, der intellektuelle Vorzug als solcher, (so wie jede Kunstfertigkeit) eine eigene Beziehung auf die Leidenschaft. Indem sie dem Stolze, der Eitelkeit, dem Ehrgeize u. s. w. ingeheim schmeicheln, verleiten sie oft dazu, daß man dem Wissen und der Gewandtheit des Verstandes einen absoluten Werth beylegt; einen Werth, der nur dem Einen, was am Ende der Menschheit Noth ist, zukommt.

Ja, indem eben der geübtere Verstand dem unsittlichen Willen (wo dieser wirklich schon da ist) ein geschickteres Mittel, ein tauglicheres Werkzeug zur Ausführung seiner Plane darreicht, erhält er in den Augen des Handelnden gerade um so mehr Ansehen und Werth. Erhebt sich auch einmal dagegen ein besseres Gefühl, die Stimme des Gewissens; so lenkt das Interesse der Leidenschaft schnell den Blick wieder auf die physische

Seite, und befestigt, auf die eben gedachte Weise, das Urtheil und die freywillige Täuschung.

Zwar scheint es, daß eben mit der Uebung des Verstandes, mit der Masse des Wissens und der Begriffe auch der Antrieb zur Vollbringung des sittlich Guten (so wie die Kraft) wachsen müsse. Allein es kommt hier wesentlich darauf an, in welchem Felde der Verstand vornemlich geübt ward: in dem physischen oder moralischen; und dann selbst in dem erstern: welche Kraft da ihn regierte, oder seine Anwendung bestimmte. Findet sich nicht öfters, in der Gesellschaft wie im Geschäftsleben, ein sehr gebildeter und sogar glänzender Verstand neben dem bösen, unmoralischen Willen? Freylich verschwindet, über kurz oder lange, auch dieser Glanz unter dem zerstörenden Einflusse der Unsittlichkeit. —

Im Momente der sittlich guten Handlung, und in der Stimmung des Willens, sofern er dem heiligen Gesetze huldigt, kommt allerdings auch die Vorstellung (des Guten) und, inwiefern alle Vorstellung von dem Verstande abhängt, auch der letztere nothwendig vor. Allein dieses

ursprüngliche Bewußtseyn ist noch verschieden von dem Begriffe des sittlich Guten. Es ist aber mit dem moralischen Gefühle, so wie dieses mit der wirklichen Thätigkeit des guten Willens, innerlich verbunden. Erst nachher, indem man bey solcher Verfassung des Herzens über das Sittliche reflektirt, entsteht der Begriff. Wo aber das moralische Gefühl (der Achtung für das heilige Gesetz) nicht vorausging, da ist überall kein solcher Begriff möglich. Man sieht also, wie da, im Sittlichen, der Begriff auf eine besondere Weise vom Gefühle abhängt *), und inwiefern der Zustand des Herzens zur Erkenntniß der moralischen Wahrheit nothwendig beyträgt. Nachher kann allerdings die Reflexion, die weitere Ausbildung des Begriffs u. s. w. wenn sie besonders mit der Betrachtung des Schönen und Erhabenen in der Natur verknüpft wird, auch zur Belebung des sittlichen

*) Dieß hat jedoch, wie es scheint, der Verfasser der Briefe, welche Eberhard gegen Fichte's Appellation ꝛc. herausgab, nicht bedacht, indem er (S. 20.) das Gefühl vom Begriffe abhängig machte.

Gefühls beytragen. Aber das Physische (das Sinnliche und bloß Intellektuelle) kommt, in dieser Ansicht, immer nur als Stoff oder als Werkzeug der sittlichen Bearbeitung hinzu.

Zwar, insofern wir denkende Wesen sind, gründet sich auch der bloß intellektuelle Gesichtspunkt in unserer Natur; und man geht eigentlich nur von diesem aus, wenn man den Begriff von der Klugheit als solcher, und damit von der Politik, von der Feinheit des Geistes u. s. w. entwirft, bestimmt und entwickelt. Daher die geheime Täuschung, als wäre sie etwas absolut Gutes, hätte sie einen selbstständigen Werth und dergl., zumal wenn sie auch im Aeußern oft so reell und so glänzend erscheint. „Aber erscheint denn nicht alle Klugheit und Politik, wie vollkommen sie auch in ihrer Art seyn mag, über kurz oder lange selbst in ihren Folgen als Thorheit, wenn sie von dem moralischen Gesetze sich losband?“ — Gewiß! Allein diese Ansicht ist, im Ganzen und bey einem festen Begriffe, nur mittelbar; denn sie ergiebt sich nur auf dem Standpunkte der Religion, im moralischen Universum, das Gegenwart und

Zukunft umfaßt; ja, sie ist selbst, auf Einer Seite, erst die Folge von einer Stufe der sittlichen Ausbildung, die sich gerade da am schwersten einfindet, wo der Verstand, ohne Beziehung auf den sittlichen Endzweck, am meisten geübt ward. Denn was ist, ohne diese Richtung des Geistes, das glänzendste Wissen, eine Masse von Begriffen und jedes noch so schimmernde Raisonnement? Eine logische und ästhetische Maschinerie, oder höchstens ein psychologisches Spiel der Ideen, wobey eben das Theoretische und Praktische, das Physische und Moralische, bald da bald dort einseitig gefaßt, und auf die sonderbarste Weise amalgamirt, bunt durch einander spielen. *) Hier liegt die Quelle

*) Dieses Spiel hat, meines Wissens, Niemand feiner und treffender entwickelt, als Richardson in seiner Klarissa, nämlich in dem Charakter des Lovelace (man sehe besonders dessen Briefe im 5ten Bande.) Ein schönes Gegenstück, wiewohl im kleinern Kreise und auf seine Art hat uns neuerlich Lafontaine in der Geschichte Rheinfeldens — im 2ten B. seines Quinctius Heymeran v. Flaming — geliefert.

des moralischen Libertinismus und der verderblichsten Sophisterey! — Was den Schein noch verstärkt, ist die gepriesene Erfahrung: „daß, im Felde der Staatsklugheit, der (rechtschaffene und verständige, mit Einem Worte, der) weise Mann von dem klugen Kopfe, der sich an kein Gesetz bindet, nicht selten besiegt werde.“ Natürlich! Dieser hat mehrere Mittel und Werkzeuge zu seinem Zwecke, indem er sich ohne Bedenken — Alles erlaubt; er geht gerade über das Feld hin, und tritt mit kühnem Fuße die blühende Saat nieder, indeß jener selbst den weitern Umweg nicht scheut, um zu seinem Ziele unschädlich zu kommen. Daher das Bekannte: „der Minister, der Gesandte, der ächte, brauchbare Geschäftsmann könne nicht überall auf das Gesetz der Sittlichkeit achten,“ oder kurz und geradezu: „die Rechtschaffenheit vertrage sich nicht mit der Staatsklugheit;“ eine Behauptung, die, so scheinbar sie auch immer durch Geschichte und Raisonnements gemacht werden mag, doch nicht einmal den ersten Blick des gesunden und prüfenden Verstandes aushält. Es sey, daß der weise

Mann, der sich als solcher kein unsittliches Mittel erlaubt, dem feinen und bloß klugen Kopfe gegenüber mehr als einmal den Kürzern ziehe: aber im Ganzen und in der Folge wird er gewiß — unter sonst *gleichen* Umständen — die Oberhand behaupten. Auch die Weisheit ist Klugheit; aber nur die Klugheit im Dienste der Sittlichkeit verdient den schönen Namen der Weisheit. Also nur die sittlich geordnete Politik erhebt sich zu dem Range der Staatsweisheit; und *nur* dabey ist, selbst nach dem Zeugnisse der Erfahrung, Konsequenz, ein fester Gang und ein bleibender, in seinem Gefolge noch sichtbarer Vortheil.

Wahr ist es hingegen, daß der gewandte unsittliche Politiker, der mit dem besagten Glanze des Verstandes noch den Zauber des Aesthetischen (der feinen Sitte, des Geschmackes . . . .) und den sinnlichen Pomp vereinigt, von seinem Standorte aus sehr nachtheilig auf den Gang des öffentlichen Urtheils und der Kultur eines ganzen Volks einwirken müsse. Und lehrt nicht die Geschichte des Tages, in welcher (scheinbaren) Höhe ein Politiker dieser Art glänzen, und wie

er nicht bloß in den Augen der Menge, sondern auch vieler Kultivirtern, für einen „großen Mann" gelten könne, indem er gerade, um seinen Plan durchzusetzen, sich öffentlich und kühn über die heilige Schranke des Rechtes und der Sittlichkeit wegsetzt, oder noch zuweilen künstlich „den Stoff der Tugenden mit dem Stoffe der Unsittlichkeit mischt?" *) Kein Wunder, wenn nun der staunende Beobachter auch sich die Maxime abzieht: „Tugend und Laster zu mischen, ihre Stoffe zu sammeln und zu versetzen, und sich ihrer im täglichen Leben zu seinem größern Wohl zu bedienen!"

Gewiß trug dieser Glanz dazu bey, daß man die Wörter Politik, politisch u. s. f. auch in das gemeine Leben, mit dem Prädikate der Ehre und der Auszeichnung, übertrug. Nur ist hierbey, selbst für die Geschichte der Kultur, auch

*) Ehre jedem rechtschaffenen Staatsmann, um so mehr, je größer die Schwierigkeit ist, hier die Klugheit immer glücklich mit der Sittlichkeit zu verbinden! Aber ist nicht darum ein Lord Chatham, ein Bernstorf — unsterblich?

der Umstand merkwürdig: daß mit dem Worte noch mehr die Nebenbedeutung des versteckteren Eigennutzes aus dem Innern der Kabinete und aus dem Felde der Staatsaktionen — und wie man sieht, eben nicht zum Ruhme der letztern — in den allgemeinen Gebrauch überging; und daß fast in allen gebildetern Sprachen die Bedeutung sich festsetzte: „politisch heisse soviel als schlau, falsch, zurückhaltend, in einer geheimen, eigennützigen Absicht, verschlagen." Insofern man das Wort auf solche Art übertrug, scheint es metaphorisch. Allein die Metapher verlor sich in dem Maße, als man — mit der Politik mehr bekannt ward.

Indeß, wenn gleich die Staatsklugheit auf ihrem Felde die Sache (der Moralität) öfters verließ: so fand sie doch für gut, von dem Namen noch am gehörigen Orte, z. B. in Manifesten, Proklamationen und dergl. Gebrauch zu machen. „Wenn die Ehrlichkeit, der Sache nach, nur für Schwachköpfe gemacht ist; so können Männer von Geist sich wenigstens des Wortes

mit Nutzen bedienen" — sagt Carnot, *) mit einem satyrischen Blicke auf seine Kollegen in Frankreich. Und muß nicht dieses Spiel mit den Worten „Gerechtigkeit, Ehrlichkeit, Heiligkeit der Verträge" u. s. w. selbst auf die Stimmung der öffentlichen Denkart wieder nachtheilig wirken? Freylich beweist es immer zugleich, auf Einer Seite, den souverainen Einfluß des Sittlichen in der Menschenwelt. Es beweist, wie unzertrennlich die moralische Anlage mit der menschlichen Natur verbunden seyn müsse; obgleich diese Anlage sonst, in den Theorien der Philosophen sowohl als in der Praxis der Staatsklugen, sehr oft verkannt wird, und die feinere eigennützige Politik aus jenem Gebrauche selbst hervorscheint.

D'Alembert führt uns (man sehe „Lettres historiques, politiques et critiques," Vol. IV. p. 176.) zur Geschichte der ehemaligen Staatspolitik in Frankreich einen treffenden Zug an.

*) Der ehemalige Direktor, in seiner denkwürdigen „Reponse au rapport fait sur la conjuration du 18. Fructidor etc."

Ein Staatsmann, der ihn ersuchte, die Einleitung zu einem königlichen Beschlusse durchzusehen und zu verbessern, schrieb ihm wörtlich so: Je ne veux point admettre dans les arrets du conseil un vrai trivial et une clarté trop familiaire. Je veux un vrai de recherche, une clarté elegante, une naiveté fine, toute brillante, de termes pompeux, relevés inopinement, de phrases arrondies, de vocatives intermediaires et d'adverbes indefinis. Welche Unterscheidung: ein gemeines und ein gesuchtes Wahre! Gleichwohl fand er sich genöthigt, seine künstliche Lüge (vrai de recherche) auf den Stamm des natürlichen Sinnes für Wahrheit und Recht zu pflanzen.

Eben da findet bekanntlich auch der Intriguant im gemeinen Leben eine Seite, die er oft künstlich benutzt, und welche zu dem gehört, was für ihn den „Reiz der Intrigue" ausmacht.

Reiz der Intrigue — wie vieles liegt in diesem Worte, wie viel kommt zusammen, um diesen Reiz zu bilden! Die eigennützige Tendenz

des Willens liegt zum Grunde; der blendende Schein des Intellektuellen kommt, bey einem vorzüglichen Kopfe, hinzu; die Eitelkeit und der geheime Stolz finden daran ihre Nahrung; und je feiner der Plan angelegt, je verwickelter das Triebwerk, und je schneller und durchgreifender die Ausführung war: desto lauter ist itzt der Triumph, desto größer die Freude und das Wohlbehagen — und desto leichter wird nun die Stimme des Bessern, wie stark sie auch zuweilen im Innersten spreche, übertäubt. Man nehme dazu das Spiel der Phantasie, der Ideen, der Leidenschaften, den regen und auf die mannigfaltigste Weise befriedigten Trieb zur Thätigkeit, das Neue, Unerwartete u. s. w.

Natürlich mißt nun der feine Kopf jeden Andern, dem er auch Talent, Aufklärung u. dgl. zutraut, nach seinem Maßstabe. Ja, überzeugt, daß ein guter Kopf zur Ausführung eigennütziger Plane, zu Intriguen, Kabalen u. s. w. vorzüglich tauge, glaubt er dem Andern noch zu schmeicheln, oder, wie es heißt, ihm ein Kompliment zu machen, indem er die redlichsten Anträge desselben auf solche Weise verdreht. Es ist wohl ein eigner

schwerer Stand, eine eigene, schwere Empfindung für den rechtschaffenen Mann, wenn er sich einem solchen Intriguanten (der, wie ich setze, noch Macht und Ansehen hat) gegenüber befindet, und, beseelt von einem edlern Triebe, für Menschenwohl, für Unschuld und Gerechtigkeit spricht, während dieser nur darauf sinnt: „welche geheime Ursache, welche besondre Triebfeder hier den Andern regieren möge?“ und, indem er nun mit gespannter Aufmerksamkeit nach irgend einer Blöße hascht, und — eine vermeinte entdeckt, entweder seine Meinung, sein Urtheil von einer geheimen Absicht (das sich wohl gar auf Geradheit des Andern gründet!) zum Nachtheile desselben auf eine beleidigende Art äußert, oder, wo sich kein solcher Widerstreit findet, auf eine feinere und, wie er denkt, noch schmeichelnde Weise den Verstand (das „politische Talent“) desselben laut anerkennt, um — dem eignen Verstande mittelbar eine Lobrede zu halten, oder sein Interesse geschwind' in die Sache einzuflechten.

Dieser Einfluß der Politik war insofern nothwendig, als sie, nach dem natürlichen Entwickelungsgange des Menschengeschlechtes, ur-

sprünglich im feindlichen Gegensatze mit andern Staaten sich bildete, und inwiefern die Kultur des einzelnen Menschen erst von der bürgerlichen Gesellschaft ausging.

Furcht und Hoffnung sind die zwey mächtigen Triebfedern, wodurch die Staatsklugheit selbst der Unmoralität gute, rechtmäßige und sogar (dem Stoffe nach) tugendhafte Handlungen abzwingt: „Klugheit in Geschäften, und Feinheit im Umgange erhalten und beleben das Ganze.“ Und Sittlichkeit, Moralität? „Ah, pah! Moralität, Sittlichkeit“ — Aus dem Munde eines feinen Politikers, auf einem glänzenden Posten! — Freylich ist ohne Tugend in der Menschenwelt überall kein Wohl; und fehlet ihr Geist, so muß wenigstens ein Theil ihres Körpers durch gesetzmäßige (legale) Handlungen herbeygeschafft werden. Aber kann dieser ohne jenen lange bestehen? Und wird nicht hingegen auch der Körper — die Gesetzmäßigkeit im Aeußern und ihr wohlthätiger Erfolg — in dem Grade zunehmen, wie der Geist, die Moralität selbst, sich ausbreitet? Ein Fall, der freylich nur da eintreffen kann, wo

zuförderst die Staatsklugheit, anstatt im Aeußern zu tappen, und sich in so manche eitle und verzehrende Projekte zu verwickeln, vielmehr den Staatsbürgern die zu ihrer weitern Ausbildung so nöthige Muße, und dabey auch manche zweckmäßige Anstalt, manche wohlthätige Unterstützung gewährt: ob sie gleich übrigens, ihrem eigenthümlichen Zwecke gemäß, sich bey der Sache mehr negativ verhalten, und ihre Sorge auf die Entfernung der Hindernisse, auf Erhaltung der Ruhe und der allgemeinen Sicherheit einschränken mag. Eine solche Politik heißt mit vollem Rechte Staatsweisheit, da hingegen eine andere, die sogar mit dem Gesetze der Sittlichkeit spielt, und durch ihr Beyspiel auch die Moral des einzelnen Staatsbürgers (oder, wenn man lieber will, des Volkes) verderbt, mit demselben Rechte den Namen Staatsthorheit verdient. Was schon die Vernunft jedem tiefern und gesunden Denker als nothwendig ankündigt, das bestätigt früher oder später die Erfahrung (und wie schrecklich seit 10 Jahren in Frankreich, zumal bey einem kritischen Blicke auf die Art, wie gerade hier die Politik so lange vor der Revolution in jeder Hinsicht gewirkt hat!). Und so erscheint das,

was allerdings zunächst aus seinem — bloß intellektuellen — Gesichtspunkte betrachtet, wahre Klugheit und wahre Politik heißen muß, im Reiche der Menschheit durch das Medium der sittlichen Denkweise und, nach dem lauten Zeugnisse der Geschichte, selbst in seinen Folgen unklug und unpolitisch.

Ueberhaupt konnte auch die (bloße) Klugheit und Politik, sie zeige sich nun im Staatsrocke oder im Kleide des Privatmanns, niemals den Beobachter auf solche Art blenden, oder seinen Blick dergestalt fesseln, wenn er sein Auge nicht so fest auf die Gegenwart und die äußern Vortheile der Tugend, als vielmehr auf die innere (beseligende) Folge derselben und auf das Ende, wo sich jener materielle Gewinn der Politik oft so schauerlich verliert, hinrichtete. Allein eben dieser Blick in das Innere, und diese Aussicht setzen schon eine höhere Kultur voraus. Und zu einer solchen Aussicht wird insbesondere noch, außer dem freyern Auge des Geistes in der Sphäre der Sittlichkeit und des menschlichen Lebens, in manchem einzelnen Falle — wo z. B. die unterdrückte Unschuld ihr Haupt auf diesem

Weltpunkte nicht mehr emporhebt — eine edlere religiöse Stimmung erfordert. Auch der Mangel und selbst das Gegentheil der innern, beseligenden Folge der Tugend (des ersten und schönsten Theils der menschlichen Glückseligkeit,) die Unzufriedenheit mit sich selbst, das peinigende Gefühl der Unruhe u. dgl. kann dort einem auch sonst feinen und scharfen Beobachter nicht dergestalt auffallen, daß nun jener äußere Glanz und Wohlstand ihn um viel weniger zu täuschen vermöchte. Denn so wie sich diese innere Folge nur dem reinen Herzen ergiebt, so wird sie auch nur von einem moralisch zartern (und sonst weniger zerstreuten) Sinne auf eine schmerzliche Weise vermißt. Nur einer schönen Seele ist es Bedürfniß, „sich vor innerer Verwirrung zu bewahren, den holden Frieden der Seele, die schöne Harmonie mit seinem bessern Selbst zu erhalten" *) u. dgl. Und wiewohl der innere,

*) Der Grund ist hier immer mit der Folge (das Sittliche in concreto) gefaßt: genug im wirklichen Leben — für eine Seele dieser Art; aber nicht zureichend gegen die Sophistereyen einer

moralische Zustand eines Menschen zur physischen Natur in einem solchen Verhältnisse steht, daß seine Folgen auch hier, im Aeußern, in der Miene, im zartern Spiegel des Auges, in der äußern Haltung des Charakters u. s. w. auffallen müssen: so ist es doch eben der bemerkte Schimmer, das bunte Farbenspiel einer raffinirenden Kultur, und selbst das laute, umgebende Geräusch, was diese Folgen für die Gegenwart minder auffallend macht.

Es ist immer nur der (sittliche) Grund, welcher uns hier, so wie überhaupt im Gewirre

falschen Theorie! Und selbst die (wahrhaft) schöne Seele wird im Handeln nur von dem Grunde, von der Achtung für das sittlich Schöne, für das Gute als solches belebt: der Sinn ist besser, als der Ausdruck und der Begriff, inwiefern sie diesen im bloßen Denken macht, und darin die Folge mit dem Grunde vermischt, oder gar hervorzieht, da sie freylich dieselbe durch Erfahrung so innig kennt, und etwa noch durch eine frühere Gewohnheit zu diesem Ausdruck und Begriffe sich hinneigt.

des Lebens, sicher leiten kann. Damit ist nothwendig, vermöge der sittlichen Beschaffenheit des Willens, das zartere moralische Gefühl und die Lebensweisheit vereinigt; sie kommen in dem Verhältnisse hinzu, als der Wille in dieser Richtung, und gelenkt von demselben auch jede andere Kraft (nach Maßgabe des Aeußern) fortwirkt.

Mit dem moralischen Gefühle verbindet sich dann auch der Beobachtungsgeist. Und mit diesem zartern Sinne, dem Resultate von beyden, ist es gewährt, die Erscheinungen des Sittlichen in der Sinnenwelt wirklich aufzufassen. Ihm kann auch der Ausdruck des Unsittlichen, selbst in der glatten Miene, in dem abgeschliffenen Aeußern des Höflings, oder des feinen, eigennützigen Politikers nicht immer entgehen. Die Kraft, welche den Menschen beherrscht, bricht durch! Selbst das glattgeschliffene, mit keinem bestimmten Ausdruck bezeichnete Gesicht macht sich dem gesunden, prüfenden Auge schon dadurch verdächtig, daß es — nichts sagt. Und es kommen Momente, wo das

Innere auch hier, mehr oder weniger kennbar, durchblickt.

Aus der Wurzel des sittlichen Gefühls sproßt ferner die richtige, feinere Empfindung, die eben im wirklichen Leben (vorzüglich bey der zarten Organisation des schönern Geschlechts) oft sicherer leitet, oder bestimmter und glücklicher trifft, als der Begriff und die Grundsätze. Weil nämlich diese erst nachher entstehen, oder mit der Urquelle des Sittlichen weniger nahe zusammenhängen, kann sich dann leicht etwas Fremdartiges einmischen. Und wiewohl die Vernunft überall insofern zum Grunde liegt, als das moralische Gesetz aus ihrer Natur hervorgeht; so kommt es doch in jedem wirklichen Falle sehr darauf an: ob die Vernunft, die sich nun äußert, auch wirklich die moralische sey, da bekanntlich die theoretische, (die Vernunft als bloße Denkkraft, als Raisonnement) angeregt und bestimmt von der geheimen Neigung, so leicht vorspringt, und das Urtheil verfälscht. *) Hin-

*) „Also gäbe es eine doppelte Vernunft oder gar — zwey Vernunften im Menschen?" —

gegen kann auch die Empfindung, wenn man sich dieser allein überläßt, durch den Einfluß der Phantasie und der Sinnlichkeit leiden. Daher fordert die Weisheit, daß man im Sittlichen, um die Handlungsweise noch mehr zu sichern, die zartere Empfindung und den richtigen Begriff, oder die (festern) Grundsätze, mit einander verbinde.

Zur Lebensweisheit gehört nothwendig auch die Klugheit, als solche, *) d. i. die

Nein! Aber zwey wesentlich verschiedene (ursprünglich gegebene) Seiten der Einen Vernunftkraft; und man könnte das Obige auch so ausdrücken: ob nun wirklich die praktische Seite der Vernunft sich äußere, da u. s. w.

*) Diese kommt im wirklichen Leben niemals als bloße Klugheit, d. h. isolirt vor; denn sie steht hier immer mit dem sittlichen oder mit dem unsittlichen Willen im Bunde. Aber inwiefern sie täuscht, wirkt sie als bloße Klugheit, oder als solche: sie ist nämlich dann nicht in Verbindung mit der Sittlichkeit, und die Unsittlichkeit, der sie dienet, kann als solche nicht blenden.

Erfahrung, der beobachtende (empirische) Verstand, vereint mit dem Raisonnement, mit dem feinern Kalkul der Beurtheilungskraft, kurz, mit der theoretischen Vernunft. Denn obgleich diese, vermittelst ihrer Syllogismen, aus der Erfahrung (oder Beobachtung,) worauf sich ihr Gebrauch im Leben stützt, nicht mehr herausnehmen kann, als — darin liegt, und folglich zur Begründung des Sittlichen, zur Bildung des ursprünglichen Begriffs u. s. w. ganz untauglich ist: so kann sie dennoch im Aeußern, um das Sittengesetz hier auszuführen, eben so wenig als die Erfahrung entbehrt werden, damit nämlich der Handelnde „es nicht nur gut meyne, sondern auch gut treffe,“ d. h. damit der äußere Erfolg dem (guten) Willen des Handelnden entspreche. Doch wird auch hier der eigentliche Werth der Handlung, und die Achtung oder Belohnung, welche dem Menschen gebührt, keinesweges durch den Erfolg, oder nach dem Maßstabe der Klugheit bestimmt. Diese hat selbst nur einen bedingten Werth, indem sie nur als Mittel hinzukommt. Und wenn der Wille desjenigen, der insoweit die Absicht seiner Handlung nicht erreichte, wahrhaft gut war; wenn er sich, aus

unverschuldetem Mangel an Kenntniß oder an Fertigkeit in Berechnung der äußern Verhältnisse, bloß im Stoffe vergriff, und dann in den nähern oder entferntern Folgen seiner Handlung sogar Unheil anrichtete: so bleibt darum sein Werth *) vor dem innern, moralischen Gerichtshofe nicht weniger gültig, und die Belohnung, die ihm nach Maßgabe seiner innern Thätigkeit zukommt, nicht minder gewiß. Ja, das edlere und sittlich starke Gemüth wird auch diesen Mißgriff, unterstützt — wie ich annehme — von einer sonst hinlänglichen Kraft, in der Folge reichlich vergüten, wenn nur keine äußere Gewalt in seinen Kreis eintritt, und ihn feindselig stört.

Wie schön zeichnet sich hier die ächte, moralisch vermittelte Brauchbarkeit vor

*) Ein ganz anderer, als der in dem Bekannten (aus England): „wie viel ist er werth?" — Von dem Einflusse und den groben Täuschungen des bloß Sinnlichen kann übrigens hier die Rede nicht seyn; denn nur das Intellektuelle und Aesthetische sollte da, in seinem Verhältnisse zum Sittlichen, bestimmt werden.

der bloß politischen aus! Man kennt das Gewöhnliche: „ein brauchbares Subjekt! hat er Talente?“ u. dgl. ohne weitere Rücksicht, als etwan auf feine Sitte und äußern Anstand.

Die sittliche Lebensklugheit, oder mit Einem Worte, die Lebensweisheit schafft überdieß, von mehr als Einer Seite, den reichsten Genuß, während sie ihren Blick eigentlich nur auf das Sittliche, auf das Schöne und Edle, kurz auf das Moralgesetz und dessen weitere Ausführung hinrichtet. Dagegen verfehlt die eigennützige Klugheit, wie gewandt und scharfblickend sie auch immerhin sey, ihre Absicht im Ganzen gewiß, und oft schon gegenwärtig auf eine schauerliche Weise. So erscheint sie dann bey dem weitesten Blicke — kurzsichtig. Sie kennt nicht die Verkettung und den großen Zusammenhang der Dinge in dem allumfassenden Reiche der Sittlichkeit, oder, was hier Eines ist, im Reiche der Gottheit; denn sie lebt im Streite mit ihr. Ist das Herz nicht für das Gute gestimmt, so kann dem Verstande das schöne, praktisch nothwendige Band zwischen Gut- und Wohlseyn nicht einleuchten. Und die Leidenschaf-

ten (der Ehrgeiz, die Herrschbegierde, die Geldsucht u. s. w.) verschleyern selbst für die Gegenwart, bald auf dieser bald auf jener Seite, den Blick: man zieht das Auge von dem ab, was nun gerade dem gefaßten Plane nicht zusagt; man glaubt es nicht, nimmt keine Vorstellung an ..... Einen auffallenden Beweis liefert uns die neueste Geschichte aus dem Felde der — revolutionairen Politik. In Italien durften, nach Bonaparte's Abzug, französische Soldaten die gröbsten Ausschweifungen, und mehrere, von Direktoren oder Ministern abgesandte Kommissair's die schändlichsten Plünderungen verüben. Man weiß, wie kräftig sich einmal dagegen ein großer Theil des Officier-Korps in Rom erklärte! Und in der Schweiz kam zu der Gewalt, die man angewandt hatte, noch die empörende Raubsucht eines Rapinat, und der Hohn, den er selbst gegen den neuen Senat sich erlaubte, unterstützt von dem, nun ausgetretenen Direktor Rewbel. *). Und die Folge: Tausende

*) Kein Wort davon, was die Anekdote, bey allen diesen Plünderungen, noch von einem geheimen Bunde erzählt! — Posselt in seinen Euro-

stehen auf, und kämpfen mit der neuen, anrückenden Macht wider sie. Wie ganz anders würde, zumal in der Schweiz bey dem alten Verhältnisse gegen die leztere und bey dem eingewurzelten Hange zur Freyheit, die natürliche Folge gewesen seyn, wenn sie, im Ganzen, nur

päischen Annalen von demselben Jahre (1799), in welchem dieser Aufsatz für den Teutschen Merkur verfaßt wurde, sprach schon deutlicher: „eine Kette von Korruption, deren oberster Ring „bis in die Gemächer des Luxemburgs hin„aufreichte.“ Man erinnert sich, welche dringende und oft wiederholte Vorstellungen der Helvetische Gesandte zu Paris machte. Umsonst! Er fand kein Gehör, keinen Eingang. Ob sich aus den Begebenheiten, die bald nachher folgten, als besonders Massena die Russen in der großen Schlacht bey Zürich schlug, ein gleiches Resultat für unsre gegenwärtige Ansicht der Politik ergebe: darüber möge der Leser, dem besonders die nachfolgende Stimmung des Schweizervolkes nicht fremd blieb, für sich entscheiden! Nur so viel möchte ich hier über das ehemalige französische Direktorium noch bemerken. Wiewohl der

einigermaßen gerecht und edel gehandelt hätten. So fällt das Unrecht und die grobe Unsittlichkeit auf ihre eigenen Urheber strafend zurück! — Gewiß, so schmerzlich dieser neue, blutige Krieg jedem Freunde der Menschheit fallen muß, so kann doch eine Erscheinung dieser Art dem un-

reißende Strom der neuern Begebenheiten das Andenken an dasselbe aus dem Sinne der Meisten fast weggetilgt hat, so dürfte doch eine ausführlichere, pragmatische Darstellung von dessen Regierungsweise, von dessen Benehmen und Schicksalen noch immer sehr geschickt seyn, laut und kräftig zu beweisen: daß jede *Unmoralität*, im Staatenverhältnisse wie im Kreise des Privatlebens, auch *Unpolitik* sey! Es könnte daher ein Werk entstehen, das in Republiken und in Monarchien gleich brauchbar wäre: „ein Goldener Spiegel" für die Politiker jeder Art. Wie hoch, auf welcher Stufe der Macht und des Ansehens stand dieses Direktorium in den Jahren 1797 und 1798, und wie tief sank es bald nachher!! Möchte sich dem besagten Werke ein Mann unterziehen, der mit der Geschichte, mit der Politik, und — mit der Moralität recht bekannt wäre!

partheyischen Beobachter (der das Unrecht, auf welcher Seite es sey, innig verabscheut, und eine vergeltende, selbst im Laufe der Natur waltende Gerechtigkeit glaubt) wenigstens in Einer Hinsicht noch wohlthun. —

Auch gegen die **Uebel** im menschlichen Leben gewährt die Lebensweisheit eine feste und sichere Schutzwehr; denn gestützt auf das innere, moralische Fundament, weiß sie dem (physischen) Uebel selbst noch eine annehmliche, sittlich brauchbare, und in ihren Folgen wieder belohnende Seite abzugewinnen.

Zwar sind mit der moralischen Stimmung innerlich und äußerlich Leiden verbunden, welche der Rohsinn und die verfeinerte eigennützige Klugheit nicht kennt. Allein so wie man in der sittlichen Thätigkeit fortschreitet, wächst die Zufriedenheit von innen, das Wohlgefallen am Guten, und die innige, theilnehmende Freude an jedem schönen Zuge, den man von Andern lies't, hört oder sieht. Selbst über den Lauf des Ganzen und über das endliche Schicksal der Menschheit geht dann immer mehr ein erfreuendes Licht auf.

Und was von Wohlseyn im Aeußern Anfangs noch abgeht, das kommt theils auf der moralischen Seite, theils in der Folge und mittelbar selbst auf der physischen reichlich herein. So mag z. B. der gewandte Politiker, der raffinirende Lüstling, in den Briefen eines Lovelace — bey diesen Feinheiten des Verstandes, diesen „Delikatessen" der Intrigue, bey dem unerschöpflichen, immer weiter um sich greifenden Scharfsinn u. s. w. — mit dem größten Entzücken, wie in seinem Elemente leben, indeß ein anderer Leser, der mit gleichem Sinne für den Werth eines großen Verstandes, für treffende Darstellung und feine psychologische Entwickelung noch das zartere moralische Gefühl verbindet, weit mehr Schmerz (bey dieser schrecklich unmoralischen Tendenz!), weit mehr bittere und drückende Empfindung, als Freude oder Vergnügen fühlt. Allein wie innig fühlt er dagegen jeden schönen und großen Zug in den Briefen der Klarissa und ihrer edlen Freundin (um noch in diesem Beyspiele zu bleiben!). Hier, in dem schönen Bunde mit einem reinen, moralisch gestimmten Herzen, betrachtet er auch die Aeußerungen eines vorzüglichen Verstandes und selbst die Blitze des Witzes mit hoher

Freude. Und wenn das unreine Vergnügen des Ersten durch die verwüstenden Ausflüsse derselben Quelle verschlungen wird: so strömt um dem Andern die Quelle der Glückseligkeit mit neuer, fortdauernder Fülle, indem er sich eben durch den trefflichen Innhalt und die Art, wie er las, mit neuer Kraft zu allem Schönen und Guten gestärkt findet.

Und dann ist es eine Maxime der Weisheit: man vereinige, in Absicht der Uebel, die man nicht heben kann, den festen, ruhigen Blick mit dem feinern und zartern Gefühle: eine Forderung, die natürlich nur wieder auf dem Wege der Uebung erfüllt werden kann.

Freylich ist zu dieser ruhigen Ansicht der Dinge die (ächte) Religion, selbst eine schöne Frucht der Sittlichkeit, unentbehrlich. Aber es kann ja die Moral selbst, wenn sie von einem festen Punkte ausgeht und konsequent fortschreitet, ihren Kreis nur mit dieser Linie schließen.

5.

„Es giebt Fehler, die geschickt herausge=

hoben, heller glänzen, als die Tugend selbst."
No. 350.

Ein glänzendes Paradoxon! — Wer auf dem Wege seines Lebens Redlichkeit und feine Sitte, Willensgüte und Klugheit öfters getrennt fand; in dessen Auge mag eine solche Behauptung wohl die Farbe der Wahrheit annehmen, wenn er nicht zugleich mit dem Wesen der Sittlichkeit — im richtigen Begriffe, oder doch im reinern Gefühle — und mit der eigenthümlichen Wirkungsart des Aesthetischen und Intellektuellen wohl bekannt ist.

Gewiß kann der Fehler als solcher keinen Glanz von sich werfen. Zeigt er sich nun gleichwohl in dieser Gestalt, so ist es die feine Sitte bey der Erscheinung, und der gewandte Verstand in der Ausübung, welche ihn mit dem blendenden Lichte umgeben. Beyde können aber nicht minder der Tugend, oder der Sittlichkeit dienen; und wenn sie diese letztere in der äußern Sphäre der Menschheit begleiten, sollte dann die Tugend nicht heller glänzen, als jeder

noch so künstlich geschminkte und herausgehobene Fehler? —

Jedoch, die Tugend ist bescheiden; sie drängt sich nicht vor, und sie bedarf, um dem Kenner als schön zu erscheinen, keiner Schminke und keines äußern Staates. Nur vermag nicht jeder, sie mit dem göttlichen Plato (wenn es erlaubt ist, dieß erhabne Prädikat, nach Cicero, einem Menschen zu geben) in ihrer nackten Gestalt, in ihrer reinen, ursprünglichen Schönheit zu erblicken. Wie der Mensch ist, von seiner moralischen Seite, so denkt er, und so nimmt er die Dinge auf, die ihn umgeben und auf sein Inneres einwirken. Wer sich nun gerade auf den mittlern Stufen der Kultur befindet; wer vorzüglich das Intellektuelle und Aesthetische *) in sich ausgebildet, oder dafür bey Andern, an Menschen, in Büchern, an Kunstwerken u. s. w. vorzüglich

*) Im weitern Sinne, inwiefern es sich der Form nach (als schön, groß, fein u. s. w.) vom bloß Sinnlichen unterscheidet; nicht in der engern Bedeutung, die es auf die Geschmackslehre als Wissenschaft einschränkt.

Sinn hat: dem kann allerdings ein Fehler, ja sogar eine grobe Abweichung vom Gesetze der Tugend, in jenem Gewande weit schöner und glänzender vorkommen, als die Tugend selbst, sofern diese in dem Charakter des rechtschaffenen, aber im Aeußern viel weniger gebildeten Mannes erscheint. Die rauhere Außenseite des letztern wirft natürlicher Weise auf dessen Charakter, in den Augen des erstern, einen Schatten, erregt Spott oder Geringschätzung, und hemmt die äußere Wirkung des Guten. Deßwegen ist es in den höhern, gebildetern Ständen eine eigne Pflicht für den rechtschaffenen Mann, eine besondre Aufgabe für den Freund der Tugend und der weitern Kultur, auch sein Aeußeres zu verfeinern, und mit Ernst die rauhe Ecke, die etwa eine frühere Erziehung zurückließ, wegzuschleifen, theils — wie schon bemerkt — um der Sittlichkeit im Kreise der Menschen mehr äußern Raum zu verschaffen, theils um dem verführerischen Reize, womit die feine Sitte (und die Gewandtheit des Verstandes) auf den sinnlich Gebildeten wirkt, Abbruch zu thun. Wer so das Geringere besitzt, der kann nun das Größere mit Nachdruck und Erfolg geltend machen. —

Es ist indeß schwer, sich mit der Verfeinerung des Aeußern (Politur) ernstlich zu befassen, ohne darauf einen zu großen Werth zu legen. Ein „schönes" Benehmen gewinnt so leicht den Schein und das höhere Ansehen des „sittlichen!"

Nirgends wird diese Täuschung mehr begünstigt, nirgends erscheint selbst der gröbere Fehler so leicht in einem glänzenden Lichte, als — in den Zaubergefilden der Liebe oder (um ein passenderes und, zur Ehre unseres deutschen Vaterlands, fremdes Wort zu gebrauchen) der Galanterie.

Wenn im Gebiete der Politik mehr die Kraft des Verstandes, das Intellektuelle als solches, zum Nachtheile der sittlichen Kultur thätig seyn kann: so ist es hier, im Felde der Galanterie, die schöne Sitte und die verfeinernde Kultur, welche vorzüglich, auf mehr als Einer Seite, zum Schaden der Sittlichkeit wirkt.

Und wie merkwürdig, für die Geschichte der Kultur sowohl als der Sprache, daß nicht nur der einfachere oder minder raffinirte Wollüst-

ling, sondern auch — der Wüstling glänzend und sogar liebenswürdig heissen konnte! Schon daraus leuchtet das eigne Verhältniß, in dem sich die intellektuelle und die verfeinernde Kultur zur moralischen befindet, auf eine besondere Weise hervor.

Auch dem „Lüderlichen,“ dem ausschweifendsten Lüstlinge werden zuweilen, selbst in unsern bessern Zirkeln, Prädikate ertheilt, die es beweisen, wie sehr der ursprüngliche Sinn dieses Wortes unter der Firma des Konventionellen gemildert ward: „er ist liederlich, *) heißt es, trotz Einem, aber artig, fein, angenehm,“ oder gar: „aber treu, brav, geschickt.“ Der leichte, oder mildernde Ton, womit man das Wort (selbst „lüderlich“) ausspricht, beweiset den Einfluß des Aesthetischen und Intellektuellen auf die sittliche Denkart. „Brav, treu“ u. dgl. sind nur — Redensarten, oder vorübergehende Erscheinungen einer bessern Naturanlage. In dem giftigen Nebel der (herrschenden) Sinnlichkeit erlischt früher oder

*) Oder lüderlich, von Luder. Welch ein Wort! Aber die Sache? —

später jeder bessere Funke; und selbst die schönen und großen Gaben eines Alcibiades *) gereichen dann ihm sowohl als seinem Vaterlande nur zu desto größerm Verderben.

Man hat es ferner zum guten Tone, zu einem Gesetze der feinen Lebensart erhoben, daß man in der Gesellschaft und überhaupt im Kreise eines feinern Publikums das Wort „H—re" nicht ausspreche, und selbst in Schriften, die für diesen Kreis bestimmt sind, nicht brauche oder — doch nicht ganz ausdrücke. Billig! denn es ist ein häßliches Wort. Aber ist die Sache nicht eben so häßlich? Bekommt doch jedes Wort seine

*) „In quo, quid natura efficere possit, videtur experta." Corn. Nepos. Natura? Ja wohl! versetzte jemand lächelnd; nämlich das Wort im engern und gemeinen Sinne genommen, als das Physische im Gegensatze mit der moralischen Anlage. Alles, was aus dieser Natur hervorgehen kann, ist höchstens ein schimmerndes Raffinement der Sinnlichkeit, das sich nach dem Aeußern bald so, bald anders darstellt. Selbst die geistige Kraft ist hier der Sinnlichkeit dienstbar.

eigentliche Bedeutung und seine Gestalt nur durch den Gegenstand, den es anzeigt! Und kann der mildere Name, oder die äußere Umgebung von feiner Sitte, von Grazien und Amoretten der wilden Sache das Mindeste von ihrer innern Gestalt, von ihrer Unmoralität benehmen? „Aber das Bedürfniß des Herzens!“ — ist Lüge, wo man auf Genuß als solchen ausgeht. Und verdient gleich das gebildetere Mädchen, das noch Geist, Artigkeit und Kenntnisse besitzt, mit der rohern Dirne nicht in Eine Klasse gesetzt zu werden: so ist doch eben der Genuß, dem noch das Intellektuelle und Aesthetische dient, in dem reinen Auge der Sittlichkeit und nach dem Urtheile des gesunden Verstandes, zumal wegen der Folgen, nur desto abscheulicher.

Man umgeht auf gleiche Art unvermerkt immer mehr das ausländische „Maitresse,“ weil sich, wie billig, auch diesem Worte nach und nach eine Mackel anhängte, oder weil man ein deutsches wünschte u. s. w. „Gebieterin“ stand dem (minder galanten, oder auch dem freyern) Deutschen nicht so fast an, als das schöne Wort, „Geliebte.“ Aber wer kann

dieses dulden, wenn er die ächte, menschenwürdige Liebe kennt, und wenn er weiß, wie unvermerkt ein schönes Wort seine ursprüngliche Bedeutung — theils nothwendig, bey jenem Gebrauche, theils natürlich, nach der bekannten Unart unseres menschlichen Sinnes — zum Nachtheile der guten Sache verlieren könne? Dasselbe gilt von der Art, wie man neuerlich das Wort „Freundin" gebraucht hat. Wir kennen den schönen Bund, in welchem die Freundschaft mit der (ächten, reinen) Sittlichkeit steht. Was Gleim von der Freude sang, könnte man, wiewohl nicht ganz in gleicher Rücksicht, auf die Freundschaft anwenden:

Tugend und Freundschaft sind ewig verwandt,
Es knüpfet ja beyde ein schwesterlich Band. *)

*) „Aber die Treue, die Innigkeit, womit zuweilen selbst ausschweifende junge Leute aneinander hängen?" — ist nur ein Analogon von Freundschaft, sofern diese zugleich auf einem sympathetischen Zuge, auf Gefühl und Angewöhnung beruht.

Freylich es ist mehr der feine Name, als der ächte Sinn, um den man sich kümmert. So wird dann eben das, was man mit seinem eigenen Namen nicht aussprechen darf, unter dem Schutze sanfterer Benennungen frey in den Gesellschaftskreis eingeführt, und hier öffentlich, laut und unbefangen (hin und wieder) selbst von manchem schönen Munde besprochen. Wohl! man denkt dabey weniger an das Grobsinnliche: die Phantasie gleitet leichter darüber hin. Aber ich fürchte, der moralische Sinn wird nun auch weniger getroffen, und das Unsittliche der Sache selbst leichter entschuldiget, oder gar gerechtfertigt. Eben diese schonendere Benennung, eben die leichten Scherze, die feinen Anspielungen u. s. w. streuen über die Sache, wie unmoralisch und zerstörend sie in dieser Richtung auch seyn mag, ein verschönerndes Licht. Um so kühner wirkt dann, zumal bey der feurigern oder leichtsinnigern Jugend, die *Phantasie* und vermittelst dieser der *grobe, physische Trieb*. Für die menschliche Kultur wäre daher, wie es scheint, weit besser gesorgt, wenn unter allen Gebildetern das Gesetz gälte: „die Sache — außer der schönen Grenze, die ihr von der moralischen Vernunft als

nothwendig gesetzt wird — mit keinem Worte zu berühren, oder, wo man dieselbe nennen muß, sie mit ihrem eigenen treffenden Namen, und in dem Tone des Abscheus, welchen sie da verdient, auszudrücken.“

Und wer durfte das holde Wort „Freude,“ das lieblich wie Silberton jedem unverstimmten Menschensinne klingt, zuerst in dieser Beziehung und solcher Zusammensetzung „Freudenmädchen“ gebrauchen? Gewiß, das Wort macht dem Deutschen keine Ehre, wiewohl die frühere Bildung der französischen Sprache, und inwiefern Frankreich auch hier eine Spur seines Einflusses („fille de joie“) auf Deutschland verräth, das Wort einigermaßen entschuldigt. Ja, die „Tochter der Freude“ klingt noch schöner und edler, als das „Freudenmädchen:“ eine Verschönerung auf Kosten der sittlichen Denkweise! Zwar gelten die Wörter wie die Münzen (verba valent sicut nummi;) und in dem Ohr' eines gebildetern Menschen, welcher besonders mit dem moralischen Zartgefühle Erfahrung, die Kenntniß des Menschen und der Welt vereinigt, wird das Freudenmädchen bald eben so widrig tönen,

als — die Lustdirne. *) Allein welch einen ganz andern Eindruck wird gleichwohl das erstere

*) Dasselbe, was Hr. Campe vorschlug, und zwar, wie man sieht, im gerechten, überwiegenden Gefühle des Unsittlichen. Nur dürfte das Wort, da es nach der angenommenen Bedeutung zugleich auf Mangel an geistiger (intellektueller) Bildung und an äußerer Politur hindeutet, in unsern gebildetern Ständen schwerlich Eingang finden. Passender scheint das Lustmädchen. Man sagt ja auch Lustseuche. — Beleidigt diese Zusammenstellung? O möchte nur unser innerer, moralischer Sinn immer so zart (delikat) seyn, wie dieß äußere Benehmen, in Ansehung des Konventionellen, der Worte, der schonenden Form, der Windungen, des Ausbeugens, des leichten Berührens u. s. w. Auch diese Delikatesse ist schätzbar: aber sie hat nur dann einen bleibenden Werth, wenn sie zugleich als Blüthe und Aeußerung der moralischen Delikatesse erscheint. Außerdem breitet sie nur einen leichten und täuschenden Schleyer über den wilden, unsittlichen Grund, der gleichwohl in der Folge auch im Aeußern nur um so wilder hervortritt.

in dem Sinne des Jünglings erregen, der einerseits im Sittlichen, im Grundsatze und in der Erfahrung desselben, noch weniger befestigt ist, und der sich andrerseits eben geneigt findet, Alles um sich her im Rosenschimmer einer jugendlichen Phantasie zu erblicken? Noch abgesehen von dem Falle, wo der physische Trieb schon mächtiger wirkt, und, im geheimen sophistischen Bunde mit der raisonnirenden Denkkraft, jeden Genuß, jede Befriedigung, zu beschönigen wagt! — Ueberdieß muß der herrschende Gebrauch eines solchen Wortes nothwendig unserm innern Sinne das Böse und Verderbliche der Sache immer, mehr oder weniger, verbergen. Wie befremdend eine solche Behauptung, gleich einer bloßen, willkührlichen Folgerung, dem Leichtsinn und dem flachern Blicke des Halbdenkers auch scheinen mag: die Folge ist nach der Art, wie bey uns das Gedächtniß, die Erinnerungskraft, der Körper, und selbst die Seele (von dieser Seite) wirkt, nothwendig.

Natürlich äußert sich diese Art von einseitiger Kultur auch in den Produkten der Schriftsteller, im Fache des Schönen: so wie sie hirwieder von

denselben genährt wird; und man weiß, daß auch unsre deutsche Literatur schon mancherley Beweise hiervon enthält. Heißt es doch in einer neuern Sammlung, die selbst zur Erholungslektüre für das gebildetere Publikum bestimmt ist:

„Begeht ein glückliches Verbrechen!
„Vor Amors Thron wird's stets verziehn."

Und das Verbrechen, das vorher (con amore, aus der Mythologie) erzählt wird, ist nur eine — Nothzüchtigung. Und das schrieb ein Deutscher! *) — Eine ganz andere Bewandtniß hat

*) Nicht viel besser ist folgendes: „Die vaterländischen Mädchen, in allem Liebreize blühender Jugend, gehen zahllose Reihen der Jünglinge vorüber, und sinken nach wollustvollem Kampfe in die Arme des Mannes, der für sein Vaterland" u. s. w. (An junge Officier's). Wo ist hier Zartgefühl, oder auch nur Wahrheit der Darstellung, so schön diese außerdem ist? Und das von einem Kantianer, dem man, nach dem gepriesenen Princip, wohl einen reinern Sinn zutrauen konnte! Doch an diesem Misgriffe ist das Princip ganz unschuldig.

Bayerische Staatsbibliothek München

es mit solchen Gemählden, Schilderungen, in welchen eben die zauberische Wirkung, die „Geist und Schönheit“ im Dienste der Sinnlichkeit hervorzubringen vermögen, nach ihrer Wahrheit, d. i. nach der Natur dargestellt wird. Um diese letztere so wahr, so vollkommen als möglich darzustellen, ist eben die frische Farbe, das blühende Kolorit, Witz und Phantasie, und oft jeder Zauber der Darstellung nöthig. *) Und kann gleich

*) Ein edler Mann, und der selbst lebendigen Sinn für das Schöne besitzt, stimmte hier dem Verfasser nicht bey: „Zugegeben, worüber sich aber „auch noch streiten ließe, daß die Natur auch „von dieser Seite geschildert werden müsse, „so kann ich (es ist ein Glück für die Schrift„stellerrepublik, daß mein Veto ganz und gar „nichts zu sagen hat) doch nicht zugeben, „daß es mit solchen Zauberfarben geschehe. Mir „müßten die Herren alle griechisch — oder la„teinisch — oder in Kant's Sprache schrei„ben, die unsre jungen Herren und Damen eben „so wenig verstehen würden, als Griechisch und „Latein.“ Was ein Vertheidiger W......d's, oder v. Th......l's dazu sagen würde?

gleich eine Schrift dieser Art großes Unheil anrichten, wenn sie dem leichtsinnigen Jünglinge von reger, aufstrebender Einbildungskraft, oder dem zartern Mädchen von unbewachtem Sinn', in die Hände fällt — denn nicht Alles ist für Alle: — so ist sie dennoch für denjenigen Bedürfniß, der die menschliche Natur von jeder Seite beobachten, und insbesondere das merkwürdige Verhältniß, das sich gerade hier, von Einer Seite, in Absicht des Intellektuellen und Aesthetischen zu dem Moralischen so auffallend zeigt, wahrnehmen will. Außer der angenehmen Unterhaltung, die eine solche Schrift jedem Menschen von Geschmack und von reiferer Urtheilskraft gewähren, und die ihm als eine schöne, stärkende Erholung im Kreise seiner Pflicht dienen kann, mag er nun auch von den Betrachtungen, wozu ihm eine so ausgezeichnete Erscheinung Anlaß und Stoff giebt, zum Behufe der höhern Kultur, für sich und Andre Gebrauch machen.

Bedenklicher scheint es mir, wenn man seinem Helden Edelsinn, Großmuth, einen festen moralischen Blick, kurz einen hohen Grad von sittlicher Ausbildung beylegt, und ihm doch zugleich eine

Bayerische Staatsbibliothek München

Verirrung in das Feld der Galanterie, ohne den mindesten Laut der Mißbilligung, zuschreibt. Es ist hier ein innerer Kontrast, den nicht jeder zu fühlen vermag, und welcher dann leicht, mittelbarer Weise, das moralische Urtheil verwirren kann. Wie mochte z. B. Rousseau in der neuen Heloise, diesem lebendigen und sonst von so mancher Seite vortrefflichen Gemählde der edlern Menschheit, *) seinen Engländer Eduard

*) „Das famöse Werk philosophischer Galanterie, worin metaphysische Spekulationen mit der gröbsten Sinnlichkeit vermischt sind:" ein Urtheil, das Burke in seinem bekannten antirevolutionairen Feuereifer über die Nouvelle Heloise ausgegossen hat. Vielleicht könnte man besser sagen: „Das sittlich Schöne mit einer Kruste von Sinnlichkeit umgeben, bald durchglänzend, bald wieder davon verdunkelt; Spiele der Phantasie mit dem heterogensten Stoffe, bald aus der sinnlichen bald aus der sittlichen Natur, durchwebt mit einem reichen Schatze von Menschenkenntniß, von psychologischen Bemerkungen" u. s. w. Unstreitig sticht an Rousseau der bessere Theil der Menschheit,

Bayerische Staatsbibliothek München

Bomston mit einem Lustmädchen (Lauretta Pisana, im 4ten B.) tändeln, und bey ihr bloßen Genuß suchen lassen? Offenbar zeigt sich an Rousseau (wenn man mehrere seiner Aeußerungen mit einander vergleicht) daß er über diesen Punkt mit sich selbst nicht ganz einig war. Nur zu oft steht das, was ihm auf dem Wege seines Lebens sich von außen ansetzte, mit seinem reinern Natursinne, mit seinem bessern sittlichen

die reine sittliche Güte besonders hervor: nur zeigt sich darin mehr Anlage als Tugend. So kann ein feines und zartgestimmtes Gefühlvermögen die Aeußerung der moralischen Anlage auf einer Seite erleichtern, während der Mangel einer frühern Bildung, das Beyspiel Anderer, ein mächtiger Reiz u. s. w. die Ausübung des sittlich Guten auf der andern Seite erschweren. Man findet indeß, eben in der N. H., so vieles Wahre, aus dem Leben Genommene, in moralischer Rücksicht, z. B. im 3ten B. S. 65. (des Originals in der Zweybrücker Ausgabe) über das häusliche Leben der Familie, S. 188. über den Charakter der Frau und des Herrn v. Wolmar, S. 229. über Erziehung der Kinder — außer

Takte im Widerspruch. Aber treffend wahr ist die Weigerung des Mädchens zu einem solchen Genusse, nachdem der Funke einer bessern Liebe, beym Anblick der zärtlichen Freundschaft zwischen Eduard und der Marquise, in ihr aufgegangen, und sie eine wahre Hochachtung für ihn gefaßt hatte.

Man spottet oder lächelt über einen Grandison; und man thut, auf Einer Seite, recht daran. Allein dieser Spott verräth öfters nur eine kleinliche, vom rohern Stoffe der Sinnlichkeit

dem trefflichen Blicke in das innere Heiligthum der Freundschaft, im Eingange des 10ten Briefes, über das stille, innige, empfindungsvolle Beysammenseyn — kurz, man findet so viele wahre und treffende Bemerkungen, daß man sich des Gedankens nicht erwehren kann: wäre es dem Verfasser wohl möglich gewesen, solche feine, wahrhaft moralische Züge, und mit dieser Farbe des Wirklichen, in das Gemählde zu bringen, wenn er dieselben nicht, wenigstens zum Theile, an sich erreicht und ausgedrückt hätte?

oder vom äußern Geziere der Verfeinerung beschränkte Seele; einen Geist, der vielleicht im Gebiete der intellektuellen und der verfeinernden Kultur vor Tausenden glänzt, der aber gleichwohl, befangen und eingeschränkt in der Sphäre des Niedern, nicht einmal sein Auge zu dem Höhern, zum Urbilde (Ideale) des sittlich Guten und Schönen emporheben kann. Soll in dem Charakter, in dem Bilde eines „vorzüglichen Menschen," den Regeln der Kunst und selbst dem moralischen Zwecke gemäß — damit sein Beyspiel auf die Bildung Anderer wirke — neben dem Lichte auch etwas Schatten angebracht werden: so muß doch selbst hierbey die sittliche Mißbilligung in der Darstellung des Ganzen, in einer Wendung, in einem feinern Zuge u. dgl. durchscheinen, oder auch, nach Maßgabe des Uebrigen, geradezu treffen. Sonst leiht der schöne Charakter auch dem Fehler einen mildernden Schein: „es muß nicht so böse, ja es muß gar nicht gefehlt seyn, da auch" u. s. w. Man begreift, wie dieser Schein täuschen könne, wo zumal, wie in dem blumigten Felde der Liebe, so leicht und scheinbar eine Art von Willkühr eintritt, und wo sich der Leichtsinn, ja selbst die

rohere Ausschweifung, so gerne auf das Beyspiel eines Edlern stützt. Ist es erlaubt, hier noch ein Beyspiel anzuführen, und zwar aus einer neuern Schrift, in welcher sonst, bey einer blühenden Darstellung, so viel edler und milder Sinn athmet? Die Art, wie in der „Agnes von Lilien“ einer frühern Verirrung „Nordheim's“ (B. 2. S. 252.) gedacht wird, konnte, wie mir däucht, mit Recht auffallen: wiewohl aus dem Umstande, daß er „der schönen Tänzerin, die er unterhalten, bald müde“ ward, schon ein besserer Charakter, vergleichungsweise, hervorleuchtet. Nur dieß erhellt zugleich, daß eine solche Verbindung den Namen der Liebe nicht wohl verdiene. Und eine schöne weibliche Seele dürfte noch überdieß ungern bemerken, daß sich, bey oder nach jener Erzählung, in dem zarten und reingestimmten Herzen der Agnes von Lilien nicht einige Erschütterung zeigte, wenn diese gleich nachher in ein schönes, großmüthiges Vergeben sich auflösen mochte.

Von dem kecken Lüstlinge, der sich, bey aller Verfeinerung und Gewandtheit im Aeußern, die Prädikate des „Wüstlings,“ des „Lüderlichen“

u. dgl. ganz unbefangen selbst ertheilt, und Keuschheit mit Albernheit, Sittsamkeit mit Blödsinn, Schamhaftigkeit mit Schwachheit verwechselt, — soll hier weiter die Rede nicht seyn. Und man weiß ja, wie die schöne Sitte überall, wo die sinnliche Lust regiert, früher oder später, mehr oder weniger sichtbar, bey dem einzelnen Menschen und bey ganzen Ständen dahin welkt, gleich der Blume, an deren Keimen ein feindlicher Wurm nagt. Glaubwürdige Männer, die noch kurz vor der Revolution die glänzendsten Zirkel in Paris besuchten, haben nicht ohne Verwunderung das Sinken des guten Tons bemerkt. Kein Wunder, wenn dann so Mancher, der vorher in diesen Zirkeln geglänzt hatte, in den nachfolgenden Sanskülotism so leicht und fertig einstimmen konnte!

Demnach hängt die feine Sitte mit der subjektiven, innern Sittlichkeit nothwendig zusammen, wiewohl sie zugleich eben so wesentlich auf der äußern, erworbenen Fertigkeit beruht. Sie erscheint dann, von jener Seite betrachtet, im wirklichen Leben als die zarte sichtbare Blüthe der Sittlichkeit. Und wie könnte sie lange dauern,

oder von jeder Seite gedeihen, wenn irgend eine herrschende Lust an dem innern (subjektiven) Keime des Guten zehrt?

Es ist indeß nicht immer das Aesthetische, die Feinheit des Aeußern, das artige Wesen u. s. w., was im besagten Felde der Liebe auf solche Art vorzüglich wirkt: öfters dringt auch der Stolz des Verstandes, das Intellektuelle als solches vor. Dann heißt derjenige dumm, der nicht zugreift, wo er physischer Weise kann; dann gilt Unschuld, wie schön und bedeutend auch das Wort in seinem reinen, ursprünglichen Verstande seyn mag, für Einfalt und Unwissenheit. „Ich würde mich schämen, wenn ich noch unschuldig wäre!“ rufet dann laut im Kreise der gewandtere Wüstling mit triumphirenden Ton und Blicke. Kommt noch die Vorstellung des „Helden“ und des „Unternehmenden“ hinzu; so erhält der Stolz, die Eitelkeit, der Ehrgeiz, kurz die Eigenliebe, um so mehr Nahrung und Schwung, da hier der Reiz des Intellektuellen noch durch den Zauber des Aesthetischen, des Großen und zum Theile des Erhabenen, verstärkt wird. Ja, elbst mancher Bessere äußert sich zuweilen über

einen Sieg oder eine Eroberung dieser Art in einem Tone, der sich mit seinem übrigen Grade von Kultur schwer vereinigen läßt. Und sonderbar: „Sie haben geh—rt,“ wäre eine Beleidigung; aber das Nämliche, nur mit andern Worten, und eben so geradehin gesagt, wird ein Kompliment! Nun sage man noch, es komme auf die Worte nicht an! —

Es muß dem Beobachter, der einiges Gefühl (nebst dem reinern Begriffe) des Rechten und Schönen besitzt, nicht wenig auffallen, wenn er bemerkt, welche Spielerey, ja, welche Verkehrtheit der Begriffe zuweilen, selbst in manchem unserer feinern Zirkel erscheint, wie sonderbar allmählig die Sprache gestempelt wird, und wie ungehindert, — ungenirt — man in diesem Tone öffentlich spricht! Bald wird der Wortsinn ganz verändert, bald ein Nebenbegriff zum herrschenden Sinne erhoben. So heißt z. B.

ausschweifend — galant;
keusch — pedantisch;
tolerant gegen jede Ausschweifung dieser Art, wenn sie nur einigermaßen noch mit dem Schleyer der Grazien bedeckt ist, — gescheut;

frech — unternehmend;
künstlich in der Verführung — verständig;
am Ziele, (unter welchen Umständen und durch welche Mittel auch der Genuß erlangt sey) — glücklich!

Vornemlich zeigt sich der (bloße) Verstand als raisonnirende Denkkraft in den sophistischen Grundsätzen, die er, auf den mittlern Stufen der Kultur, über freyen Genuß und über das schöne, moralischgeordnete, oder — wir haben kein anderes Wort — eheliche Verhältniß aufstellt. Freylich, auch das Aesthetische kann hier mächtig täuschen. Eben die Grazie im Dienste der Lust, eben das spielende ästhetische Gewand, die feinen Scherze, die muthigen Kämpfe, die kleinen Spiele, und die Art, wie man sich begegnet und entfernt, flieht und wieder findet, streitet und siegt, giebt und nimmt, der lockende Blick, das schalkhafte Lächeln, und wie diese in tausend artigen Krümmungen sich windende Agacerie noch weiter heißen mag — dieß alles giebt jenem gesetzlosen, freyen Genusse einen seltenen Reiz und in den Augen dessen, der nicht für die bessere und schönere Seite des Familienlebens

Sinn hat, ein siegendes Uebergewicht. Nun kommt aber, auf den besagten Stufen der Kultur, noch der Verstand hinzu, um zu beschönigen, was der Sinnlichkeit so vorzüglich zusagt, indem es mit dem Reize der Abwechslung und mit dem Stolze der Willkühr noch diese Mannigfaltigkeit in jeder einzelnen Erscheinung verbindet.

Wo ein Trieb ist, heißt es nun z. B., da muß und soll Befriedigung seyn. Da nun der Schöpfer selbst den Geschlechtstrieb in unsre Natur gepflanzt hat; so ist auch dessen Befriedigung überall, wo derselbe zu seiner Reife gelangt ist, eben so erlaubt als natürlich u. s. w. Dieser Schluß ist, indem er von der (physischen) Natur und einer unläugbaren Thatsache ausgeht, ganz folgerecht. Er ist theoretisch, oder von der bloß intellektuellen Seite betrachtet, wahr. Und man begreift, wie er da oder dort auch einen Bessern, der sich jedoch eben mit der intellektuellen Kultur vorzüglich beschäftigt, blenden und dann, unter gewissen Umständen, selbst zu einem freyern Schritte hinleiten könne.

Diese Gefahr tritt vorzüglich dann ein, wenn

die äußere Gelegenheit reizt, und wenn besonders die mächtige Kraft des Beyspiels, das nirgend ansteckender als hier wirkt, unterstützt von dem Spotte auf einer, und von dem Gerühme des glänzenden Wüstlings auf der andern Seite, hinzukommt!

So wahr und folgerecht aber jener Schluß in physischer Hinsicht seyn mag, so verräth er dennoch nur einen sehr schiefen und seichten Blick in die menschliche Natur. Denn man übersieht dabey, wie in dem Menschen, vermöge seiner Anlagen, das Physische mit dem Moralischen zusammenhängt, und wie insbesondre die Befriedigung des genannten Triebes 1) durch Liebe bedingt, und 2) zugleich, vermittelst dieser letztern, mit dem eigentlichen Naturzwecke verbunden ist. Liebe, holder Zaubername, der Alles, das Höhere und Niedere, das Sittliche und Physische — Vernunft und Natur im schönsten Einklange zusammengefaßt, ja, nur Du leitest den Menschen hier sicher, zwischen den verführerischen Gefilden der Wollust und den rauhen, unmenschlichen Wüsten anachoretischer Frömmeley, auf dem Pfade der Wahrheit, der Tugend und des

Glückes! Freylich, du wohnst nur in reinen Herzen. Aber du belebst doch, das Uebrige gleich gesetzt, jeden Einzelnen in dem Grade mehr, als er dem sittlich Guten und Schönen mehr sich ergiebt.

Wo, bey dem gehörigen Maße von Kultur, die Liebe sich findet, da macht kein Theil den andern zum Werkzeuge seiner Lust, oder seines Vergnügens; da achtet der eine den andern zu sehr, um sich auch dem Zuge der Liebe ganz zu überlassen, so lange im Aeußern noch ein Hinderniß da ist, welches dem andern Theile Gefahr oder Schaden droht. — Selbst der eintretende Fehler der Schwachheit (nicht der Bosheit, oder der Wollust, die als solche auf Genuß ausgeht) macht hier keine Ausnahme. Denn war Liebe da, so erweis't sie auch nachher sich wirklich, und vergütet oft schön, was nur die Folge eines Mangels der frühern Erziehung, oder der äußern Umstände gewesen ist. — Also hier tritt eine schöne Gleichheit ein; und zeigt sich kein Hinderniß von außen, so wird das Band unzertrennlich. Die reine, menschliche Gleichheit dauert fort. Und dabey ist unter dem Schutze der Liebe oder, was

hier Eines ist, der ehelichen Freundschaft, auch in physischer Hinsicht so viel Ordnung, so viel moralische und zugleich natürliche — wie von selbst sich ergebende — Beschränkung des sinnlichen Triebs, kurz so viele Schamhaftigkeit und Mäßigung, daß eben dadurch der Zweck der Natur (das Werden schöner, oder doch wohlgebildeter und kraftvoller Kinder) am besten erreicht wird.

Sophistisch ist die bekannte Unterscheidung zwischen „Kindern der Liebe und Kindern der Pflicht.“ Es giebt keine solche Kinder der Pflicht; oder wo man diese Schwächlinge findet, da ist nur eine sogenannte Ehe. Denn nicht die äußere, positive Sanktion macht das Wesen der Ehe, wiewohl sie, so oder anders formalisirt, für äußere Ordnung und mittelbar selbst für den sittlichen Zweck, nothwendig ist. Genau betrachtet, und die Sache mit ihrem rechten Namen genannt, wachsen jene schwachen und kränklichen Pflanzen nur in dem sumpfigtem Boden der H—rerey, diese mag dann außer- oder innerhalb jener positiven Grenze getrieben werden. Es ist ein sehr ärmliches Ding um die sogenannte eheliche Treue, die sich nur darauf ein-

schränkt, und — solche Früchte zeugt: sie ist des Namens nicht werth, höchstens ein Kapzaum für die zügellose Wollust! Wenn diese Vorstellung von „privilegirter H—rerey“ widrig tönt, und vielleicht gar, wegen der Folgen, bedenklich auffällt, so ist sie darum nicht minder wahr. *) „Pflicht“ ist ein großes, heiliges Wort. Wer es, in jener Beziehung, öfters gebrauchen kann; wer nicht wenigstens ein leises Streuben seines bessern Selbst's dagegen in sich empfindet:

*) Und däucht mir, wer das bisher Gesagte recht verstanden, und den Geist des Ganzen gefaßt hat, dem sollte eine Behauptung dieser Art gar nicht bedenklich vorkommen. Nur hänge man sich nicht da oder dort an ein einzelnes und dann freylich auffallendes Wort! Nur reiße man keinen Satz aus seinem natürlichen Zusammenhange mit andern: die Worte könnten noch die nämlichen seyn, und doch wäre der Sinn ein ganz anderer! Wer das, was moralisch bedingt ist, nicht aus dem moralischen Gesichtspunkte (mit der gehörigen Rücksicht auf den physischen) betrachten könnte oder wollte: der müßte freylich den Verfasser gröblich mißverstehen.

dem fehlt es sicherlich an dem feinern moralischen Gefühle, an der geübtern sittlich urtheilenden Vernunft, so wie am Geiste der Beobachtung. Und wer sieht nicht, welchen Schatten dieser Gegensatz zwischen Kindern der Liebe u. s. w. auf das eheliche Verhältniß werfen, und welchen Glanz er dagegen der freyen, umherschweifenden Lust ertheilen könne?

Aber die „eheliche Pflicht!" Sie ist ein eben so ärmliches Ding, wenn sie bloß auf jene sogenannte eheliche Treue sich einschränkt. Oder vielmehr der Mißbrauch, der auch da von den Worten „Pflicht und ehelich" gemacht wird, fällt nicht weniger auf; und es ist empörend für jedes reinere Herz, wenn die Wollust selbst unter der Firma von Recht und Gesetzlichkeit begünstigt wird. Eben dieser Rohsinn gewisser Moralisten (Pfaffen) war sehr geschickt, dem edeln Worte Pflicht seine Bedeutung, seinen höhern und ächten Sinn zu benehmen, und die Bildung des reinern Begriffs von der Ehe zu erschweren. Er war besonders geschickt, die Sophistereyen des Wüstlings und selbst des raisonnirenden Halbdenkers zu befördern. Wie oft erzeugt oder begünstigt

günstigt ein Extrem das andre! Die „Kinder der Pflicht" aus dem Munde des feinern Sophisten, und die „eheliche Pflicht" nach dem Begriffe jener rohen Moralisten hängen natürlich zusammen. Um so lieblicher und — täuschender erscheinen, im Kontraste hiermit, die „Kinder der Liebe!"

Nein der ungeordnete Trieb zeugt keine Kinder der Liebe, wenn er gleich manches in sich schließt, was auch zur Liebe, als solcher und in dieser Rücksicht, wesentlich gehört. Wofern nur von der physischen Seite kein Mangel oder Fehler, ohne die Schuld des Menschen, eintritt; so gedeihen gewiß solche Früchte, voll Schönheit, Kraft und Fülle, in dem mütterlichen Lande der ächten, ehelichen Liebe. Der besagte Fall der Schwachheit oder der Uebereilung macht auch da keine Ausnahme; denn er gehört, genau betrachtet, unter dieselbe Rubrik. Doch ruft er in anderer Hinsicht (wegen des Schadens, den er öfters im Gedränge der äußern Schwierigkeiten anrichtet) die sittliche Mißbilligung auf. Zwar mag auch die Wollust, wo sie im Anfange mit vorzüglicher Kraft (von der physischen Seite) ver-

bunden wirkt, zuweilen ein Produkt dieser Art hervorbringen. Allein außerdem, daß sie in der Folge noch mehr, selbst auf dieser Seite verderbt, ist auch der Menschheit mit großen, vorzüglichen Anlagen noch lange nicht gedient. Ohne die hinzukommende, zweckmäßige und moralischordnende Ausbildung — und wo bleibt hier diese gewöhnlich? — werden dieselben nur in größerm Maße zerstörend. Ueberdieß müßte dann ein solches Produkt nicht sowohl ein Kind der *Liebe*, als vielmehr der *Leidenschaft* heissen.

Gewiß ist der *bloße Genuß*, wie ihn auch immer die feine Sitte verschönern, und der raisonnirende Verstand als das „einzig Reelle" empfehlen mag, des *Menschen unwürdig*. Aber es ist ein schöner Beweis von dem Adel der menschlichen Natur, daß in uns selbst das Thierische, der rohe, physische Stoff durch das Sittliche erhöht und veredelt werden kann. Durch die sittliche Form wird dieser Stoff dem Menschen zugänglich. Und eben durch die Verbindung des Höhern und Niedern, oder (wenn diese Zusammenstellung erlaubt ist) des *Göttlichen* und des *Thierischen* in Eins entsteht eine schöne

Reihe menschlicher Tugenden, Schamhaftigkeit, Sittsamkeit, Keuschheit — und dabey das holde Erröthen, der zarte jungfräuliche Blick, die Grazie der Unschuld . . . . Zwar stehen diese Tugenden, nach der Anlage des Geschlechts, dem Weibe mehr zu: allein sie dürfen wahrlich, in gehörigem Maß', auch dem Manne nicht fehlen. Und liegt ihm gleich, aus demselben Grunde, das Bewußtseyn des sinnlichen Triebes mehr nahe: so kann doch, nach der Empfindung, nach dem sittlichen Gefühle aller Edlern, der Mensch seiner Würde unbeschadet zu dieser Art von Genuß nur auf dem Wege der Liebe (nicht der Wollust) kommen; der Liebe, wo das Sittliche vordringt, und das Sinnliche nur wie von selbst sich anschließt — aber dann gerade um so mehr vergnügt, und (insoweit, d. i. als Folge) die entzückendste Wollust gewährt. So verbreitet das Moralische seine wohlthätige Kraft über das Physische, auf jeder Seite, wo es damit zusammentrift; und die ächte, menschenwürdige Liebe besteht w e s e n t l i c h aus zwey Theilen. Das Physische als solches wirkt, wiewohl ingeheim, schon in der ersten Regung nothwendig ein: aber das Höhere, Achtung, Wohlwollen u. s. w. (verbunden mit dem Ideale des

Vollkommnen, welches nun die Alles verschönernde Phantasie so leicht auf den geliebten Gegenstand überträgt) muß herrschen, oder im Bewußtseyn vordringen. Wohl kommt auch Feuer, Leben und insofern die Leidenschaft hinzu. Allein dieser Einfluß des Sinnlichen belebt nur die Flamme, ohne derselben von ihrer Reinheit etwas zu benehmen. Also liegt auch hier die Wahrheit in der Mitte zwischen den zwey bekannten, auf dem Extrem schwebenden Meinungen, wovon die eine von der sogenannten platonischen Liebe spricht, und die andere, nach Büffon, alle Liebe von dieser Art eigentlich nur der Materie oder dem physischen Triebe zuschreibt.

—

Allerdings hält die Liebe den hier beschriebenen Gang nur bey den bessern Menschen. Allein, was bey den schlechtern geschieht, kann dem, was bey den bessern wahr ist, und was überall nach und nach völliger eintreffen kann und soll, keinen Abbruch thun. Eben dadurch, daß man diese schöne Seite der geordneten Liebe noch öfters verkennt, wird auch jener zügellose Genuß, oder, obgleich seltener, eine gewisse — übermenschliche und in ihren Folgen selbst für den höchsten Zweck

der Menschheit wieder nachtheilige — Schwärmerey begünstigt.

Auch erhellt aus dem Vorhergehenden, was an der Vorstellung sey, die man zuweilen selbst mit der Miene von höherer Kultur aufstellt: „einer feilen Dirne sich hingeben, das sey freylich niedrig, gemein, des Menschen unwürdig; aber dem Bedürfnisse des Herzens zu folgen, und sich z. B. ein Mädchen zu unterhalten, das gebildet ist, und das man wirklich liebt: dieß sey etwas anders!“ Als ob ein wahrhaft gebildetes Mädchen sich zu so etwas verstände, oder die wahre Liebe ihrem Gegenstande eine solche Verbindung (auf diesem Fuße der Ungleichheit) auch nur zumuthen könnte! Kurz, die Idee enthält, wie blendend man sie auch darstellen mag, in den Augen desjenigen, welcher die menschliche Natur und das gegenseitige Verhältniß ihrer Anlagen kennt, einen baaren Widerspruch. Daher kommt es auch, daß eine solche Verbindung nicht dauert, wenn gleich selbst der Bessere, verleitet durch äußere Umstände, durch das schimmernde Beyspiel auf einer Seite, und durch den Schein von Bildung auf der andern u. s. w. sich

einmal darauf einließ. Denn sie befriedigt keinen edlern Menschen. Er wird ihrer bald müde, indem ein schöneres Bedürfniß in seinem Herzen sich regt: er entläßt dann noch eher das Mädchen, um es etwa vor noch tieferm Verfalle zu bewahren, mit einem „ansehnlichen Jahrgehalte“ (wie „Nordheim,“ — versteht sich, wenn er eben so wohlhabend als dieser ist.)

Es bleibt also dabey: nur in dem ehelichen Verhältnisse — und in der geheimen Tendenz zu diesem — findet sich wahre Liebe; und das Band, welches durch Liebe geknüpft wird, ist, wofern man nicht unglücklicher Weise sich im Subjekte vergriff, unauflößlich. „Aber wer kann der Liebe gebieten, daß sie fortdauere, oder auf einen Gegenstand, auf eine Person, die uns in der Folge mächtiger anzieht, nicht übergehe? Die Liebe ist ein Gefühl, eine Neigung; ihre Dauer hängt nicht von uns ab.“ Nicht unmittelbar, ja, aber doch mittelbar. O bewahre nur du den heiligen Funken der Sittlichkeit in deiner Seele, und siehe nach diesem Leitsterne auch im Aeußern um dich her: dann wird, wofern du

je wahrhaft liebtest, auch deine Liebe fortdauern. —

Wo freylich solche halbwahre, sophistische Grundsätze gelten, da muß die freye, umherschweifende Lust (vaga libido) auch in der äußern, positiven Markung des ehelichen Lebens immer zerrüttender wirken. Die Denkart und selbst die Sprache der Menschen wird dann unter der Firma des Konventionellen, der Mode, des Wohlstandes u. s. w. auf die sonderbarste Weise verkehrt. Dann heißt z. B. ein guter Ehemann, der jede Ausschweifung duldet, wenn sie nur im Ganzen noch mit einer gewissen äußern Delikatesse behandelt wird. Und, was merkwürdig ist, selbst das Moralische muß hier mittelbarer Weise die Täuschung und den verkehrten Sinn unterstützen. Die „Eifersucht" zeigt nicht selten eine unsittliche und — sogar lächerliche Seite. Leicht erscheint nun das gerade Gegentheil, als Stärke, in einem bessern Lichte: die ästhetische Ansicht siegt über die sittliche. Ja man wagt es, eine „gute Ehe" diejenige zu nennen, wo mit dem heiligsten Verhältnisse der Natur, so wie mit dem Namen der Freundschaft, frey und unbefangen

gespielt wird. — Und im Gegensatze mit den sogenannten Ehen, welche die Liebe nicht schloß, und nur die äußere Sanktion festhält (oder auch, weil der moralische Stumpfsinn in der wahren Ehe nur dieß äußere Band wahrnimmt) nennt man die freye, schwankende Verbindung ein „Leben der Ehe,“ was, seinem eigentlichen, wiewohl versteckteren, Grunde und sichtbar seinen Folgen nach, ein wahres Leben der Schande heissen müßte. So mächtig kann hier das Intellektuelle und das Aesthetische täuschen!

Nach dem lauten Zeugnisse der Geschichte und der Erfahrung, giebt es nichts, was das Wohl der Menschheit so in seinem innersten Grunde angreift, zerstört und vernichtet; nichts, was das moralische Verderben zugleich auf so vielen Seiten, und dadurch, mehr oder weniger mittelbar, den tiefsten Verfall einer Nation so stark herbeyzieht, als das herrschende, raffinirte, bey den gebildetern Klassen eingerissene, und von diesen immer weiter verbreitete Streben nach Genuß, und besonders nach dem freyen, spielenden Genusse des andern Geschlechts. Ein Blick auf Paris, wie man es da in diesem Stücke

besonders unter den sogenannten höhern Ständen trieb — wo eheliche Treue ein auffallendes Beyspiel und der Gegenstand eines fast allgemeinen Spottes ward *) — und, was jeder Freund

*) Zum Beweise sehe man, unter hunderten, Rousseau's Bekenntnisse (die 2 letzten B.) oder die Confessions du Comte de *** von Düclos. Freylich sind diese letztern ein Roman, aber leider nur der Form nach; denn der Stoff ward aus dem wirklichen Leben, aus der „Welt" genommen, und aus dem, was alle Tage sich ereignete, zusammengesetzt. Auch trägt das Deutsche „ein guter Ehemann!" in dem bekannten Ton und Verstande, seine französische Abstammung (bon mari) an der Stirne. — Ein schauerliches Gegenstück liefern uns die höhern Stände in Italien; und welche schreckliche Folgen hat hier das Cicisbeat selbst unter der Firma des „Wohlstandes," mit dem tyrannischen Scepter der „Mode" hervorgebracht! Gewiß giebt es noch da und dort eine edlere Familie. Aber vom Ganzen, von der auffallenden Mehrheit ist hier die Rede. Ordentliche Ehen sind gar nicht mehr üblich. Die Frau, die einen Antrag .... mit

unseres deutschen Vaterlandes bedauern muß, auch schon ein Blick auf manche unserer größern Städte, wo nämlich französische Sitten und Sprache mehr einwirkten, und selbst auf manche kleinere Residenz, kann das eben Gesagte hinlänglich beweisen.

Und in eben dem Maße, als diese Jagd nach Lust und Genuß fortwährt und sich weiter ausbreitet, verliert sich nun auch die feinere Sitte. Nicht allein drückt die überhandnehmende Unsittlichkeit, oder was hier Eins ist, die herrschende Sinnlichkeit auch durch ihre Folgen im Aeußern, z. B. im verwilderten Blicke oder in der Sprache

Unwillen von sich wiese, hieße ungesittet: will man ihn nicht annehmen, so giebt man eine andre Verbindung vor. Ehemänner und Liebhaber stehen im besten Vernehmen. Die Kinder werden auf eine unglaubliche Weise vernachläßigt; die Familienerziehung wird ganz versäumt. Ja, man preis't die Frau glücklich, die keine Kinder hat, oder der sie bald sterben. — Man vergleiche die trefflichen Briefe aus der Schweiz und Italien von G. A. Jacobi, B. 1. S. 315.

und selbst im Ton' über gewisse Gegenstände, sich natürlich ab: sondern auch das Raisonnement kehrt sich nun gegen die Regeln des Anstandes; und so wie der Sinn für das Schöne (die Form) unter der Masse des sinnlichen Stoffes erliegt, tritt das Urtheil „was natürlich ist, ist nicht schändlich" nebst seiner Anwendung kühner hervor. Die Regeln des Anstandes, oder wie man zuweilen nicht ganz richtig sagt, des Wohlstandes werden itzt Fesseln, die man ungerne duldet, und welche dann eben der vorherrschende sinnliche Trieb immer mehr abwirft. Was sich Mde. R. in Yorik's Reisen erlaubt, das ging wohl eben so unbefangen aus manchem schönern Munde. Und über Dinge, welche den Anstand noch näher berühren, und die sonst dem glänzenden Schwätzer nur zu feinern Anspielungen Stoff gaben, ward nun immer mehr im „natürlichen" Tone gesprochen.

Selbst der leichte Schleyer, welchen sonst die französische Sprache über Dinge solcher Art breitete, (und worauf man zuweilen, im Vergleiche mit andern Sprachen, nicht wenig stolz that) ward unvermerkt immer mehr weggezogen.

Bey diesem Gange der Kultur berühren sich auch hier die Extreme wieder, die höhern Stände *) und die niedrigsten Volksklassen, ja sogar solche Menschen, die, obgleich in der äußern Sphäre des Staates, noch wie im Naturstande leben. Eben die rohe, natürliche Sprache, welche hier gilt, schleicht sich der Sache nach, und bloß im Tone noch mehr oder weniger modificirt, allmählig dort ein: so wie sich in Absicht des freyen, umherschweifenden Genusses zwischen beyden eine auffallende Aehnlichkeit zeigt. Nur in den gebildetern Mittelklassen blüht dann vorzüglich die schöne, moralische, mit Einem Worte, die eheliche Ordnung. Und dabey findet sich zugleich der bessere, wahrhaft gesittete, wiewohl von dieser oder jener Seite im Aeußern noch minder verfeinerte Ton.

Leicht dringt aber das Gift des sittlichen Verderbens, theils durch Nachahmung von oben, theils durch Berührung von unten — zumal bey der Abhängigkeit der ärmern Klassen von dem reichen und vornehmen Wollüstlinge — allmählig

*) Achtung jedem Einzelnen, der sich ausnimmt!

auch mehr in die mittlern Stände ein: und es ist klar, wie nun die annähernde Barbarey, in Ansehung der feinern Sitte, eben so den Fortschritt und die Uebermacht des sittlichen Verfalls, als dieser jene, befördern müsse. Werden dann, wie in Frankreich, zugleich so viele andere Bande gelös't; dann ist es wohl kein Wunder, wenn der heillose Same, welcher auf so vielen Seiten vor der Revolation ausgestreut, und durch die geilen Ausflüsse einer sophistischen Politik, der gröbsten Wollust und einer in ihren Folgen höchst drückenden Verschwendung begossen ward, während und nach der Revolution die schrecklichsten Früchte hervorbringt. Und wenn gleich die einzelnen schönen Züge, die sich z. B. in dem unvergeßlichen Feldzuge von 1796 noch an so manchem, besonders aus dem ehemaligen Mittelstande in der großen Verwilderung zeigten, dem Menschenfreunde sehr wohlthun, und seine Hoffnung des Bessern zum Wohle der Menschheit beleben: so dürfte er dennoch dem großen Schauspiele noch lange mit banger Seele, und vielleicht mehr mit dem Wunsche als der Hoffnung des Bessern, zuschauen.

Eine besondre, merkwürdige Folge, und welche tief in den Gang der höhern Kultur eingreift, ist diese: man verliert auf dem Wege des bloßen, wiewohl geschminkten und verfeinerten Genusses von dieser Art, den Glauben an alles Bessere, Reinere, den Glauben an die Tugend. Wer einmal die Linie der Keuschheit (im ächten Sinne des Wortes) praktisch überschritten; wer auf diese Weise schon da und dort einen (flüchtigen) Genuß künstlich erlangt, und dabey — Weltkenntniß gewonnen hat: der ist sehr geneigt, jedem Andern, dem er Talent und Bildung zutraut, mit sich auf Eine Linie zu setzen. Den Andern besser zu denken: dagegen streubt sich die Eitelkeit und, um dem Vorwurfe des Gewissens auszuweichen, selbst der eigennützige Trieb. Unschuld ist nun diesem Weltkenner ein Märchen, oder ein Gegenstand des Spottes; und (er sagt es laut) der Enthaltsame ein Dummkopf oder ein Heuchler. Wie jemand, der eine glückliche Erziehung genoß, sich in der Folge aus edlern Beweggründen enthalten könne, begreift der Weltling nicht. Da ferner die weibliche Tugend, aus einem schönen, innern Grunde, zuförderst in die Keuschheit, die Jungfräulichkeit

und den reinern, ehelichen Sinn gesetzt wird; so fällt der Glaube an die Tugend in dem Grade, wie man die Keuschheit bezweifelt und lächerlich macht. Eine Folge, die mit der zunehmenden Ehelosigkeit in gleichem Verhältnisse eintritt! Denn je mehr die Zahl der Hagestolzen, der freywilligen Cölibataire, zunimmt: desto stärker reißt die freye, umherschweifende Lust ein; desto öfter wird die Blume der jungfräulichen Unschuld geknickt, und das schöne, beglückende Band des ehelichen Lebens gelös't, gestört und, zumal in Absicht der Folgen, auf eine fürchterliche Weise zerrissen. Mit Achtung und Mitleiden denke ich übrigens an den jungen, gebildeten Mann, der sich freywillig bloß deßwegen zum Cölibate bestimmt, weil er um sich her kein „würdiges Mädchen,“ keine, die Unschuld und Geist verbände, kennen lernt. Ein Umstand, der Väter, Mütter, Töchter zum Nachdenken, zur schönen, zweckmäßigen Erziehung und zum reinen Wandel aufrufen muß! Nur auf dem Grunde der Sittlichkeit, nur im Schooße der (ächten, menschenwürdigen) Liebe blühet und gedeiht das Glück der Menschheit.

Zum Behufe der höhern, sittlich geordneten und in ihrem Fortschritte wahrhaft beglückenden Kultur, wird demnach unter andern Mitteln gewiß auch dieses vorzüglich erfordert: daß der „Ehestand“ (im reinen und schönen Sinne des Wortes) immer mehr in seiner erhabenen Würde, so wie in seinem wohlthätigen Einflusse auf das Beste der Menschheit, erkannt, geehrt und hervorgezogen werde. *) Um dem Werth des ehelichen Lebens nach Gebühr zu erheben, müsse man zugleich das ehelose, in welcher Form es auch sey, von Seiten des schändlichen oder wider-

*) Es ist merkwürdig, daß selbst in der katholischen Kirche der Cölibat der Geistlichen nicht allgemein und überall eingeführt ward; denn auch bey den unirten, folglich katholischen, Griechen sind die Pfarrer verheyrathet. — Auch ist bekanntlich in eben dieser Kirche die Ehe zur Würde eines „Sakraments“ erhoben. Gleichwohl kommt dem rohern (fanatischen) Vertheidiger des Cölibats, so oft von dessen Aufhebung, von Ehe, Liebe u. dgl. die Rede ist, immer zuerst und bloß das „jus, quod natura omnia animalia docuit“ in den Sinn.

widerrechtlichen Grundes und der Alles zerrüttenden Folgen *) darstellen. In dem bestrafenden Ton der Satyre und des Ernstes, müsse man das-

*) Davon ist freylich, aus einem wohlbegreiflichen subjektiven Grunde, nicht jeder Politiker überzeugt. Als die Gegner des Cölibats in der bekannten Epoche einer, freylich nicht immer ganz reinen, Aufklärung an Kaiser Joseph II. (mit wahrer Achtung für seine übrigen, großen Verdienste sey das Folgende erzählt!) die wiederholte Vorstellung um Aufhebung des Cölibats brachten, gab der Monarch mit zürnender Sprache die Entscheidung: „wenn nochmals ein Geistlicher „mit dieser Vorstellung komme, so solle man ihn „ohne weiters in den Narrenthurm sperren.“ Da war eine Freude, ein Jubel bey den vorgedachten Freunden des Cölibats, bey allen Pfaffen! (denn die Humanität fordert, und selbst das Gesetz der Gerechtigkeit, der Wahrheit und der höhern Kultur verlangt es, daß man nur dem rohen, fanatischen, oder unsittlichen Geistlichen, bey der gegenwärtigen Bedeutung des Wortes, diesen Namen ertheile.) Als aber die Anekdote noch weiter bekannt machte, der Kaiser habe sich

selbe enthüllen. Dabey lasse man sich die lächerliche oder widrige Gestalt, in welcher die Ehe im wirklichen Leben so oft durch die Schuld der Men=

geäußert: „die Gescheuten wissen sich zu helfen, und die Dummen verdienens nicht;" da war eben so viel Beyfall und Freude bey den — Wüstlingen, in jeder Gestalt; und mancher Politiker begriff das vollkommen. So leitet die unsittliche (oder auch nicht=sittliche, bloß physische) Denkart immer auf Einen Punkt, wie verschieden auch das Uebrige sey, und wenn selbst ein Extrem dem andern gegenüber stände: les extremes se touchent. Freylich entschädigen sich viele, wiewohl elend und, in moralischer Hinsicht, schrecklich genug — in diesem Stande, bey solchen Verhältnissen!! Man muß in einem katholischen Lande gereis't seyn, und da scharf beobachtet, oder sonst längere Zeit verweilt haben, um auch durch die Hülle einer feinern Politik („si non caste, saltem caute") hindurchzusehen, und das verwüstende, sittliche und physische Verderben, welches hier der Cölibat mittelbar sowohl als unmittelbar und auf so vielen Seiten anrichtet, wahrzunehmen. Aber der Bessere, den ein früheres Schicksal in diesen

schen erscheint, nicht irre machen. Eben der täuschende Schein, welchen der einseitige Raisonneur und der Witzling daher auf den Ehestand

Stand warf, und der bey dem Bilde des Schönern, das in ihm lebt, und bey seiner moralischen Stimmung, „um zu nützen, um sich das Vertrauen, den Kanal seiner größern Wirksamkeit zu erhalten,“ jede Selbsthülfe, jede Entschädigung dieser Art muthig verschmäht — dieser wird immer zum Theil ein Opfer seines Standes, oder, nach Maßgabe der Umstände, seiner schönern Pflicht. Doch wenn hin und wieder auch ein gutmüthiger, aber in seinen Ideen wie in seinen Empfindungen beschränkter, Geistlicher enthaltsam lebt, und dabey leicht in ein rauhes oder finsteres Wesen verfällt: so hat jener, der Gebildetere, noch immer einige Mittel, um sich wenigstens zum Theile davor zu bewahren, indem er mit seinem Herzen und seiner Phantasie an allem Schönern, was menschlich ist, in Büchern und im wirklichen Leben Theil nimmt. Der Verfasser dieses Aufsatzes lernte auch solche Edlere kennen; aber er konnte sich die Frage nicht versagen: „was würden diese noch seyn und

an sich übertragen, muß zerstreut werden. Und wie groß auch die Schwierigkeit sey, welche hier in Ansehung der Wahl, des beständigen Zusammenlebens und noch von so mancher Seite statt findet: dieser Umstand muß uns nur dazu antreiben, daß wir die Erfordernisse, den Werth, die veredelnde Kraft und den von mehr als Einer Seite beglückenden Einfluß einer wahren Ehe um so stärker ins Licht setzen. Auch soll

wirken, wenn sie der holde Genius der Liebe und des Familienlebens, nach der Anlage des Schöpfers, noch stärkte? und was für Ehemänner, Väter, Erzieher wären gerade sie zum Besten der Menschheit!" — Was der Verfasser in dieser Note über den Cölibat der katholischen Geistlichen sagte, hat er indeß bereits in einer andern Schrift weiter ausgeführt, indem er zugleich Einiges von dem, was hier über Liebe und Ehe gesagt ward, zum Behufe der Anwendung auf den besondern Gegenstand wiederholte; und er hofft, der fromme Eifer (denn von der Leidenschaft ist nichts zu hoffen) werde ihn nicht eher richten, bis man das Ganze gelesen und — redlich geprüft hat.

es keinen Beruf, keinen besondern Zweig der menschlichen Thätigkeit geben, über welchen die Ehe ihre schönen und reichen Segnungen nicht verbreiten könnte. Man bemerkt leicht, wie viel auch, in allen diesen Rücksichten, von dem Beytrage der Schriftsteller abhange, und wie sehr, mittelbarer Weise, eine richtigere Denkart hierin durch den Ton ihrer Schriften, durch die Tendenz ihres Geistes und durch ihre Darstellungsart befördert oder gehindert werden könne.

Im Januar-Stücke der Deutschen Monatsschrift 1797 (S. 75.) hat sich ein Kantianer den Umstand, daß Kant unverheyrathet blieb, auf folgende Art zu erklären gesucht: „Kants Raisonnement war „ohne Zweifel (?) dieses: du kannst dem Men„schengeschlechte durch deine Vernunft auf eine „eminente Weise nützlich seyn; *) es ist also „deine Pflicht es zu seyn. Es ist also auch „Pflicht, Alles zu entfernen, was dich daran hin-

*) Ob der große Philosoph, der bekanntlich auch einer der edlern Menschen (also gewiß auch bescheiden) ist, je so von sich dachte?

„dern, oder dir die Ausführung wohl gar un„möglich machen könnte, sollte es dir auch Auf„opferungen kosten. Die Ehe ist ein großes Hin„derniß zu philosophiren (!). Man verdirbt „entweder die Philosophie durch die Ehe, oder „die Ehe durch die Philosophie. Du wirst dich „also entschließen müssen, unverheyrathet zu blei„ben.“ Also: die Philosophie verderbt die Ehe, oder die Ehe die Philosophie. Wehe dann der Ehe oder der Philosophie! Jedoch, sie vertragen sich beyde wohl mit einander. Abgesehen von dem tiefern Grunde, vermöge dessen die vollkommenste Ausbildung der Menschheit in beyden Geschlechtern auf ihr gegenseitiges Verhältniß berechnet seyn dürfte: sollte die Liebe nicht auch das Herz des Philosophen beleben, und ihn im Kreise seiner Pflicht stärken und ermuntern können? Und wiewohl die Befriedigung des physischen Triebes nur auf dem Wege der Liebe, wie von selbst, erfolgen muß; so zeigen sich dennoch, indem man das Physische auf die gehörige Weise dazu nimmt, auch hier zwey Extreme: unordentliche Befriedigung und keine Befriedigung. Die ordentliche Befriedigung liegt dann, wie die Wahrheit und Tu-

gend, in der Mitte. *) Demnach ist die Ehe auch von dieser Seite der Natur des Menschen als solchen, folglich jedem besondern Zweige der

*) „Sey, wie ein Bischof, Eines Weibes Mann! Keines oder Vieler Mann seyn, ist schädlich an Leib und Seele.“

v. Hippel.

Und, sagt Montaigne: „wenn man die Natur zum Fenster hinausjagt, so kommt sie bey der Thüre wieder herein“ (Naturam expellas furca etc.) Treffend genug, besonders gegen jene Schwärmerey, die in ihrem Dünkel von höherer Weisheit sich über die Natur — über die Anlagen und Gesetze, die eine höhere Weisheit gemacht hat — erheben möchte, und dann eben durch ihre naturwidrigen Schritte so viel Unheil erzeugt! Nicht vertilgen, sondern zweckmäßig leiten (sittlich ordnen) sollen wir die Triebe der physischen Natur. So wird durch den Einfluß der Moralität selbst die Ordnung und Schönheit der Sinnenwelt befördert! Und wohl bedarf die Menschenwelt auch dieser Verschönerung, zumal bey dem verwildernden Einflusse der freyen, ungebundenen Lust!!

ächten, menschenwürdigen Thätigkeit, angemessen. Und es ist klar, daß alles, was man von besonderer Kraft im ehelosen Stande und von dem Leben einzelner Männer in dieser Hinsicht anführt, nur im Vergleiche mit einer sittlich schlechten oder physisch mangelhaften Ehe treffen könne. Hierzu kommt drittens die mildere, erquickende Thätigkeit, die Abwechslung, und die schöne Erholung im Kreise der Familie. *)

*) Die Ursache, warum Kant nicht heyrathete, ist übrigens eine ganz andre: „Da ich eine Frau brauchen konnte, konnt' ich keine nähren; und da ich eine nähren konnte, konnt' ich keine mehr brauchen" sagte der ehrwürdige Greis lächelnd im Gespräche einem Reisenden, einem sehr würdigen Manne, aus dessen Munde mir diese Aeußerung bekannt ward. — Man weiß, daß Kant erst unter dem letztverstorbenen König eine beträchtliche Zulage erhielt. — „Reinhold und Fichte sind Muster guter Ehemänner." Ein Zusatz aus dem N. Teutsch. Merkur, von Böttiger, dem würdigen Mitherausgeber desselben.

Auch das Aesthetische kann sich hier, neben dem Raisonnement oder dem physischen Begriffe, vordrängen. Herr Dr. Jenisch hat in seinem ästhetischmoralischen Versuch über Wilhelm Meisters Lehrjahre mehrere sehr gute und feine Bemerkungen; was soll man aber denken, wenn er (S. 124.) über Philinens „ich wollte, daß man die Kinder, wie die Früchte von den Bäumen schüttelte" folgendermaßen kommentirt: „Jedes Weib, welches, seys nun „mit, seys gegen Konvenienz der Welt, ein Kind „hat, stellt uns dadurch gleichsam ein sichtbares Unterpfand sinnlichen Liebesgenusses vor Augen; denn der Uebergang „der Seele von der Wirkung, und wäre diese die „heilsamste, die schönste, die erhabenste, zu ihrer „Ursache ist hier, so wie überall, sehr natürlich. „Dagegen hat jede verheyrathete Dame, die ohne „Kinder ist, und immer war, ein — ich weiß „nicht was — leichtes, luftiges, ätherisches. Denn wenn wir sie uns gleich, eben „wegen der Rechte einer verheyratheten Frau, „keineswegs als in dem Liebesgenuß unerfahren „denken können: so liebt (flieht?) doch die „Seele, die grade hier so gern verschleyern mag,

„jede aufspringende Erinnerung an „Dinge dieser Art: und eine Erinnerung dieser „Art ist allemal ein Kind, und wäre es das „schönste, das liebenswürdigste, das „hoffnungsvollste." Eine so — auffallende Stelle verdiente wohl eine besondre Auszeichnung. Allerdings zeigt sich hier, bald von der ästhetischen, bald von der intellektuellen Seite, etwas Wahres: nur, fürchte ich, die moralische ist dabey um so weniger sichtbar, oder nicht so, wie man der menschlichen Anlage, der Natur und folglich der Wahrheit gemäß wünschen möchte, hervorstechend. Es sey mir erlaubt, auch ein paar Bemerkungen oder Empfindungen über diesen Gegenstand beyzufügen.

Das „Leichte, Luftige, Aetherische" ist unläugbar, wo und so lange der Eindruck des Aesthetischen, die spielende Vorstellung des Feinen und Artigen überwiegt: hier und insofern ist das, was Hr. J. sagt, vollkommen wahr, reine Naturbeschreibung, nämlich von dieser (ästhetischen) Seite und in Beziehung auf solche Menschen, bey denen dieselbe mehr entwickelt ist, oder im einzelnen

Momente der Empfindung und des Urtheils eben vordringt. Diesen kann, diesen muß eine kinderlose und zugleich gebildete Frau so leicht und ätherisch vorkommen. Wo aber der teleologische Begriff (vom Naturzwecke der Ehe) zum Grunde liegt, indem zugleich der Stoff sich, unter der moralischen Form, so ganz anders darstellt: erscheint da nicht eine kinderlose Ehe unnatürlich und — beynahe ekelhaft? Ja, drängt sich nicht gegen solche Ehegatten leicht eine gewisse Verachtung und eine besondre Art von Abneigung hinzu? Und müssen wir nicht, um uns dieser letztern zu erwehren, annehmen, daß sie in der Sache unschuldig seyen? Kennen wir sie aber sonst als moralische Menschen; wie innig lös't sich dann die Empfindung in eine Art von Mitleiden auf! — Dagegen hat eine mit Kindern beglückte Ehe, eine Familie, etwas Ehrwürdiges für uns: um so mehr, je größer die Zahl der Kinder ist, wofern uns nur sonst überall keine Spur des Unsittlichen auffällt, und die Theilnehmung stört. Und weit entfernt, daß ein schönes, hoffnungsvolles Kind uns an den physischen Genuß erinnern könnte, breitet es viel-

mehr einen schönen, moralischen Schleyer darüber; es wird ein sichtbares Unterpfand des ächten, menschenwürdigen Genusses. Alles erscheint uns dann in einem höhern Lichte, selbst das Kind am Busen einer Madonna! Wem käme da das Physische als solches auch nur in den Sinn? Daher auch der schöne Begriff von der „Mütterlichkeit,“ die aus der „Jungfräulichkeit,“ wie die Frucht aus der Blüthe, sich entwickelt, und mit der eben dieselbe öfters noch so lange, auch im Aeußern sichtbar, fortblühet.

Aber der Zusammenhang zwischen Wirkung und Ursache? — ist wahr, ist natürlich. Allein das Moralische hat auch hier über die (physische) Natur Gewalt. Indem der sittliche Begriff, vereint mit dem schönern Gefühle, vorherrscht; indem selbst die Phantasie dadurch gebildet und verschönert wird, kann der theoretische und, inwiefern er das Moralische an sich gar nicht berührt, bloß physische Begriff der Kausalität nicht mehr vordringen. Sey es, daß er sich dem Nachdenken noch zuweilen besonders darbiete. Der Bessere

wird ihn als des Menschen unwürdig abweisen, wo er sich nicht etwa berufsmäßig mit der Erforschung des Natürlichen an dieser Einrichtung beschäftigt. Und so tief ward der Keim der Schamhaftigkeit, Keuschheit, kurz, des Gefühls der Menschenwürde im Gegensatz mit dem bloßen Thiere, in unser Wesen gesenkt, daß auch der Physiker, der Anatomiker — außer jenem Berufe, ja selbst die Eheleute, wofern sie nur moralisch gebildete Menschen sind, sich mit dem Physischen der Sache weder in Gedanken noch im Gespräche befassen können, wie bekannt es ihnen auf jenem Wege, der Liebe oder des Forschens, auch seyn mag. Daraus erklärt sich auch die Fortdauer des schönen natürlichen (nicht erkünstelten) Erröthens, selbst in der Ehe, bey dieser sittlichen Stimmung. Welch ein wunderbares Wesen ist der Mensch! So mächtig und dabey so fein und zart kann in ihm die sittliche Form über den rohesten Stoff herrschen. Gewiß, wenn es auf einer Seite in der moralischen Reflexion sonderbar und fast widrig auffällt, daß die beginnende Existenz eines Wesens, wie der Mensch ist, an eine so grobsinnliche Bedingung geknüpft werden konnte: so erscheint auf der andern eben diese

Einrichtung, indem sie bey den übrigen Anlagen der Menschheit eine so reiche Quelle schöner Gefühle und Tugenden begründet, zweckmäßig, schön und erhaben.

Noch findet sich, unmittelbar nach der angeführten Stelle, auch dort die Bemerkung, daß „die Natur an die Vater- und Muttergefühle einen wesentlichen Theil unserer menschlichen Entwickelung geknüpft" habe. Aber diese Aeußerung wird nun, wie ich besorge, dem halbgebildeten Witzlinge, dem feinern Raisonneur zu schwermüthig oder zu — metaphysisch vorkommen, nachdem das „Leichte, Luftige" in der vorhergehenden Stelle seiner Erfahrung und, wie natürlich, seinen Empfindungen so trefflich zugesagt, und ihm vielleicht zu neuen Bon-mots, oder zu einem schimmernden Raisonnement Stoff geliefert hat. Denn es verdient bemerkt zu werden, wie gerne sich das Aesthetische auch mit dem Raisonnement einigt; und ist nicht dieß eine Seite, wo sich die Vernunft bey unsern westlichen Nachbarn vorzüglich ausbildete? —

Wer, bey einem zartern moralischen Gefühle, den sittlichen Punkt überall wohl im Auge behält; dem kann und muß wohl jeder außerehliche Genuß, wie sehr ihn auch die äußere Umgebung verziere, widrig und sogar — ekelhaft vorkommen, *) wenn er gleich sonst für

*) In Henke's Eusebia, B. 3. St. 2, erschien — beynahe zugleich mit diesen Gedanken im Teutschen Merkur — ein Aufsatz, der gegen unsre gegenwärtige Ansicht von Liebe und Ehe mächtig absticht: „Entwurf einer moralischen Ehekonstitution.“ Einer moralischen?? Das heisse ich — raisonnirt! (Man vergl. die Allg. Lit. Zeit. Jahrg. 1800, No. 285.) Denselben Geist athmet die „Kritik der kanonischen Eheverfassung,“ welche uns im N. Magazin für Religionsphilosophie, Exegese und Kirchengeschichte mitgetheilt wird: man sehe z. B. B. 4, St. 2. Der Geschlechtsgenuß (auch der menschliche) hängt, nach der Vorstellung des ungenannten Verfassers, bloß von der physischen Natur ab; und je rüstiger der physische Trieb sich äußert, desto — moralischer! „Wie die Hirsche in der Brunftzeit“ u. s. w. Der

das Aesthetische, und selbst für die Liebe in ihrem ganzen Umfange Sinn hat. Und man dürfte wünschen, daß alle Wohldenkenden, die zumal im Felde der schönen Literatur arbeiten, sich dahin vereinigen möchten, diese Empfindung und Denkart immer mehr zu verbreiten.

Sollte

außereheliche Genuß wird nicht nur gerechtfertigt, sondern sogar schematisirt. Eine merkwürdige Erscheinung am Ende des 18ten Jahrhunderts und — in einem philosophisch-theologischen Journale!! Jedoch der würdige Herausgeber verdient unsern Dank, daß er auch mit diesem Zeichen der Zeit uns bekannt machte. Wie kann man den Irrthum widerlegen, wenn er nicht frey hervortreten darf? Auch giebt es Irrthümer, die ihre Widerlegung schon mit sich bringen, wiewohl sie auch an dem Geiste der Frivolität (wo dieser eben vordringt) eine mächtige Stütze finden, und desto verderblicher wirken. In einem wissenschaftlichen, oder für die Freunde einer ernstern Lektüre bestimmten, Journale kann inzwischen diese Wirkung nicht so leicht eintreten. Immerhin ist jene Theorie ein merkwürdiger Beweis, welche Sophismen auch ein gebildeter

Sollte Schönheit, sollten Grazien und Amoretten nur in Paphos Haynen gedeihen, und nicht eben sowohl, oder mehr noch und mit eignem Gewinne, der Venus Urania, der ächten, menschenwürdigen Liebe, und hiermit dem höchsten Zwecke der Menschheit (der Moralität) dienen können? Die Schönheit steht zwischen der Sinnlichkeit und der Sittlichkeit in der Mitte, und ist mit beyden verwandt. Das Sinnliche ist aber so wenig an sich böse, daß es sogar mittelbar, insofern es der Form des Schönen empfänglich ist, ein Bild des Sittlichen darstellen kann, z. B. als schöne Natur. Und was

Kopf bey dem fixen, einseitigen Blick erzeugen könne! — Weit verderblicher wirkt die Sophisterey im Kleide des Romans: doch das schändlichste, obwohl in seiner Art zugleich merkwürdigste Produkt unserer Zeit soll hier mit keiner Sylbe berührt werden. Es war dem Verfasser noch gar nicht bekannt, als er seine Gedanken über einen Gegenstand, der (auch diesen Erscheinungen zufolge) so tief in das Wohl der Menschheit eingreift, niederschrieb.

ist das unnennbare Etwas, das auf den Wangen eines schönen und zugleich unschuldigen Mädchens blüht, das jedem reinen Auge wohl thut, und zuweilen selbst den leichtfertigern Lüstling so vorzüglich, so innig und sonderbar trifft? — Aus dem Schooße der Schönheit allein gehet, wie bekannt, keine Grazie hervor: es wird dazu Anmuth, Geist und Leben erfordert; aber ohne alle (körperliche) Schönheit hat auch niemals eine Grazie geblüht. Doch, bey dem Menschen gehört noch Eines dazu: der Ausdruck des Sittlichen, des Reinen, Unschuldigen, mit Einem Worte, des „Jungfräulichen", und dabey der Ausdruck von Güte und Wohlwollen, von innerer Harmonie. Dieß ist es, was, das Uebrige in gehörigem Maße vorausgesetzt, die „sittliche Grazie" genannt werden kann. Ohne sie ist alles Andre, Schönheit und Geist, Munterkeit und Leben, das reizende Spiel der Augen, Mienen und Gebehrden, kurz alles, was man interessant oder — pikant nennen mag, nur ein luftiges vorüberziehendes Wolkengebilde, und für das zartere, durchschauende Auge des wahren Kenners mehr beleidigend als wohlthätig. Dagegen ertheilt die sittliche Grazie, das Uebrige gleichgesetzt, auch dem

Aeußern, Körperlichen mehr Leben und Dauer. Und wenn die Farbe erbleicht, wenn die Schönheit nach dem Gesetze der Natur sich allmählig verliert; so blickt jene noch durch, und ein freundliches Abendroth erscheint noch am Horizonte des Lebens.

„Von jeher war der Weisheit Amt, die Schönheit
„Mit Geist zu schmücken, und ihr ein Gefolge
„Von Grazien zu geben, die die Tugend
„Gebahr, und die nicht mit den Wangen welken."
(Wieland's s. W. Suppl. B. 4. S. 5.)

Es fehlt uns nicht an mehrern, sehr schönen und treffenden Schilderungen der ächten Liebe. Man erinnere sich z. B. nur an einige neuere von Aug. Lafontaine, oder von Jean Paul. — Und wem, der nach einer solchen Darstellung des ehelichen Lebens sich umsähe, dränge sich nicht die Erinnerung an die Geschichte des Philosophen Danischmend mit lieblicher Gewalt auf? — Möge die Zahl solcher Schriften im Felde

des Schönen zunehmen, und möge sich auch dort immer weniger (wie z. B. auf der letzten Seite des Quintus Fixlein) eine kleine moralische Dissonanz finden! Der humane, um sich schauende Genius der Weisheit müsse über das Einzelne, wie über das Ganze, wachen. Am rechten Orte und auf die rechte Art kann sich der Schatten noch immer neben dem Lichte einfinden. — Solche Romane (denn was schadet auch, wenigstens im Sinne des Bessern, da oder dort eine kleine Dissonanz, wo der Grundton des Ganzen so stark für das Schöne und Gute spricht?) solche Gemählde der Liebe und des menschlichen Lebens sind auch für die — reifere Jugend, wenn sie nur das Ernsthaftere damit verbindet, eine sehr passende und wohlthätige Lektüre: das beste Mittel, die sicherste Schutzwehr gegen die Wollust! Denn was die Phantasie so, wie diese Schriften, verschönert, und den Sinn für das Bessere belebt: das macht in eben dem Grade den bloßen Genuß, das Physische als solches, trotz aller äußern Schminke, häßlich, widrig und zurückstoßend. *)

*) Davon läßt sich freylich der rohe, fanatische Eiferer nichts träumen, denn in einer Definition ist

Käme es auch dahin, daß man die Kunst und allen Zauber der Darstellung immer mehr auf die ächte, menschenwürdige Liebe (im besagten Verhältnisse und in der geheimen Tendenz dazu) einschränkte; so litte darum das ästhetische Feld keine Beschränkung. Was ihm auf der einen Seite entzogen würde, das wüchse ihm auf der andern zu. Die erste Liebe, diese zarte Blüthe der unverdorbenen Menschheit, die zugleich den Sinn für alles Schöne, Gute und Große so mächtig erweckt, erhöhet und belebt, bliebe noch immer ein gelegener Stoff für den Freund der schönen Darstellung.

jeder Roman und jede Schrift, die von Liebe handelt — selbst die Agnes von Lilien, und das schöne Bild der Resignation der Frau v. La Roche — „ein Buch das absichtlich (ex professo) von schmutzigen Dingen handelt:“ so wie auf der andern Seite der gewandtere Lüstling darin nur übertriebenes Zeug, schwärmerische Gefühle“ u. dgl. entdeckt. So treffen diese zwey sonderbaren und sonst so heterogenen Auswüchse der Menschheit (Wüstlinge und Pfaffen) wieder darin zusammen, daß sie das Schöne und Gute gleich stark verkennen.

Aber nie würde dieser die Linie verkennen, die er nicht überschreiten dürfte, ohne, statt der Liebe, Wollust zu schildern, und folglich dem Gegenstande, den er sich gewählt hätte, selbst untreu zu werden. Nie würde er den Zeitpunkt übersehen, wo diese Liebe selbst ohne weitere Schritte nicht dauern kann, noch soll. Und gienge er dann mit ihr, früher oder später, in jene sittlich bestimmte Sphäre hinüber; so dürften ihn auch hier die Grazien nicht verlassen: Liebe böte noch immer den reizenden Stoff dar, welchen sie verschönern, schmücken und ausbilden könnten*). Zwar

*) Nur in der Sprache und — im Sinne des Wüstlings ist „die Ehe das Grab der Liebe". Freylich das Grab der bloßen Begierde ist sie; und da er nur diese kennt, so — hat er vollkommen Recht, wenn man nur, statt der Liebe, Begierde oder Wollust setzt. Wahrlich auch von der „Liebe" (in dieser Beziehung) muß nach und nach eine edlere Bedeutung herrschend werden; und der Ausdruck „sinnliche Liebe", den man selbst bey bessern Schriftstellern, noch öfters findet, kann nur die Verwirrung der Begriffe und die Sophisterey unterhalten. („Liebes-

jener Wechsel im Felde der Galanterie, und alle die bunten Farben und Zaubergestalten, die ihn umgeben und begleiten, fielen hier weg. Dafür käme nun aber der sittliche Antheil hinzu. Die Mäßigung würde dem Ueberdrusse vorbeugen; und die Freundschaft, von dem sanften, aber nie erlöschenden Feuer der Liebe beseelt, würde vermittelst der tausend kleinen Züge und Wendungen, womit sie wohlthut und erfreut, spannt und befriedigt, aufhält und überrascht — jeden Reiz der Abwechslung übertreffen. Dazu kämen die schönen, nachwachsenden Pflanzen der Liebe, diese holden Bilder der Grazien, ihr Blick, ihre Mienen, ihre muntern Spiele im häuslichen Bezirke, die allmähliche Entwickelung ihrer Kräfte,

genuß" in dieser Hinsicht klingt vollends empörend!) Sagt man auch von dem Thiere: es liebe, aber es liebe sinnlich? Eine Modifikation der Phantasie oder — des Raisonnements macht keinen wesentlichen Unterschied. Der Sinnliche, der Eigennützige, der gröbere oder feinere Wollüstling liebt nicht das Mädchen, das er begehrt. Welkt die Blume, so tritt er sie mit Füßen; ist „die Zitrone ausgedrückt, so wirft er sie weg!"

die naiven Züge und Aeßerungen, oft früh schon mit dem Bilde der Grazien, des Geistes, und selbst mit den ersten Funken des Sittlichen bezeichnet, und dann die Freude des Vaters, die herzliche Theilnehmung der Mutter, und die schöne, mannigfaltige Thätigkeit im Kreise der Familie. Gäbe es, wie natürlich und zweckmäßig für die moralische Veredlung des Menschen, auch Leiden, Mißtöne, kleine oder größere Sorgen: so würden sich auch diese vermittelst der sittlichen Stimmung, die im Ganzen lebte, in Harmonie, in Freude und größeres Wohlseyn auflösen. Wie viel Stoff zur schönen, ästhetischen Behandlung!

6.

„Es giebt Verbrechen, die unschuldig, selbst rühmlich durch Glanz, Anzahl und Größe werden; daher kommt es, daß Dieberey vor Aller Augen, Geschicklichkeit, und ungerechte Wegnahme von Ländern, Eroberung heißt.“ Nro. 181.

Im Gebiete der Galanterie hieß der Fehler glänzend, und das Verbrechen — glücklich: hier, im Felde der Tapferkeit wird es — unschuldig, und sogar rühmlich! Man dürfte fragen, ob nicht man=

chem, selbst manchem feinern Kopfe, der eine Bemerkung dieser Art macht oder lies't, hierbey der Gedanke sich zudränge: wie schwankend und willkührlich der Unterschied zwischen dem, was man recht und unrecht nennt, seyn müsse, da sogar Verbrechen dergestalt entschuldigt, d. i. von dem Begriffe der Schuld, den man sonst auf eine eminente Weise damit verknüpft, befreyet, und mit Ehre gekrönt werden können?"

Verbrechen und unschuldig: welcher Kontrast und welche Zusammensetzung! Diese Erscheinung verdient wohl, daß wir sie etwas näher ins Auge fassen.

Wie dort, in Amor's Gefilden — oder im Lande der reizenden Göttin zu Paphos, das Feine und Artige sich vorzüglich äußert: so scheint hier, im Gebiete des ernstern Mars, das Große und Erhabene besonders hervor.

Freylich, man weiß, daß sich die beyden Gebiete auch von mehr als Einer Seite berühren. Das Beyspiel ist gegeben. Schon die Mythologie der Griechen stellt einen sprechenden Zug auf. —

Indeß hat sich auch hierüber ein eigner und zum Theile, schöner „Punkt der Ehre“ gebildet. „Ich darf dir“ (schreibt die Fr. v. St. Lambert in ihren Grundsätzen zur Bildung junger Offiziere, nach Heydenreich's Uebersetzung S. 42) „nicht erst sagen, mein Sohn, wie un„sittlich die Entehrung eines Frauenzim„mer's ist. Hat eine Person die Schwäche ge„habt, dir ihre Ehre anzuvertrauen: glaube, es „ist ein Depositum, welches du nicht mißbrau„chen darfst. Die Gesetze der Ehre gebieten über„dieß, mit gleichen Waffen zu streiten; wie könn„test du ein Weib, welches sich dir hingab, durch „den grausamen Bruch jenes Stillschweigens, wel„ches ihr uns in solchen Fällen schuldig seyd, vor „den Augen der Welt entehren, da es dich nie „herabwürdigen kann, wenn es deine Liebe öffent„lich blosstellt.“ Sollte man nicht wünschen, daß die Verfasserin (oder der Uebersetzer) den Begriff von „Entehrung des Frauenzimmers“ etwas näher bestimmt und weiter ausgeführt hätte? Oder sollte es wohl Pedanterey und moralischen Kleinsinn, sollt' es nicht vielmehr ein feineres Gefühl und einen tiefern Blick in das Wesen der Sittlichkeit verrathen, wenn man fragt: ist nur das Entehrung des Frauenzimmers?

Unter verfeinerten, kultivirtern (obgleich um deßwillen eben nicht immer moralischgebildetern) Menschen ist es ein Ehrenpunkt geworden: das Frauenzimmer auf solche Weise zu schonen, zu dem Siege, den man erhielt, zu „seinem Glücke", zu schweigen, und die Ehre desselben vor der Welt zu retten, nachdem man ihm — vielleicht seine Unschuld, seine Tugend und damit seine Ehre vor sich (oder, um die nämliche Sache nur mit einem stärkern Worte zu nennen, vor seinem Gewissen und Gott!) geraubt hat.

Wahr ist es: wer die Gefallene noch überdieß öffentlich blosstellen, und seiner sogenannten Eroberung, seines elendes Sieges sich rühmen kann, erscheint — in mehr als Einer Hinsicht — noch roher, unsittlicher. Allein, betrachtet man die Sache bloß von Seiten des Erfolgs; so könnte auch das seine guten Folgen haben, indem es z. B. die weibliche Schamhaftigkeit aufschreckte, und dann noch manche Ausschweifung verhinderte.

Und was an jenem sogenannten Ehrenpunkte (Point d' honneur) eigentlich schlimm ist, dieß besteht darin, daß man nun das Wahre an der

Sache zu einer Konvention stempelt, es für eine Art von Delikatesse erklärt, und daß hernach der Jüngling, welcher in den Kreis eines verfeinerten Publikums eintritt (und solche Beyspiele vor Augen hat!) um so leichter getäuscht, und zu den Gedanken verleitet wird: „das sey wahre, gute Lebensart, Klugheit und feine Sitte, genießen, wo man kann, jede Blume, die man findet, pflücken, und dann sich verschwiegen, großmüthig zeigen.“

Wie sehr ist dieses in einem Stande zu befürchten, wo so Manches zum freyern Genusse reizt und einladet! Schmeichelnd knüpft sich die Maxime selbst an das Bild einer veredelten Tapferkeit an: „der Besiegten großmüthig zu schonen.“ Dazu kommt das verderbliche Vorurtheil, das noch bey vielen herrscht: der Soldat, der Krieger dürfe sich überall um so freyer über jede Schranke des Genusses wegsetzen, je größer die Beschwerden sind, die im Felde ihn treffen, und je weniger seine Lage ihm gewöhnlich verstattet, in die oben gedachte, von der Sittlichkeit begrenzte Sphäre zu treten, und hier die süßen, belohnenden Folgen der Liebe zu genießen. Es ist dann

konsequent, wenn der Held im Felde (da oder dort) seine Eroberungen auch zu Hause, in den Familien, nur auf eine andere Weise fortsetzt, und leider! auch da nicht weniger Spuren von Verwüstung zurückläßt.

Es giebt würdige Officiere, edle, vortreffliche Männer. Solche Originale sind es, welche den Verfassern unserer bessern Romane und Schauspiele zu ihren Charakteren dieser Art Stoff lieferten. Man denke z. B. an den Major in der Familie von Halden.

Um den würdigen Officier zu bilden, darf man gewiß keine Triebfeder des Handelns empfehlen, welche dem würdigen Menschen nicht zustände: das Streben nach Ruhm. Dieser wird in jenem französischen Original (das allerdings, in Hinsicht auf die Verhältnisse des Lebens, manche feine Bemerkung, manche gute und treffliche Anweisung enthält) als der eigentliche und letzte Zweck des rechtschaffenen Officier's vorgestellt. *) Ohne die sittliche Grundlage,

*) In der Oberd. A. L. Zeit. J. 1800. St. 92. finde ich eben eine Schrift „über die Veredlung

ohne das schöne Streben nach reiner, wahrer Tugend ist auch kein rechtschaffener Officier denkbar. „Und der Ruhm?“ Nun der folgt dann von selbst: er folgt der Tugend, zumal wenn diese zugleich als Tapferkeit auftritt, wie dem Körper sein Schatten. Allerdings erweckt das Ideal des „vollkommenen Kriegers“ eine vorzügliche Achtung. Allein an der Ehrfurcht, die man gewöhnlich dem Helden und dem tapfern Manne zollt, nimmt nicht selten das sinnliche Gefühl des Erstaunens, der Bewunderung, und der bloß ästhetische Eindruck des Großen Theil: ja diese thun nur zu oft der wahren, moralischen Achtung, so wie der sittlichen Denkweise überhaupt, Abbruch —

Eben dort wird von einem „edeln Ehrgeize“ gesprochen. Wie kommt es, daß der Ueber-

des Soldaten“ sehr rühmlich angezeigt: „Fragmente eines alten freymüthigen Officiers“ u. w. Königsberg, b. Fr. Nicolovius (von Fr. Otto v. Diericke, Oberst. u. Commandeur des Reg. Prinz Georg v. Hohenlohe, in königl. preuß. Diensten.)

setzer—ein Mann, der uns bereits mehreres Schöne, Vorzügliche, selbst nach den reinern Grundsätzen der kritischen Philosophie, geliefert hat—diese Flecken nicht wegtilgte, oder das, was nur einzelne Spuren des Nationalgeistes, der französischen Kultur und Philosophie an sich trug, nicht im Texte oder durch einige Noten verbesserte? Doch indem die bessere deutsche Philosophie zum Grunde gelegt würde, dürfte noch immer selbst hierbey eine reinere Ansicht oder eine nähere Bestimmung da und dort hinzukommen. „Aber wer möchte es auch bey einer populären Schrift so genau nehmen?“ Die Wahrheit, denke ich, muß aus dem engern Bezirk der Schule in den Kreis eines gebildetern Publikums übergehen; und indem die reinere Denkart in der Sprache sich abdrückt, muß auch diese sich allmählig verbessern, reinigen und veredeln. Inwiefern aber die reinere Denkart von der reinern Lebensart (die Theorie von der Praxis) bey jedem Einzelnen, und insbesondre bey dem Schriftsteller abhange, ward schon oben bemerkt. Nur so viel möchte ich hier noch beyfügen: schöne, ästhetische Floskeln, oder feine logische Raisonnements sind nicht der Ausdruck der Wahrheit, in diesem Verstande; und fehlt es

an der subjektiven Grundbedingung, so mag man immerhin etwas (mehr oder weniger) von dem ächten Begriff auffassen: aber es fehlt dann auch am Grundtone, und selbst im Ausdrucke giebt es bald da, bald dort — Dissonanzen.

„Ehrgeiz"! Jeder Geiz ist ein Flecken im menschlichen Gemüthe, im Herzen des Menschen, wie er seyn soll: und davon ist die Rede, wo man für die Bildung desselben, in welchem Stande er auch sey, arbeitet. Ehrgeiz und edel vertragen sich nicht mit einander. Wenigstens ist das erstere Wort nicht passend. „Ehrliebe?" Diese ist wohl natürlich, erlaubt und schön — als Folge oder als ein Theil der Achtung für unser höheres Selbst: für die Menschheit in uns *), die wir immer, in uns wie in Andern, als Zweck behandeln sollen, nie zum Mittel für eigne oder fremde Lust herabwürdigen dürfen. Also, genau betrachtet, fällt auch diese Ehrliebe mit der Ach-

tung

*) Sofern nämlich diese das Subjekt des Sittengesezes (in der religiösen Sprache: das Ebenbild Gottes) ist.

tung für das Moralgesetz zusammen; und inwiefern sie auf die äußern Verhältnisse (den Stand) sich bezieht, ist sie nur mittelbar erlaubt und gut, insofern nämlich der Anstand, die Würde im Aeußern, das Gefühl von dem Werthe des Dienstes u. dgl. zur Erfüllung der besondern Pflichten beyträgt. Die ächte, moralisch geordnete Ehrliebe ist dann von dem hochfahrenden Stolze und dem unsteten Leichtsinne gleich weit entfernt.

So ehrenvoll aber dieser Stand von einer Seite ist; so erscheint er doch auf der andern, im Auge des Philosophen, nur als ein Nothstand. Selbst nach dem Urtheile jedes denkenden Officier's ist er (von dieser Seite) nichts anders. Und eben daher entsteht dann so manche Kollision, welche die höhere, ächtsittliche Kultur erschwert, die aber freylich denjenigen, welcher dennoch sich dazu erhebt, der Ehre und der auszeichnenden Achtung desto würdiger macht.

Dahin gehört vornehmlich der (mehr oder weniger) erzwungene Cölibat, worin selbst vom Officiercorps der größere Theil sich befindet. In

dieser Lage ist man sehr geneigt, jeden Schritt, selbst jede zerstörende Eroberung, welche von der bessern Stimme im Menschen getadelt oder gar verdammt wird, dem — Schicksale beyzumessen. „Warum bin ich in diesem Stande, in dieser Lage? Wer setzte mich darein? Und wer dürfte mir die gemeinsame, die schönste Quelle des menschlichen Glückes verschließen?“ Die Sophisterey erhält da einen weiten Spielraum. Was der Malthe-ser-Ritter im Flaming (B. 2. S. 328. der der neuen Orig. Ausg.) zur Beruhigung seines Innern sagte: das war gewiß aus der Seele von Hunderten, wiewohl eben nicht in dieser schrecklichen Tendenz, gesprochen! *)

*) Als ihm der erste Gedanke; Jakobinen (das edle Weib) zu verführen oder vielmehr zu verderben, wie ein Blitz durch den Sinn fuhr, und eine höhere Stimme noch mächtig in seinem Innern dagegen sprach; da sagte der Sophist, indem seine Phantasie ihm die Verführung in einer weit schönern Gestalt vorspiegelte, endlich zu sich: „Das Geschick mag (die That) verantworten. „Warum gab es mir dieses Herz mit der verzeh„renden Flamme, und das Todtenkreuz des wi-

Hierzu kommt der äußere Reiz: die holde, sympathetische Annäherung des andern Geschlechts, selbst das freundliche Entgegenkommen guter und

„dernatürlichen Ordens? Ist es ein Verbre„chen, so begeht es der Himmel." — Züge, die so recht aus dem Leben genommen sind, dürften uns wohl in Romanen als Beyspiele dienen. Und wenn gerade in Absicht der Romane eine schärfere Unterscheidung sehr zu empfehlen seyn mag; so scheint doch ein solcher Gebrauch von den bessern derselben einer besondern Aufmerksamkeit nicht unwerth. Die gehörige Anwendung der Geschichte würde sich damit wohl vertragen. Für unsre höhern, kultivirtern Stände ist die Lektüre der besten unserer Romane (der Komposition und dem Geiste nach) ein vorzügliches Mittel der ächten, höhern Bildung: nur auf diesem Wege kann das Eine, was im strengsten Wortverstande gut und schön ist, bey Manchen noch Eingang gewinnen; und eben für diese Menschenklassen scheint auch jener Gebrauch der Romane — in Hinsicht auf die Blendwerke einer raffinirenden Kultur — vorzüglich passend.

blühender Töchter des Vaterlandes! Eine Frau, ein Mädchen muß von der intellektuellen und der moralischen Seite schon wohl gebildet seyn, wenn der bekannte, sympathetische Zug zwischen — natürlicher Schwäche und militärischer Tapferkeit sie nicht unvermerkt zu weit führen soll. Selbst die Kleidung des Officiers, die Reinlichkeit und der äußere Glanz überhaupt trägt nicht wenig zu dieser Annäherung bey. „Es ist;" sagte mir ein wackerer Officier, „unser glänzendes Elend (splendida miseria,) was die Blicke und Herzen der Weiblein dergestalt auf uns lenkt." Und bey mancher, mehr gutherzigen als gutgesinnten (moralisch gestimmten,) Dame wirkt noch eine Art von Mitleiden dazu: indem sie auf die Beschwerden des jungen und — schönen Helden, oder auf die Lage, welche ihm sonst jeden Genuß der Liebe verbeut, einen gnädigen Blick wirft! Es ist hier zum Theil eben derselbe Fall, der bey dem Cölibate der Geistlichen, besonders in Italien öfters eintraf, wo eine solche Gunst der Dame, der Hausfrau u. s. w. gegen den geistlichen Herrn, zumal gegen den Beichtvater sogar unter der Religionsfirma, als „ein Werk der Christ-

lichen Barmherzigkeit (!)" vorgestellt und empfohlen ward.*)

*) Durch diesen Umgang der Geistlichen, besonders der sogenannten Beichtväter, und den Familien wurde bekanntlich das verwüstende Cicisbeat theils veranlaßt, theils eingeleitet und zum Theile bewirkt. Es empört, wenn man lies't oder aus dem Munde unterrichteter Männer vernimmt, welche Greuel der Cölibat sonst noch erzeugte, wie, z. B. die unsittliche Befriedigung des Geschlechtstriebes, in Familien und selbst in H— —häusern, Sitte ward, und wie sogar in Klöstern die Erlaubniß dazu eben so unbefangen ertheilt als nachgesucht wurde. Ein Ordensgeistlicher, der längere Zeit in Rom war, und nachher selbst Vorsteher eines Klosters, (in Deutschland) wurde, hat mir erzählt, daß in seiner Gegenwart junge Mönche zu ihrem Obern kamen, und ihr „peto facultatem exonerandi renes" (!!) auf diese Art anbrachten. Der Unbekannte, der Reisende aus einem fremden Lande, z. B. ein Stolberg, dem man natürlicher Weise nur die schimmernde Außenseite, nur die lachenden Bilder von Ruhe und Unschuld zeigte, mochte wohl so etwas nicht erfahren. „Aber warum so etwas bekannt machen?

Wie sehr die Verderbniß der Sitten auf diesem militärischen Wege sich verbreiten könne: davon zeugen leider! während des in so mancher Hinsicht zerstörenden Revolutionskrieges, mehrere Gegenden im Süden unseres deutschen Vaterlandes. Da würden die verderblichen Folgen der freyen, umherschweifenden Lust öfters recht sichtbar. Noch erinnere ich mich eines Gesprächs mit einem (deutschen) Officier. Wir kamen auch auf diesen Punkt zu sprechen. Er gieng, wie gewöhnlich, so ganz leicht darüber hin. Als ich ihn aber auf die Folgen der Wollust oder, wie ich mich höflicher ausdrückte, des freyen Genusses aufmerksam machte: vielleicht eine zerrüttete Familie, eine verführte, zerstörte Unschuld, oder

„warum nicht vielmehr, wenn man es glücklicher „oder unglücklicher Weise erfährt, den Mantel der „Liebe, der brüderlichen Schonung" (oder — der Politik?) „darüber werfen!" Nein, solche Greuel des Cölibats müssen enthüllt werden: sonst wird man das Uebel nie von Grund aus heben. Von der Sache, nicht von Personen ist hier die Rede. Und — nur in der Wahrheit ist Heil!

einen neuen Stoß ins Laster, da oder dort ein Kind in der Armuth, ohne Erziehung, in der Verwilderung, im Elende.... da verfiel er in ein düsteres Stillschweigen; doch plötzlich fuhr er auf: „ah, daran muß man nicht den„ken, sonst möchte einer des T—f—ls „werden! das Nachdenken ist nichts: vor„wärts, nicht zurück, heißt es beym Solda„ten, beym Helden.“ Natürlich warf ich noch den Wink hin, wie wenig dasjenige werth seyn möge, woran man nicht — denken dürfe.

Welches Verderben erst die fremden Gäste anrichteten, das läßt sich denken! Wer kennt nicht den französischen Leichtsinn in diesem Stücke, den feinern und gröbern Libertinism? Selbst mancher Bessere äußerte hierüber so — leichte Grundsätze! Man tadelte z. B. den rohen Genuß feiler Mädchen; aber den „Umgang mit ehrbaren Frauen und Töchtern“ fand man sehr annehmlich. Wir kennen den Sinn dieser Phrase, und die Gewandtheit des Franzosen in dieser Kunst des Umgangs. Und den Deutschen, der seine Nation wie sein Vaterland liebt, muß es wirklich nicht wenig schmerzen, wann ihm da oder dort eine Stadt ge-

nannt wird, wo sich unsere Schönen gegen diese Fremdlinge sehr „galant“ betrugen; zumal wenn ihn davon ein jüngerer und sehr gebildeter Mann versichert, der, in einem angesehenen Amte, eine Familie sehr wohl ernähren könnte, der aber nun seine Bedenklichkeit zu heurathen damit rechtfertigt: „unsre Mädchen waren leichtsinnig, jetzt sind sie verdorben. Nein, denke ich, noch giebt es reinere Familien und edlere deutsche Mädchen.

Die zunehmende Ehelosigkeit ist vielleicht die bedenklichste Folge der militärischen Galanterie. Schon in den Worten „er ist glücklich, er hat Glück bey den Weibern“ u. dgl. liegt ein eigener Zauber. Wie leicht können dann auch unsre jungen Herren vom Civilstande sich durch das verführerische Beyspiel gereizt finden, ihr Glück immer mehr und mehr auf diesem Wege zu versuchen, und mit ihren Gegnern zu rivalisiren! Und warum, mag nun der Lüstling, der feinere Raisonneur sprechen, warum sollte man sich den Lasten des Ehestandes unterwerfen, da man die süßen Freuden desselben so leicht, selbst in der schönen Hülle des Anstandes

und der Grazie, erlangen kann? Die Maxime des bloßen Genusses wird herrschend; die freye, zügellose Lust greift immer weiter um sich; und das verzehrendste, wiewohl schleichende, Gift im Schooße einer Nation (das sittliche Verderben) schwillt allmählig zu einem Grade an, der jedem Heilmittel und jeder Abhülfe widersteht. Selbst die neueste Staatengeschichte, so wie die ältere Geschichte Frankreichs, beweis't, wie wenig der Menschheit und den einzelnen Staaten gedient ist, wenn Männer an der Spitze der Geschäfte stehen, welche kein schöneres Band, keine zartere Sorge und Theilnehmung an die Menschheit und dasjenige Land knüpft, in welchem sie leben. Denn um so länger und wilder kann nunmehr Stolz, Ehrgeiz oder Leichtsinn die blutige Geissel des Krieges schwingen: eine Bemerkung, die überall keinen würdigen Geschäftsmann beleidigen kann; und — es giebt auch Ausnahmen.

Jedoch es ist nicht diese Seite des Wehrstandes, welche hier, den angeführten Worten von Rochefoucault zufolge, unser Nachdenken vorzüglich beschäftigen soll: es ist vielmehr die glänzende Seite des Helden, des tapfern

Mannes als solchen. Und indem uns die Betrachtung zu dem Begriffe des „Großen,“ und dabey zu den Vorstellungen von Kraft und Geschicklichkeit führt, mögen wir zuletzt noch in ein paar andre Gebiete, worin auch diese sich vorzüglich äußern, einen Blick werfen.

Welches ist, könnte man fragen, der Geist, welches der besondre Zauber und die höhere Kraft, die unser Gemüth in den Thaten des Helden so mächtig anspricht, und die Unternehmungen des kühnen und glücklichen Eroberers mit diesem glänzenden Nimbus umgiebt, so daß sein Unrecht, indem er kühn über das Gesetz der Gerechtigkeit wegtritt, in den Augen der staunenden Menge ganz verdeckt wird, und daß selbst der Bessere, Wohldenkende zuweilen einer besondern Anstrengung bedarf, bey dem mächtigen Eindrucke, das sittliche Gefühl in sich rege und lebendig zu erhalten? Es ist, däucht mir, vornemlich die ästhetische Kraft des Großen und Erhebenen, was dergestalt wirkt.

Ausgezeichnete Thaten, einzelne, hervorspringende Züge von militärischer

Tapferkeit können uns, wofern nicht gerade die moralische Empfindung und Denkart in unserm Geiste vordringt, unwillkührlich so schnell ergreifen, so lebhaft und innig durchdringen, wie nur das sittlich Schöne und Große uns ergreifen und entzücken sollte.

Dieß kann eben dem, der eine mehr umfassende Bildung besitzt, vor Andern begegnen: zumal wenn er selbst zur Tapferkeit Anlage, und auf seiner gegenwärtigen Stufe der Kultur vorzüglich für das Aesthetische Sinn hat. Auf die moralische Seite des Helden wird dann keine weitere Rücksicht genommen.

Ja, es kann auch da geschehen, wo ein nicht ganz reiner Wille hervorscheint, und die unsittliche Tendenz wenigstens im dämmernden Lichte sich ankündigt. Wenn nur auf einer Seite der tapfere Zug besonders hervorsticht, und auf der andern das Unsittliche daran nicht gar zu merklich und beleidigend ins Auge springt: so mag der ästhetische Eindruck noch immer vordringen, und mit dieser belebenden Kraft auf das Innerste wirken.

Aber nachher mag der, welcher das Sittliche, wenigstens in den bessern Momenten seines Lebens, für das Höchste erkennt, über sein Herz betroffen und nachdenkend werden. Jetzt mag er sich gedemüthigt, und vielleicht darüber entrüstet finden: daß eine an sich bloß physische Handlung so viel über sein Herz vermocht, so viel von dem Wohlgefallen, von eben dem Entzücken, das nur moralisch gute und edle Handlungen in einer wohlgestimmten Seele erregen, in der seinigen hervorgebracht habe!

Man darf indeß auch hier den schönen Eifer für das Bessere nicht übertreiben. Er bleibt sonst — nicht länger schön. Man wird einseitig, und aus lauter Eifer für das Sittliche — pedantisch: eine Denkart, die mittelbar der guten Sache wieder Eintrag thut.

Und kann das Aesthetische als solches nicht auch der Sittlichkeit dienen? In den Produkten der Kunst und der Literatur gewährt es eine schöne, wohlthätige Erholung im Kreise der Pflicht, zum Behufe der äußern Thätigkeit. Noch mehr: das Schöne ist mit

dem Guten, das Erhabne mit dem Pflichtmäßigen verwandt. Durch ihren Bund wird das Leben verschönert, indem sie es zugleich veredeln. Selbst der Begriff des Guten wird durch das ästhetische Gefühl theils befördert, theils unterstützt; und so wie dasselbe mit dem moralischen Gefühle sich einigt, wird dieses in der Ausführung des Guten belebt.

Ja, in einer noch unverdorbnen und zartern Seele dient die ästhetische Kultur glücklich als Vorbereitung der moralischen. Von dem Schönen durch das Wahre zum Guten! — Nur gehört auch von der moralischen Seite schon früh, gegen so manche Reizungen von innen und außen, weit mehr dazu, als jemand, der nun eben auf die ästhetische oder intellektuelle Seite den Blick heftet, sich vorstellen mag. Sittliche Disciplin! —

Auch der Enthusiasmus für das Gute, ohne den bekanntlich in der Menschenwelt nichts wahrhaft Großes geschah, ruht zum Theil auf dem ästhetischen Grunde. Das Gefühl, die begeisternde Idee des Großen und Erhabenen ist es, was die sittliche Triebfeder so mächtig

hebt, und wodurch sie mit dieser Energie über jedes Hinderniß siegt. Immerhin mag auch die sinnliche Kraft mitwirken, und öfters laut sprechen: genug, wenn sie nur von der sittlichen in Thätigkeit gesetzt ist, und davon regiert wird. Das Moralische ist die Grundlage. Angeregt von demselben kommt hier, im Momente der Handlung, das Aesthetische als eine schöne Folge hinzu (wofern es sonst an dem gehörigen Grade von Anlage und Ausbildung nicht fehlt). Und das Sinnliche — d. h. da, im Gegensatze mit dem letztern, das bloß Physische — wird mittelbar durch das eine, unmittelbar durch das andere erweckt und hervorgerufen. Die Achtung für das Gute ward Liebe! *) — Und wie schön zeigt sich hier wieder der souveraine Einfluß des Sittlichen: was sonst, wenn der unsittliche Wille zum Grunde liegt, das Aeußere (Blicke, Mienen, Gebehrden) entstellt und verwildert; eben das sinnliche Feuer, Leben u. dgl. giebt hier auch dem Aeußern mehr Schönheit, Gestalt und Würde! Aber es ist das Aesthetische, vermittelst dessen das Moralische auf solche Art wirkt und hervorscheinet.

*) Im höhern Grade.

Selbst die Tapferkeit hat für uns eine merkwürdige, ästhetische Seite. Zwar als Muth und Körperstärke trifft sie zuförderst den sinnlichen Theil des Menschen; und auf den rohern, aber noch unverdorbnen, Sohn der Natur wirkt sie von dieser Seite so stark, daß sie den Beyfall und die Achtung desselben fast einzig darauf hinzieht, und dann, auf den erstern Stufen der Kultur, selbst dem sittlichen Merkmale in der Vorstellung des „Edeln" vorgreift. Der Tapfere als solcher und der Edle sind gleichbedeutende Namen. Ja das letztere Wort wird auf den Begriff des erstern eingeschränkt; und indem das Vorurtheil oder das Interesse des Standes hinzukommt, mag derselbe noch lange fort wirken. Allein, abgesehen von diesen Mißgriffen eines barbarischen Zeitalters, es ist selbst für den Gebildetern ein erhabenes, die innerste Menschheit erweckendes Schauspiel, einen tapfern Mann mit großen, hereindringenden Schwierigkeiten kämpfen, ihn jedesmal, auch wenn sie ihn warfen, sich wieder aufrichten, und das Schwerste, was unmöglich schien, durch seine höhere, menschliche Kraft überwinden zu sehen. Außer der sympathetischen Empfindung, die natürlich in den Nerven jedes Mitfühlenden tönt, offenbart

sich hier eine Verwandtschaft zwischen der *ästhetischen* und der *moralischen Anlage* des Menschen. Denn lebhaft, wenn gleich mehr im dunkeln Gefühle, regt sich hierbey die Erinnerung an die Würde des Menschen, an die moralische Freyheit, Kraft und Bestimmung. Und im Leben erscheint auch die *Tugend* als Muth und Stärke, im Kampfe mit den innern und äußern Feinden der Sittlichkeit, besonders mit den *Neigungen*, *sofern* sie dem Gesetze derselben widerstreben. Also die Tugend ist, in dieser Hinsicht, selbst *Tapferkeit* (virtus): eine Seite, wo besonders der ästhetische Eindruck des *Erhabenen* dem Tugendsinne sehr wohlthätig zuspricht; denn inwiefern die Achtung für das Gute sich in Liebe auflöst, sagt das Gefühl des *Schönen* selbigem mehr zu.

Gleichwohl bleibt so viel wahr und merkwürdig: das *Aesthetische Gefühl* muß selbst, auf jeder Seite und besonders auf der vorhin bemerkten, wohl bewacht und geleitet werden. Es gehört eine Art von moralischer Zucht, oder wenn man lieber will, von moralischer Ordnung dazu, damit solches unschädlich bleibe, und zweckmäßig wirke.

Auch

Auch hier gilt, was der Mensch im Gedränge des Aeußern, selbst in dem umgebenden Schimmer einer bloß intellektuellen und ästhetischen Kultur, so schwer begreift oder so leicht wieder vergißt: alles, was in die Sphäre der Menschheit eintritt, muß — mittelbar oder unmittelbar, mehr oder weniger nahe — an dem Grunde der Sittlichkeit befestigt seyn. Sonst ist da überall keine Dauer; und das Unheil, welches auf jeden noch so scheinbaren Vortheil gewiß folgt, ist fürchterlich überwiegend!

Es kann sogar die ästhetische Kultur eben dem, welcher früherhin daran eine Vorbereiterinn und eine Stütze der moralischen fand, in der Folge eine Klippe der Rechtschaffenheit und der höhern Ausbildung werden. Wenn jetzt mehrere Triebe sich in ihm entwickeln, mehrere Gefahren und Reizungen von außen ihn locken; wenn er durch seine Lage mit unangenehmen, obgleich wichtigen Geschäften beschwert, oder mit Andern in Widerstreit (in Kollisionen) versetzt wird: wie bald mag dann, ohne die strengste moralische Aufsicht, der eigennützige Trieb vordringen, und die Leidenschaft selbst mit der ästhetischen Farbe sich

schminken! Sogar der Grundbegriff des **Sittlichen** kann jetzt, einseitig gefaßt und angewandt, in ein willkührliches Spiel mit dem Begriffe des **Schönen** ausarten. Und eben die unläugbare Aehnlichkeit, die von Einer Seite zwischen dem Schönen und Sittlichen (in Absicht der Form, des freyen Wohlgefallens, des Ungezwungenen u. s. w.) statt findet, kann hernach die Verirrung täuschend begünstigen.

Um besonders der Gefahr vorzubeugen, welche der Eindruck des **Großen**, **Erhabenen** in den **Thaten des Helden und Eroberers** der Sittlichkeit droht, ist es, wie mir däucht, nothwendig, daß man in der Erzählung und Würdigung derselben das moralische Gefühl, oder die moralische Denk- und Beurtheilungskraft immer zugleich beschäftige.

Der **Schulmann**, der Lehrer für die heranwachsende und zur höhern, geistigen Bildung bestimmte Jugend, hat wohl Ursache dafür zu sorgen: daß er die Größe eines Mannes, dessen mächtige Thaten uns die frühere oder spätere Geschichte erzählt, nicht aus dem ästhetischen, intel-

lektuellen, und im Grunde bloß physischen Gesichtspunkt' allein betrachte; oder gar hingerissen aus Vorliebe für diesen oder jenen Helden, sich in laute Bewunderung seiner Thaten verliere, obgleich der Mann vielleicht auf Kosten der Menschheit und ihres höchsten Zweckes, der Sittlichkeit groß war. Der weise Lehrer wird sich davor um so mehr hüten, je geneigter die Jugend, vermöge ihrer körperlichen und geistigen Konstitution, zu einer solchen Ansicht der Dinge sich findet. Denn besitzt gleich der unverdorbne Jüngling auch einen lebhaftern Sinn für das Gute, so ist doch bey ihm die Einbildungskraft und vermittelst ihrer der physische Trieb vorzüglich rege. Die Tapferkeit als solche wirkt hier auf den letztern mächtig: daher sein Beyfall, und sein Drang zur Nachahmung. Nun kann bey ihm die ästhetische Ansicht desto leichter über die moralische siegen, da eben sein Gefühl für das Gute mehr lebhaft, als zart und durch Uebung gebildet ist.

Auch der würdige Geschichtschreiber, d. i. derjenige, welcher eben so für die Veredlung als für die Geschichte der Menschheit besorgt ist, wird dahin sehen: daß er in seiner Darstellung

großer und glücklicher Unternehmungen, woran eben die physische Kraft besonders hervorsticht, das Kolorit nicht zu stark und glänzend auftrage. Und wenn er dieselben gleich, ihrer Natur gemäß, mit Kraft und Leben darstellt; so wird doch aus dem Ganzen immer so viel hervorscheinen: daß er noch etwas Höhers kenne, als solche Züge der Tapferkeit, als solche Produkte des Talents, der Anstrengung, der Geschicklichkeit, der Politik, der schriftstellerischen Kunst u. s. w. Denn im scharfen Kontraste mit dem Sittlichen gehören diese alle in Eine und eben dieselbe Kategorie des Physischen. Ja es wird auch, wofern hierbey wirkliche Unsittlichkeit sich einfand oder gar zum Grunde lag, dagegen an einem starken und treffenden Worte, oder wenigstens an feinern Winken nicht fehlen.

Eine eigne Bewandtniß hat es mit den großen und glänzenden Thaten, die in einem ungerechten Kriege durch den untergeordneten Soldaten und den Feldherrn, dem eine höhere Macht das Kommando übertrug, geschehen.

Von seiner Stimme hing der Ausbruch des Krieges nicht ab: er ist eben darum für dessen

Folgen nicht verantwortlich, da er an seiner Stelle die Rechtmäßigkeit desselben voraussetzen kann.

Ungerecht ist freylich, auf der einen oder der andern Seite, jeder Krieg; und gewöhnlich ist er es — da mehr, dort weniger — auf beyden; gerade wie dieß bey zwey einzelnen Nachbarn, die mit einander in Streit und Feindseligkeit gerathen, der Fall ist. Ein Maßstab im Kleinen, nach dem wir kühnlich den Zwist im Großen beurtheilen dürfen! Denn der Mensch, das Getriebe seiner Neigungen und Leidenschaften ist immer dasselbe, er handle dann einzeln oder in Masse.

Kommen nun da, im Kriege, außerordentliche Züge des Genies, der Tapferkeit, des Muthes und der Geistesgegenwart zum Vorschein; und erfüllen sie den Zuschauer, oder noch mehr den entfernten Leser und Hörer mit Entzücken, mit Wohlgefallen und Bewunderung: so werfen sie auf den Krieg selbst, wie ungerecht er auch sey, einen verschönernden Glanz.

Denn ist es nicht der Krieg, worin sich die menschliche Kraft auf solche Art

entfalten, und — der Neugierde dieses Schauspiel, dem ästhetischen Sinne diese Befriedigung und dem Körper selbst eine so belebende Erschütterung gewähren konnte?

Man begreift, wie viel eben dieser Umstand zur Verlängerung und Vervielfältigung des Krieges, dieser Pest des Menschengeschlechtes, beytragen könne. Mittelbar und auf mehr als Einem Wege wirkt das Blendwerk. Es schmiegt sich bald an die Phantasie, bald an die Sinnlichkeit an. Um so leichter tritt das Raisonnement täuschend hinzu, indem es den Krieg als solchen vertheidigt.

Es wäre daher allerdings zu wünschen, daß in der Geschichte eines Krieges nach jedem Abschnitte, in welchem solche Thaten geschildert wurden, ein Anhang dazu käme, der besonders die Greuel des Krieges, die fürchterlichen Zerrüttungen, das namenlose Elend, das er weit umher verbreitet — und gerade in dieser Schlacht, in diesem Treffen wieder anrichtete — eben so genau und lebendig darstellte: wo nämlich diese Darstellung nicht füglich in jene Schilderung sich ein=

weben ließe; und öfters dürfte eine besondre Auszeichnung räthlich seyn. Dieser Wunsch muß sich dem ruhigen Beobachter der Dinge desto stärker aufdringen; je schöner und kraftvoller, je meisterhafter in jeder andern Hinsicht, er das Gemählde kriegerischer Thaten und Auftritte findet. Eine solche Würdigung des Krieges aus der Feder eines Schiller, Archenholz oder Posselt; *) welch' ein Geschenk für den Freund der Menschheit, für den Freund der Geschichte und der höhern Kultur!

—

Sonderbar ist oft des Menschen Benehmen. Man schauert, indem man von dem gewaltsamen Tode eines Einzigen hört; und die Niederlage, den gewaltsamen Tod von Hunderten und Tausenden vernimmt man ganz ruhig. Ja, man wird hiedurch so wenig gestört, daß man sich in der Gesellschaft öfters recht behaglich und froh darüber ausbreiten kann. Und dieß erlauben sich zuweilen auch Männer, denen sonst die Gerechtigkeit selbst ein größeres Maß

*) Oder Pahl: wie schön schließt er sich an unsre vorzüglichen Geschichtschreiber an!

von Kultur, in mancher Hinsicht, nicht absprechen kann. So viel vermögen Gewohnheit, der blendende Schimmer des Aeußern, Mangel an tieferm Nachdenken, und — der geheime Einfluß des Partheygeistes!

Zugegeben, daß auch ein besserer Grund, wenigstens im dunkeln Gefühl und bey Mehrern, sich einfinde: man setzt den Krieg und seine Folgen theils als gerecht, theils als nothwendig voraus. Aber, warum bemerken wir denn nicht, was es, dem Obigen zufolge, mit der — Gerechtigkeit des Krieges für eine eigne Bewandtniß hat? Warum fühlen wir nicht das Schicksal der Tausende, die unschuldig, auf jeder Seite an die Schlachtbank geführt werden? Und wie können wir dem Vergnügen, das irgend eine tönende Kriegsnachricht erweckt, uns überlassen, ohne das namenlose und nicht zu berechnende Elend, womit der Krieg in der Nähe weit umher drückt, auch nur zu ahnen? Was man auch sage und antworte: eine gewisse Dosis von Leichtsinn, von Gedankenlosigkeit oder gar — von Rohheit ist in diesem Benehmen unverkennbar. Aber das ist eben auch eine der heillosen Folgen des Kriegs, daß er noch in

großer Entfernung, selbst auf das Innere des Menschen wirkt, daß er den Partheygeist nähret, den moralischen Sinn schwächt, das gerade, humane Nachdenken fesselt, und, sichtbar in so mancher einzelnen Erscheinung, den Menschen wiederum der Barbarey nähert. Und dabey ist im Sinne der Gebildetern vornehmlich der Zauber des Aesthetischen wirksam, indem er mit täuschender Freundlichkeit die Sache, bey dieser Entfernung, in einem weit bessern Lichte darstellt.

Wer, bey einiger Achtung für Ordnung, für Tugend und Menschenwohl, die verwüstenden Folgen des Krieges einmal selbst, in der Nähe (oder in dem treuen Gemählde eines Freundes) gesehen; wer besonders die großen und noch lange blutenden Wunden, welche der Krieg in seinem Umfange der menschlichen Kultur auf jeder Seite und vornehmlich, auf der sittlichen schlug, mit gehöriger Theilnahme bemerkt hat: wie könnte den irgend ein Glanz oder Raisonnement — vom Nutzen des Krieges! — noch blenden? Bey dem zartern moralischen Gefühle dürfte, in diesem Falle, vielmehr eine tiefe Empfindung des Abscheus und eine Art von Wider-

willen gegen alles, was sich auf den Krieg bezieht, hinzukommen. Empfindungen dieser Art könnten selbst in der Seele desjenigen aufsteigen, der übrigens, wie ich setze, so billig wäre, dem Wehrstande (soweit er auf wirklicher Nothwendigkeit beruht) und jedem Einzelnen, der sich als Mensch und als Krieger darin rühmlich auszeichnete, alle Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen.

Es ist z. B. ein schöner und erhebender Anblick, ein großes Manövre von 15,000 bis 20,000 M. vor dem Lustlager eines wohlgeübten Heers zu sehen. Wer sich indeß gerade in der eben genannten Stimmung befände, dem könnte es wohl begegnen, daß sich nur ein schwaches Verlangen nach diesem „imposanten Schauspiel" in ihm regte, ob er gleich vorhersähe, daß auch ihn dasselbe mächtig erschüttern, erheben und entzücken würde. Was ihn abhalten, oder sein Verlangen nach dem Anblicke, wie groß und überraschend man denselben auch schildern möchte, noch immer sehr schwächen könnte, dieß ist eben die Ursache: weil er ungern den sinnlichen Pomp und den ästhetischen Zauber bemerkte, womit hier das

Aeußere der Sache in den Augen so Vieler zu ihrem Vortheile wirkt, indem es den Sinnen schmeichelt, den Geist blendet, und nicht nur das tiefere oder weitere Nachdenken gegen die leeren, wiewohl oft schimmernden Gründe für die „Wohlthätigkeit des Krieges“ hemmt, sondern auch die schönsten Gefühle der Humanität schwächt oder gar niederschlägt, und die moralische Urtheilskraft in eben dem Grade bindet, wie es eine bloß physische Denkweise weckt und beschäftigt.

Jedoch nur die genannte Stimmung dürfte jemanden, der einen solchen Anblick absichtlich flöhe, vor dem Vorwurfe einer übertriebenen Delikatesse und der Einseitigkeit retten. Der Weise, der eine feste und ruhige Ansicht der Dinge, wie sie nun sind, mit dem sittlichen Zartgefühle verbindet, mag auch diesem Schauspiel eine annehmliche, erquickende und moralisch brauchbare Seite abgewinnen.

Und es ist billig, daß wir auch das Gute, was noch hin und wieder im Gefolge des Krieges erscheint, nicht verkennen.

Die äußere Thätigkeit, welche der Krieg fordert und veranlaßt, die Reibungen, die Kämpfe, der Wetteifer u. s. f. befördern die erste, angehende, freylich mehr physische Bildung des Menschen.

Oefters thut ein glückliches Resultat der weitern Kultur selbst Vorschub, indem es solche Aenderungen herbeyführt, die selbiger mehr entsprechen. Es können alte Hindernisse der Kultur gehoben, es können neue Mittel derselben herbeygeschafft werden. *)

*) Ob indeß die Veränderungen, welche nun nach dem Frieden von Lüneville, einem Theile unsers deutschen Vaterlandes bevorstehen, von dieser Art seyn werden: das — wird die Zukunft lehren. Noch ist es in ihrem Schooße verborgen; und zu einem reifen Urtheile möchte es sich wohl so bald nicht hinlänglich enthüllen. Aber hoffen, denke ich, kann jeder Freund des Bessern, und zwar nicht ohne Grund: sofern es wahr ist, daß die Erfahrung weise macht, und das Minimum sapientiæ, wodurch (nach dem Ausspruche eines Weisen) die Welt regiert wird, wenigstens in einigem Maße und allmählig zunimmt. Doch es

Auch sprühen, mitten in dem zerrüttenden Jammer, oft Funken der Menschlichkeit, die sich, ohne diesen mächtigen Schlag von außen, nicht entwickelt hätten. Und es ist für den Freund des Bessern schon angenehm, zu bemerken, daß eben daraus, weil der Krieg so viel Unheil mit sich führt, eine Art von gutem Tone, „den Krieg menschlich zu führen," entsteht.

Aber beweiset nicht dieß schon, daß unser Ziel dahin gehe, den Krieg immer mehr zu vermindern? Und wie klein sind überhaupt die guten Folgen des Krieges im Vergleiche mit den schlimmen, die auf so vielen Seiten, gleich

giebt eine höhere Weisheit; und wem der Glaube an die Tugend, so wie an die Menschheit und ihre erhabne Bestimmung, nicht fremd ist: dem mag sich bey solchen Erscheinungen auch der Gedank' an jene darbieten. Nur dürfte er noch fragen: welche Veränderung, welches glückliche Resultat wohl im Stande seyn möge, zu ersetzen oder zu vergüten, was dieser so blutige, so langwierige und weitverbreitete Krieg der Menschheit gekostet hat?

einem verheerenden Strome, sich ausbreiten! Eben bey dem weitern Fortschritte der Kultur springen die letztern recht sichtlich hervor. Die erstern hingegen sind, genau betrachtet, nur das Werk einer höhern (lenkenden) Vorsehung. Denn wie könnte der Mensch auch bey einem gerechten Anfange, wenn er auf solche Art in Masse handelt, sich in den Schranken der Gerechtigkeit halten? Die Leidenschaft erhält einen so weiten Spielraum, und kein äußeres Gesetz bändigt den ausschweifenden Trieb. Der höchsten, allordnenden Macht soll aber ja der Mensch nicht vorgreifen, oder gar wähnen, ihr durch willkührliche Schritte, durch eine freye, von der moralischen Ordnung losgebundene Politik, Stoff liefern zu können! Sein Pfad ist die gerade und einfache Bahn der Tugend, der Rechtlichkeit.

Es giebt indeß noch eine Seite des kriegerischen Geistes, welche hier eine auszeichnende Bemerkung verdient. Wenn entnervender Luxus eine Nation umfängt; wenn Feigheit und Weichlichkeit sich gegen den Krieg erheben: dann sind freylich die Gründe, welche dagegen vorgebracht werden, ganz anders zu würdigen

als die, womit die Humanität aus ihrem hö-
hern Standpunkte sich gegen selbigen erklärt.
Sprechend ist in dieser Hinsicht folgendes Gemähl-
de: „Ruhstolze Menschen, denen Ueberfluß und
„Reichthum das Höchste des Lebens schien, sahen
„mit Unwillen den Muth und die Tugenden har-
„ter Thätigkeit auf dem Wege zur Ehre voraus
„eilen. Sie änderten allmählig die Gesinnungen
„des Volkes. Sie stellten Handel und Gewerbe,
„die friedlichen Verfeinerungen der Gemächlich-
„keit, und das erweiterte Bestreben nach Besitz
„an die Spitze; glänzender Aufwand ward das
„Ziel der Bewunderung, das Ziel, nach welchem
„rang, wer geachtet werden wollte. Freygebigkeit
„blieb die einzig geehrte Tugend: nur wer Ueberfluß
„hatte, schien ein guter Bürger. Die irrende
„Menschlichkeit weich-stiller Seelen, denen aus
„zarten Gefühlen alle Kämpfe, alles Große, alles
„Kühne, alle Heldenthaten — nur zerstörender
„Wahn schienen, vollendete in den reizenden Vor-
„bildungen einer Schäferwelt „feinsinniger, ru-
„higer, genießender bürgerlicher Trefflichkeit" —
„unwissend die Absichten ehrgeizigen Reichthums;
„gründete den Haß alles Kriegsgeistes, und töd-
„tete in der Verachtung des „mangelnden, freu-

„delosen Standes, der nur Aufopferungen zeigte,“ „das Trachten nach männlichem Geiste. Als ein „Fortschritt des Jahrhunderts wurde diese Meinung „vergöttert. Jeder Witzling fand sich groß, jeder „Spötter gerecht, jeder üppige Geck erhaben durch „Gemeinsprüche über die Thorheit des Menschen, „ „der gegen sein eigen Geschlecht wüthe wie kein „Thier.“ Alle schalten den Krieg, alle brachten „ihrer eigenen Entnervung den süßen Weihrauch „der Vernunft, und alle vergaßen — „daß Kriegs„geist eines Volkes Lebensflamme edlerer Männ„lichkeit sey.“ *) Man sieht, das Wahre in dieser

*) Man sehe „Dya — Na — Sore, oder die Wanderer,“ neue Auflage (1800.) Theil 1. S. 137 — 138. Ein merkwürdiges Produkt deutscher Kraft und deutschen Geistes: „die reinste Ergießung eines wahren Kosmopoliten, eines gefühlvollen Dichters,“ und (wie ein edler Mann es nannte) „orientalischer Blumenduft im Paradiese abendländischer Kultur!“ Wie schön und kräftig spricht der Sinn für Humanität, für Menschenachtung, für höhere Bildung, für ruhige, beglückende Wirksamkeit, in so vielen andern Stellen! Aber im 2t. Th. kommt S. 5. noch eine merk-

ser Vorstellung trifft nur Luxus und Weichlichkeit; es erscheint nur im Gegensatze mit diesen. Und wer möchte, wenn er je den Krieg in seiner wahren Gestalt erblickt hat, den militärischen Geist dadurch unterhalten, daß er ihm zur Uebung, auf Kosten eines andern Volkes, bald da bald dort Gelegenheit schaffte, und dann über die Zerstörungen, welche derselbe anrichtete, sich damit trösten oder entschuldigen, daß auf

würdige Stelle über den Krieg vor; und es sey mir erlaubt, dieselbe hier noch, da mir das Werk erst bekannt ward, anzuführen: „Verzeiht dem „Jünglinge seine Liebe zum Kriege. Es ist ein „großes Bild. Der Mensch wird froh im Getümmel kühner Kraft. Der Schimmer des Erhabenen strahlt aus Gefahren. Der Stolz des Muthes in tausend heitern Bildern. . . . erregt des „Geistes rasches Fortdrängen auf Hoffnung und „Siege, und das Gefühl innern Vermögens — „aus fremdem. Giebts eine glücklichere Stunde „des Bewußtseyns, als die, da des wagenden, „trotzenden, todesverachtenden Menschen hohe Gestalt in Tausenden sich darstellt? — müssen neben „dem Glanz solcher Kräfte des Zartfühlenden stille „Thränen nicht Weichlichkeit scheinen? — oder „kann man sagen: „der sey unmenschlich, dem „Leiden des Einzelnen sich hinter der Größe Aller

solche Art der Kriegsgeist unter mehrere Nationen verbreitet, der Müßiggang, die Trägheit, Weichlichkeit u. s. w. entfernt, und das große Werk der menschlichen Kultur überall befördert würde? Was von den ersten Stufen der Kultur, und nur im allumfassenden Plane der Vorsehung gilt: wer dürfte es wagen, eben dieß in die Handlungssphäre des Menschen, und zwar bey dem weitern Fortschritte der Kultur, überzutragen?

„verstecken?" Gewiß verdient ein so wichtiges Objekt im Kreise der Menschheit, als der Krieg ist, von jeder Seite betrachtet zu werden. Man erinnere sich bey dieser Stelle an das, was eben vorhin von dem zauberischen Reize des Kriegswesens — besonders für den Jüngling, für den, welcher „selbst zur Tapferkeit Anlage und vorzüglich für das Aesthetische, Sinn hat" u. s. w. — gesagt worden ist. Aber man vergleiche damit auch das, was ich von den Greueln des Krieges, aus der Geschichte des Tages und wohl auch aus der Fülle eigner Erfahrung (gewiß ohne den Geist und das Gepräge der Uebertreibung,) angeführt habe. Doch es sollten da nur Winke, keine ausführliche Darstellung, gegeben werden; denn, welch' ein Gemählde ließe sich besonders von diesem Revolutionskriege entwerfen, wenn hier der Ort, dazu wäre? Leider! kann Tausenden ihre Phantasie, nach der Fülle eigner Erfahrung, dazu Stoff liefern.

Gewiß, es verräth eben so viel verkehrten als beschränkten und kurzsichtigen Sinn, den Krieg wegen dessen, was der Zufall noch hin und wieder gewährt, weniger scheuen oder gar beabsichtigen und lenken zu wollen.

Friede und Thätigkeit — das ist unsre Sache, das sey unsre Losung! Und wiewohl die nüchterne Weisheit einen Krieg, der gerecht, unausweichlich (auch mit Vernunft, mit einiger Großmuth nicht vermeidlich, und daher) wahrhaft vertheidigend ist, nicht verwirft und mißbilligt: so bleibt es doch immer wahr, daß vornehmlich der Krieg dem höchsten Zwecke der Menschheit großen und mannigfaltigen Eintrag thun könne. Daß also die wahre Beschaffenheit und die häßliche Gestalt des Krieges immer völliger erkannt, beherzigt und verabscheut werde; dieß ist für die weitere Kultur höchst wichtig. Auch die Anstalten, die sich auf den Krieg beziehen, müssen nach dieser Ansicht gewürdigt werden. Denn so nothwendig dieselben von Einer Seite, in gehörigem Maß und bis zu einer gewissen Zeitperiode, seyn mögen: so sind es doch eben sie, welche den Planen des Eigennutzes, der Eroberungssucht,

des Ehrgeizes, der Rachbegierde u. s. f. trefflich zusagen. Soll der Krieg sich vermindern, so muß ihm auch diese Nahrung allmählig entzogen werden. Indem der Geist einer humanen Bildung mehrere Nationen umfängt, kann und soll überall das Ganze immer mehr auf denjenigen Fuß, welcher dem menschlich = schönen Plane des Friedens entspricht, gesetzt werden.

Nur die Unwissenheit konnte den bekannten „Entwurf" eines neuern Weisen mit dem verrufnen, obgleich von Einer Seite sehr achtungswerthen, Projekte St. Pierre's verwechseln. Es ist eine Idee, was dem erstern zum Grunde liegt, eine Idee, der wir uns annähern müssen. Jeder Gebildetere, und der nur folgerecht denkt, kann diese Nothwendigkeit fühlen. Aber leider! fehlt es nur zu oft an ächter Bildung. Und der Wagen, dem man an steilen Berge die Hemmkette abnimmt, rennt mit neuer, fürchterlicher Gewalt seinem Abgrunde zu. Nur Muth und Thätigkeit kann unsern Gang aufwärts fördern; und der moralische Standpunkt ist es, welcher auch da unsern Blick auf den rechten Pfad weiset. Der Spott des Witzlings, die Sophismen des

Halbdenkers, kurz, die Blendwerke einer raffinirenden Kultur können nur das Unrecht und die Anarchie (zwischen Staaten und Staaten) unterstützen.

Noch zeiget sich, bey einem nähern und zusammenfassenden Blicke auf das militairische Feld, so vieles, was den Glanz und das Ansehen tapferer Thaten erhöht. Der Schauplatz ist so öffentlich, so groß und glänzend; der Einfluß so wichtig und weitverbreitet; und nirgends entwickelt sich das Physische im Menschen in solcher Fülle und Harmonie wie dort: Denkkraft und Genie von Seiten des Geistes, Stärke und Gewandtheit von Seiten des Körpers. Zwar kann dieses Physische auch mit der moralischen Tendenz des Geistes vereinigt werden; daher das schöne Bild eines Helden, der mit Tapferkeit und militairischen Genie, wie der erste Held unserer Zeit, Humanität und Sittlichkeit einigt! Aber es glänzt unter jenen Umständen schon für sich wie ein Gestirn von höherm Range. Kein Wunder, wenn die „Ehre" vorhin (vermöge des natürlichen Kulturganges) auf die Tapferkeit so vorzüglich bezogen ward, wenn man zuförderst hier das

„Verdienst" fand, und wenn dem Geschichtschreiber der Held im Felde weit mehr galt, als der trefflichste Staatsmann! Aus eben dem Grunde können solche Thaten noch jetzt auf die weitere Bildung der Menschheit sehr nachtheilig wirken. Erscheint nun irgend eine auffallende That auf Kosten der Sittlichkeit (ein Verbrechen) durch Glanz, Ansehen und Größe in den Augen des sinnlichen und halbgebildeten Menschen unschuldig, tadellos und sogar rühmlich: so muß sie dem sittlich Gebildeten eben um deßwillen nur desto widriger und, inwiefern eine schöne Gabe der Natur mißbraucht ward, nur desto schändlicher und wilder vorkommen.

Mit Recht hat man seit einiger Zeit auch, da und dort, den Charakter des „Großen" so Manchem, dem er von der Vorzeit beygelegt ward, wieder entzogen. Solche Urtheile zeugen unläugbar, trotz so mancher widersprechenden Erscheinung, von dem Fortschritte der sittlichen Kultur und besonders von der größern Ausbreitung der moralischen Denkweise. Es liegt aber Etwas in der menschlichen Natur, das sich auch in dem Bessern streubt, wenn man (nicht etwa bloß einem Lud-

wig XIV., sondern) auch einem Alexander und Cäsar das Prädikat des „Großen" absprechen will. Und es scheint nöthig, den geheimen Grund dieser Täuschung zu entwickeln, oder das Wahre an der Sache ausdrücklich anzuerkennen. Leicht könnte man sonst der Einseitigkeit, einer kleinlichen moralischen Ansicht oder gar der Pedanterey beschuldigt werden! „Es giebt Helden im Bösen, wie im Guten," sagt Rochefoucault (N. 183); und: „Nur großen Menschen kommt es zu, große Fehler zu haben." (N. 188.)

Inwiefern wir Sinnlichkeit, Einbildungskraft und Verstand besitzen: insofern ist der sinnliche, der ästhetische, und der intellektuelle Gesichtspunkt wesentlich in unserer Natur gegründet. Alles, was den Maßstab des Gewöhnlichen übersteigt, jede außerordentliche Anstrengung der körperlichen Kraft, jeder ausgezeichnete und hervorstechende Akt des Verstandes oder des Genie's kommt uns insofern nothwendig als groß vor. Daher der allgemeine Begriff von Größe, ohne besondre Rücksicht auf unsre moralische Bestimmung; und die Phantasie trägt nun ihr Bild des Großen auf jeden Einzel-

nen über, der in seinen Thaten, es sey im Guten, es sey im Bösen, außerordentliche Kraft zeigt. Diese Ansicht ist so natürlich, daß auch der sittlich Denkende sich niemals ganz davon loswinden kann.*)

In der frühern Epoche der Kultur galt natürlich der große Mann statt des guten und edeln. Späterhin, da sich allmählig die moralische Denkweise neben der physischen erhob, unterschied man den großen und den guten Menschen: man ehrte „jeden in seiner Art.“ Aber es ist leicht zu begreifen, daß der Gute neben dem Großen oft nur eine sehr kleine Figur spielen mochte: „ein großer Mann!“ tönte wohl ganz anders, als „ein guter Mann!“ Auf dieselbe Weise mag sich der Begriff noch jetzt bey manchem Einzelnen fortbilden. Wenn gegenwärtig mit dem Gefühle des sittlich Guten auch dessen Begriff hin und wieder schon dergestalt überwiegt, daß man den Namen des großen einem jeden, der nicht zugleich ein guter Mensch

*) Noch soll, wenn er nur das Sittliche dabey immer als das Höchste oder — vergleichungsweise — als das Höhere κατ' ἐξοχὴν betrachtet.

ist, im festen Tone der Entscheidung abspricht: so ist auch diese Erscheinung nach dem Stufengange der Kultur natürlich, wiewohl sie zugleich in dem allgemeinen Gesetze der moralischen Freyheit gegründet, und durch den sittlichen Zustand jedes Einzelnen bedingt ist.

Man hat hierbey gerade das Wichtigste, das, was den schönen Namen des Wahren vorzugsweise verdient, sehr gut ins Auge gefaßt und glücklich hervorgezogen. Um jedoch dem unsittlichen (oder auch nicht-sittlichen, nur mit intellektuellen Formeln und mit Bildern der Phantasie spielenden) Raisonneur keine Blöße zu geben, und dem reinern Begriffe, der Wahrheit und der guten Sache nicht selbst den Eingang zu erschweren, müssen wir auch das, was sich auf dem physischen Standpunkt und nach jenem allgemeinen Begriffe des Großen unläugbar darstellt, willig zugestehen, und es an seinem Orte selbst hervorziehen.

Aber so viel ist wahr: überall, wo von dem Menschen die Rede ist, darf man das sittliche Merkmal nicht ausschließen. Und nicht genug, daß man es den übrigen Bestimmungen oder

Merkmalen beyordne: alle übrigen müssen ihm untergeordnet werden. Denn Moralität ist der höchste und insofern der einzige, folglich Alles bestimmende Zweck der Menschheit.

„Menschengröße,“ in diesem Verstande findet also nur da statt, wo außerordentliche Kraft des Geistes oder des Körpers (oder vielmehr beyder und, nach Maßgabe der Anlage und des Aeußern, bald von dieser bald von jener Seite mehr) im Bunde mit einem reinen und edeln Willen sich äußert. Die physische Kraft erscheint auch da wieder im Dienste der Sittlichkeit wirksam. Es ist immer der „gute Wille,“ der allem Andern, was in die Sphäre der Menschheit eingeht (und, mittelbar oder unmittelbar, dahin gehört,) Leben und Dauer, die gehörige Richtung und den höhern, bleibenden Werth geben muß: wofern nämlich die Größe und der Nutzen reell, nicht bloß scheinbar und vorübergehend seyn soll.

Diese Bestimmung des Großen, in Bezug auf den Menschen, ist nicht Eines mit der Vorstellung von dem, was gewöhnlich die sittliche

Größe des Menschen genannt wird. Die letztere ist allen Menschen erreichbar: allen, in welchen die Knospe der Menschheit sich entfalten, die höhere, moralische Anlage sich entwickeln konnte; und sie beruht dann auf der Reinheit und Energie des Willens. Aber zu jener sittlich bestimmten Menschengröße wird außer dem moralischen Grunde ein ausgezeichnetes Maß physischer Kräfte erfordert. Dazu kommt noch eine entsprechende Stellung des Aeußern, der Umstände u. s. w. Der beste Wille kann die Kraft des Genie's nicht ersetzen, und die trefflichste Anlage von dieser physisch-geistigen Seite kann ohne ein günstiges Verhältniß nicht entwickelt werden. Also diese Menschengröße ist, bey der gegenwärtigen Beschaffenheit der Individuen, nicht Allen erreichbar.

Aber hierin kann der Gerechtigkeit und der Menschenwürde unbeschadet ein Unterschied statt finden. Denn im Großen, Gegenwart und Zukunft umfassenden, Reiche der Sittlichkeit wird dieses Glück jedem wahrhaft Guten zu Theil: früher oder später, so oder anders bestimmt (modificirt.) Ja, die edeln großen Thaten des Au-

dern, gehören auch uns an, wenn unser Wille auf das Edle gerichtet ist: sie erfüllen schon jetzt das Innere jedes guten Menschen, dem sie bekannt werden, mit einer schönen, neidlosen Freude, und erheben ihn selbst dadurch, daß sie mittelbar, als ein Theil des moralischen Universums, auch ihm angehören. Ohne es ausdrücklich zu denken, lebt in ihm das schöne und große Bewußtseyn: „das hättest du auch gethan,“ bey gleichen Kräften und in gleicher Lage.

So nothwendig wird alles, was den Menschen als solchen betrifft, durch das sittliche Merkmal bestimmt! Es giebt also nur Eine Größe des Menschen: sie ist ihrer Natur nach moralisch. Die intellektuelle Größe, die Künstlergröße u. s. w. erscheint aus diesem Standpunkte theils bedingt, theils untergeordnet. Und die Ausdrücke „ein großer Mensch, ein großer Mann, eine große Frau“ (in dieser reinmenschlichen Beziehung) schließen das Prädikat der sittlichen Güte schon dergestalt ein, daß man dem Großen, ohne einen Pleonasmus zu begehen, den Charakter des Guten gar nicht beylegen kann. Eben so

wenig bedarf die Größ des Menschen, oder noch kürzer, die Menschengröße, des Beyworts moralisch. Freylich nur im Kreise von solchen, in deren Sinn und Sprache die moralische Denkart überwöge, klänge das Beywort bereits überflüßig. Nur da wäre jene Bedeutung des Großen gültig, und — ein Pleonasmus dieser Art möglich. Doch in eben dem Verhältniße, als die höhere Kultur wirklich eintritt, wird die moralische Ansicht des Großen allmählig siegen: in der Sprache wie im Sinne der Menschen. Selbst die Phantasie und die Erinnerungskraft werden darnach gestimmt. Wie langsam auch der Fortschritt und insbesondre dieser Einfluß des Sittlichen seyn mag: es zeigt sich da, wo es wirklich erscheint, eben so mächtig als schön. Auch die Gewohnheit, die Kraft des Mechanismus wird der Sittlichkeit dienstbar. Und schon erblicken wir da und dort schöne Funken und treffliche, beglückende Wirkungen der höhern Kultur.

Eine ganz andre Bewandtniß hat es mit den einzelnen (empirischen) Zweigen der menschlichen Thätigkeit: hier kann die physische Bestimmung des Großen wohl statt finden. Denn

eben der Stoff, worauf hier die menschliche Thätigkeit geht, ist an sich bloß physisch. Auch die Kräfte, worauf es dabey ankommt, sind physischer Art, selbst Tief- und Scharfsinn als geistige Kraft. *) Es gilt also in jeder Hinsicht nur dem Physischen — wiewohl von der höhern Klasse, wenn man sagt: ein großer Künstler, ein großer Mathematiker, ein großer Physiker u. s. w.

Es kann sogar jemand auf dieser Seite sehr groß, und dabey — ein sehr kleiner Mensch seyn. Doch nur im Lande der Erscheinung, die sich da, wo es an der moralischen Grundlage fehlt, immer mehr in bloßen Schein auflös't! Die Größe des Menschen verträgt sich hingegen sehr wohl mit jeder andern Größe und Vollkommenheit: sie stützt und begünstiget solche in ihrem eignen Gebiete. Auch das Physische, insofern es Gegenstand unserer äußern Thätigkeit ist, muß

*) Was die Erkenntniß der moralischen Anlage, den Grundbegriff des Sittlichen noch öfters erschwert, ist der Umstand, daß man das Physische auf den Körper und die äußere Natur einschränkt. Nicht alles geistige ist moralisch!

moralisch bearbeitet werden. Durch die herrschende Gesinnung des Menschen, welcher den Stoff dergestalten bearbeitet, erhält er die moralische Form. Oft wird diese, in den äußern Folgen, auch dem leiblichen Auge sichtbar. Und nur dann können wir irgend eine Arbeit als Menschenprodukt ansehen und achten, wenn unser geistiges Auge diese Form, dieses höhere Gepräge daran erblickt. Dagegen muß jede Arbeit, wobey ein unsittlicher Wille sich offenbart, jede, die nur Habsucht, Ehrgeiz u. s. f. unternahm und ausführte, uns wie ein bloßes — obwohl vielleicht vorzügliches — Produkt der Natur vorkommen: so daß die Achtung und der Dank für das Gute, Wohlthätige, welches dieselbe gegenwärtig und in der Folge (etwa in der Hand eines Bessern) noch stiftet, eigentlich nur der höhern Macht zukommt, die solche Kräfte schuf und erhält.

Daß aber diese Ansicht ja nicht im Verkehre mit Andern in eine übertriebene Strenge, oder in die einseitige Kriteley ausarte: davor möge uns der gute Genius der Humanität bewahren! — Dieser gute, schützende Geist gesellt sich ja gerne

zu der Sittlichkeit, wo sie in die Menschenwelt eintritt. Aber der sogenannte moralische Rigorismus verträgt sich nicht wohl mit ächter Sittlichkeit.

Selbst im Begriffe kann man es übertreiben. Wenn uns ein Kenner und Freund Büffons, Herault-Sechelles, von ihm erzählt: er habe aus seinem Dorfe ein schönes Mädchen zu sich genommen, und, um die natürliche Wirkung seines Umganges zu hintertreiben, gewisse Mittel, die er selbst verfertigte, gebraucht, folglich das (moralische) Geschöpf eben sowohl physisch als sittlich verdorben; so empört dieser Zug jedes bessere Herz — zumal wenn man daran denkt, daß es, nach der bekannten französischen Sitte, wohl bey der Einen nicht blieb — und es dürfte selbst der Gedanke hinzukommen: ob nicht da, wo eine solche Maxime des Willens vordringt und sich durch Uebung befestigt, auch jeder andere Vorzug über kurz oder lange verschwinden müsse, und zwar sichtlich schon hier, wenn dem menschlichen Geist eine längere Lebensfrist hier vergönnt wäre. Allein wer möchte darum läugnen, daß Büffon ein großer Naturforscher war? —

Wohl!

Wohl! erhebt man sich auf den höchsten Standpunkt des Wahren, dahin, wo die physische Realität nur als abgeleitet (als Wiederschein der moralischen) und das Wahre in seinem ewigen Bunde mit dem Guten erscheint: dann könnte man sogar läugnen, daß B. ein wahrer Naturkenner war. Indeß wer möchte auch jenen Zug nicht lieber dem Einflusse des Beyspiels oder dem verführerischen Reize des Raisonnements bey solchen Kenntnissen, als dem eignen und freyen Willen des Mannes zuschreiben? Und was diese Ansicht des „Wahren" betrifft; so fordert selbst der gesunde Verstand, daß man die Produkte einer physischen Kraft zunächst aus ihrem Standpunkt ansehe, und sein Urtheil auf die Gegenwart einschränke. Was da ist, was diese uns vorzeigt: das ist nun hier unläugbar wahr. Nur sollte uns freylich jener höhere Standpunkt des Wahren auch hierbey niemals ganz aus dem Gesichte schwinden; und, denke ich, dem wahrhaft Gebildeten schwebt er überall mehr oder weniger deutlich vor.

Näher rücken sich die physische und die moralische Bestimmung des Großen, so wie der äußere

Beruf sich dem Zwecke des Menschen mehr nähert, oder in das moralische Gebiet eingreift. Muß der Stoff zum Begriffe und zur wissenschaftlichen Erkenntniß selbst aus der höhern, sittlichen Natur des Menschen geschöpft seyn: so kann hier demjenigen, dessen Wille eine unsittliche Richtung hat, und dem es folglich an der moralischen Ausbildung gebricht, der Name eines großen Denkers, eines großen Lehrers u. dgl. nicht zukommen. Wie groß auch sein Talent, und wie geübt seine Denkkraft seyn mag: diese allein entscheiden da nicht. Ohne die moralische Grundbedingung gebähren sie nur desto mehr — Sophismen. „Ein großer Philosoph" bey einem verdorbnen Herzen, oder bey der unsittlichen Tendenz des Willens, klingt daher schon widersinnig. Wer den ächten Begriff von der Philosophie gefaßt und anerkannt hat, dem muß selbst der „philosophische Kopf" in solcher Verbindung fremd und bald ungeräumt klingen. Auch der Theolog und der Jurist können an dem Prädikate des Großen nur unter jener Bedingung Theil nehmen: sofern sie mit dem Philosophen verwandt sind, und ihre Stärke nicht bloß — im Positiven besteht. Denn ein Umfang positiver

 Wohl!

Kenntnisse, eine Masse erlernter oder von außen erworbener Begriffe kann sogar neben einem schlechten Herzen und, was daraus hervorgeht, einem unsittlichen Wandel statt finden. Nämlich bis zu einem gewissen Punkte! — Man kennt die Kabalen der sogenannten Justiz, und die Gewaltsstreiche einer fanatischen Theologie. Auch der Rechtsgelehrte ist Philosoph. Fehlt es dem Lehrer des Naturrechts an Sinn für die Würde des Menschen; so wird er auch das Recht der Menschheit desto leichter verkennen. Er wird uns, wenn er sonst Talent, Witz und Scharfsinn besitzt, die Rechtmäßigkeit der Leibeigenschaft, der Sklaverey u. s. w., oder — die Nothwendigkeit einer feinern (eigennützigen) Politik eben so täuschend als künstlich beweisen. Aber nie wird ihm der schöne Name des Rechtsgelehrten, viel weniger des großen, gebühren. Also die Prädikate des Gottesgelehrten, des Rechtsgelehrten u. dgl. erhalten da selbst — und zwar dem Positiven an seinem Ort unbeschadet — einen erhabnern Sinn.

Schon das Prädikat des großen Mannes einem solchen ertheilt, dessen Wandel zugleich ein

böses Herz oder einen schwachen, von der Neigung beherrschten Willen verräth, beleidiget den gesunden Verstand. Der „Mann“ ist schon zu nahe mit dem „Menschen“ verwandt. Und der Beysatz „aber kein guter Mann“ thut hier um so weniger genug, da eben das Gegentheil („ein guter Mann!“) so leicht den Nebenbegriff von Schwäche und Feigheit herbeyführt: eine von den besondern Erscheinungen, die unsre bisherige Kultur, sofern sie auch in der Sprache sich äußert, eben nicht rühmlich auszeichnen! —

Zwar kommt im Stillen leicht die Einschränkung hinzu; ein großer Mann in seinem Fache; und der Gegensatz ist dann: aber kein guter Mensch. Gleichwohl scheint es räthlich, daß man keinen (aus dem angeführten Grunde) einen großen Mann nenne, der nicht zugleich ein sittlich guter Mann ist. Also da wird das physische Merkmal von dem moralischen verschlungen. Jenes wird mit diesem zusammengefaßt, indem sich das letztere als das höchste, allbestimmende zeigt. Kurz: der Begriff von der Größe des Menschen dringt vor.

„Ein großer Mensch — dieser Ausdruck ist nicht gewöhnlich, oder man versteht ihn von der körperlichen Größe.“ Schlimm genug! Aber es giebt noch Manches, worüber sich der moralische Begriff oder, was hier Eines ist, die moralische Denkweise auch in den Worten mehr abbilden muß. Unsre Bestimmung ist ja Fortschritt zum Bessern, Vollkommnern! —

Greift der äußere Beruf nur mittelbar, aber von so vielen Seiten wie Menschenregierung, in das moralische Gebiet ein; so geht der physische Begriff des Großen leicht in den moralischen über. Einem Regenten, Monarchen, u. s. w., der in moralischer Hinsicht auffallende Blößen gab, kommt der Name des Großen nicht zu. Man fühlt es bey dem Fortschritte der Kultur stets mehr, wie viel Unheil ein Fürst, wenn er selbst unmoralisch ist, über das Ganze verbreiten müsse. Hier dürfen wir nicht den Fürsten vom Menschen, wie dort den Physiker oder den Künstler, unterscheiden. Zwar findet sich diese Unterscheidung noch öfters; oder man zieht auch sein Auge von den Fehlern des Regenten, sofern er Mensch war, ganz ab. Ob man indeß hierbey das wahre Ver-

hältniß des Fürsten zum Staate, und insbesondre den Einfluß des sogenannten „Temperamentsfehlers, der menschlichen Schwachheiten“ u. dgl. recht erkannt und ins Auge gefaßt hat*)? — Jedoch seit einiger Zeit finden sich auch mehrere Beyspiele des Gegentheils. Und wenn gleich hin und wieder eine gewisse demokratische Tendenz das schärfere Urtheil erzeugt haben mag; so äußerte sich doch anderswo eben hierin der ächte, moralische Grund. Umsonst versuchte theils die Schmeicheley, theils der Geist einer raffinirenden Kultur den Ehrentitel der Größe da geltend zu machen, wo die Moralität erröthend ihr Antlitz wegwendet; umsonst suchte man einer berühmten Frau, die unstreitig in den einzelnen Zweigen ihrer Regierung manches ausgezeichnete Verdienst hat, das Prädikat der Großen zu verschaffen: es wird nicht gelingen, so lange die Geschichte an das Blut, das ihrem Ehrgeize floß, und an die Millionen, die ihre entnervten Günstlinge zogen, erinnert.

*) Es ist ein bekanntes, aber ein wichtiges, Wort: Regis ad exemplum &c. Und: Quid faciant populi &c.

Auch der **Politiker**, der **Staatsmann** erhält jetzt immer seltener, wie stark er in seinem Fache auch sey, den Namen des **großen**. Es mag seyn, daß eine äußere Ursache auch hierbey auf das Urtheil da und dort einfloß. Aber so viel zeigt sich als innerer Grund: der Politiker hat es mit Menschen, folglich mit moralischen Wesen zu thun; und jede Politik, die nicht sittlich geordnet ist, wird zerstörend. — Man hat neulich einen berühmten Politiker unserer Zeit einen „**klein-großen** Mann" genannt. Nur im Allgemeinen bemerke ich hier so viel: wer, bey einem ausgezeichneten politischen Talente, sich von dem Gesetze der Gerechtigkeit und der Humanität losbindet; den könnte man auch einen **groß-kleinen** Mann nennen; denn sein Plan und seine Mittel mögen so groß, so ungeheuer seyn, als sie nur wollen: er muß dennoch, im Widerspruche mit dem ewigen Gesetze der Natur, sich zu allerhand kleinen Mitteln, Ränken, Einlenkungen und Ausbeugungen herablassen, um sein System auch nur bis zu einem gewissen Punkte fortzuführen.*)

*) „Pitt?" fragt man vielleicht. Es ist nicht die Schuld des Verfassers, wenn einzelne Züge treffen. Als er das Obige schrieb, stand **Pitt** noch

Es liegt viel daran, daß man es mit dem Begriffe des Großen (so wie des Helden) und mit der Anwendung desselben genau nehme. Ein Blick in die Natur des Menschen und auf das wirkliche Leben kann uns davon überzeugen.

fest an seiner Stelle; und er konnte nicht erwarten, daß sich derselbe durch den Gang der Begebenheiten (und die Folgen seiner Politik) so bald gezwungen finden würde, von seinem glänzenden Posten herabzusteigen, und — für die moralische Würdigung der Politik einen neuen Beweis zu liefern. Sollte Pitt's Administration wirklich zu der berüchtigten Direktorialregierung der Rewbel, Barras und ihrer Geistesverwandten ein Gegenstück bilden? Fox verglich bekanntlich schon im J. 1797. die eine mit der andern, und setzte sie in Eine Klasse. Oder sollte Pitt wie sein großer Vater auch als Staatsmann, als Politiker unsterblich seyn? Vielleicht auch da ein Gegenbild, nur — von der andern Seite! Also Vater und Sohn: immerhin eine merkwürdige Erscheinung in der Geschichte der Menschheit! In dem Journal Politique de Manheim (1801, N. 54.) wird aus den Parlementsdebatten vom J. 1782. ein merkwürdiges Wort von Pitt angeführt, ein prophetischer Blick auf sein eignes Schicksal. „Non heißt es in der kräftigen Uebersetzung) . . . pas même

Der physische Begriff des Großen ist, aus seinem Standpunkte betrachtet, reell. Daraus ergiebt sich eine Vorstellung von Wahrheit (wahrer Größe), woran sich gerade der, welcher in der ersten Epoche des Selbstdenkens, des Rai-

une seule guinée, pas méme une seule goutte de sang ne coulera, de mon aveu, dans le gouffre germanique. (Es war von Subsidien die Rede). Une guerre continentale est une meule de moulin, que le ministre britan. porte à son cou, et qui l' entrainera tot ou tard au fond de l' abyme;" Es ist bekannt, wie schön Pitt begann. Aber, sagte Archenholz schon vor einiger Zeit, „seine gerühmten Tugenden sind längst in der Hofluft verwittert." Freylich es ist schwer, über einen solchen Mann ein gerechtes Urtheil zu fällen: ob z. B. die Greuel des Jakobinismus ihn mehr zu seinen Maßregeln berechtigten, oder ob nicht er durch seine politischen Schritte, durch sein Gold, seine Agenten in dem Innern von Frankreich — diese Einwirkung ist wohl im Allgemeinen unläugbar! — zu dem Ausbruche jener Greuel mehr beytrug? Indessen die Art, wie Pitt noch am 2. Febr. 1801. also kurz vor seinem Austritt aus dem Ministerium gegen den Parlementsredner Grey sich benahm, ist nicht sehr geschickt, unsre Meinung von dem Charakter des Exministers zu erhöhen.

sonnements und der Aufklärung steht, so gern fest-hält! Er hat für die Wahrheit Sinn. Aber die Seite, wovon er dieselbe auffaßt, ist vornehm-lich diejenige, wo sie dem menschlichen Geist' im Begriffe als solchen erscheint. Es ist die formelle Ansicht nach den allgemeinen (logischen und metaphysischen) Denkgesetzen, was sich ihm daran vorzüglich darstellt. Und noch faßt er, in Absicht des Reellen, nicht hinlänglich den Unterschied zwischen moralischer und physischer

Grey hatte es gewagt, den Grund der angeblichen Seerechte England's zu bezweifeln; und indem er darauf antrug, erst diesen zu untersuchen — bevor man den nordischen Mächten den Krieg erklärte — hatte er bemerkt: „ohne Gerechtigkeit bestehe keine Politik" u. s. w. Der Spott nun, den Pitt ihm entgegensetzte, der Stolz, der verachtende Hohn, womit er dessen Zweifel verfolgte, da er ihm sogar „Anmaßung und Unwissenheit als die Quelle seines Skepticismus" im persiflirenden Tone verwarf (m. s. im angef. Journ. N. 56), und besonders die Art, wie er, der Politiker, mit der „Gerechtigkeit" spielte — — doch die Nachwelt mag entscheiden! Nur eine schöne, denkwürdige Aeußerung, die uns eben öffentliche Blätter erzählen, soll hier noch genannt

Wahrheit. Mangelt ihm der gehörige Grad von moralischer Ausbildung, so ist er zu dem ursprünglichen Begriffe des Wahren gar nicht geschickt. Und sey es, daß ihm selbiger nicht fehle. Noch begreift er jedoch, auf jener Stufe des Selbstdenkens, nicht deutlich und bestimmt: wie die moralische Vernunft im Leben durch das Herz sich äußre; wie die sittliche Anlage vermöge der Thätigkeit des (guten) Willens sich völliger entwickle; wie eben daraus der Stoff zur sittlichen Erkenntniß auf

werden. „Jüngsthin speiste der Graf von Artois bey dem Herrn Pitt. Ueber der Tafel that er einen gewaltigen“ (sehr heftigen?) „Ausfall“ auf den Oppositionsmann Tierney, der kurz zuvor eine sehr starke Rede gegen die Minister im Parlemente gehalten hatte. Der Graf von Artois wurde in seiner Rede nicht im Geringsten unterbrochen; denn das Recht, seine Meinung zu sagen, wird für heilig gehalten. Als er aber auch Tierneys Privatcharakter angriff, bemerkte Herr Pitt: „Wer Herrn Tierney von dieser Seite „tadelt, der muß ihn nicht kennen; denn er ist „ein Mann, den wir alle hochschätzen, ein guter „Unterthan, ein getreuer Freund, und ein treffli„cher Hausvater.“

solche Art hervorgehen müsse, u. s. f. Da ihm nun gleichwohl das Erkennen, das Denken und Urtheilen schon Bedürfniß ist; so mag der physische Standpunkt seinen Blick leicht zuförderst anziehen. Und in eben dem Maße (von Zeit und Kraft,) als jemand daran festhält, wird er zu dem moralischen Begriffe des Großen, und zu einem richtigen Urtheile über das Eine, was der Menschheit Noth ist, minder geschickt.

Dazu kommt der ästhetische Eindruck des Großen. Schon die Wörter „ein Held! ein großer Mann!“ haben für unser Ohr eine zauberische Gewalt: einen Reiz, der vermittelst der Phantasie leicht unser Herz, und durch beyde unsern Verstand einnimmt und besticht. Wie oft mag dieser Reiz jene (einseitige) Vorstellung des Wahren unterstützen! So unsittlich auch die Thaten eines Mannes seyn mögen: wir werden doch geneigt seyn, ihn und seine Thaten im mildern Lichte zu betrachten, so bald er uns wegen der ungewöhnlichen Kraft, womit er sie ausführte, als ein großer Mann und als Held erscheinet.

kommen noch die Gefühle des Erstaunens und der Bewunderung hinzu, Gefühle, die ihrer Natur nach stark wirken, und die eben der Eindruck des Großen, Außerordentlichen (mehr oder weniger) natürlich erzeugt: so kann hierbey der moralischen Denkweise auch da, wo sie bisher in gewissem Maße noch galt, sehr viel Abbruch geschehen. Der Blick des Geistes wird von der moralischen Seite immer mehr abgezogen, und auf die physische hingelenkt. Man fühlt sich geneigt, die Achtung, welche nur dem Rechtschaffenen gebührt, auch demjenigen zu widmen, der solchergestalt über die Masse gewöhnlicher Menschen hervorragt. Die Dankbarkeit selbst fordert ein Opfer für das Vergnügen, für die sanfte, wohlthätige Erschütterung, die seine Thaten uns gewährten. Und findet man in sich einen lebendigen Trieb zum Handeln, so wird bald ein mächtiger Reiz zur Nachahmung rege: die Phantasie entflammt sich, die Neigungen fließen ein....

Gesetzt auch, die große That sey zugleich in hohem Grade unsittlich; gesetzt, der geistige Blick (des Betrachtenden) falle noch zuweilen auf das

Unmoralische derselben zurück: in der eben genannten Stimmung ist man sogleich bereit, den Handelnden zu entschuldigen. „Er ist doch ein großer Mann!“

Ist der Kopf im (metaphysischen) Denken nicht ungeübt, so mag man sogar eine Rechtfertigung wagen. „Was in seiner Art reell ist, was auf der Ausbildung und Geschicklichkeit einer Kraft beruht: ist das nicht Alles, wie es dann auch heisse, wahre Vollkommenheit, und mithin — auch Tugend?“ Neigt sich das Herz zu derselben Handlungsweise, so wird der Tugendbegriff bald ganz verschwinden.

Außer dem Spiele der Phantasie ist es wohl dieser metaphysische Begriff von Realität, welcher zuweilen den kühnen und feinen Streich eines gewandten Diebes unter dem Prädikate der Geschicklichkeit aufführt, und, in Gestalt der Anekdote, denselben zum Gegenstande des Gesprächs und — des Wohlgefallens erhebt. Diesen Potenzen haben die Geniestreiche eines Cartouche, so wie die Thaten manches Helden und Eroberers, ihre Celebrität großentheils zu danken.

Verbindet sich mit dem theoretischen Begriffe von Realität im dunkeln Bewußtseyn die Vorstellung des Schönen und Angenehmen: dann entsteht der Zauberton, womit der Ruf „ein großer Künstler!“ auf Tausende wirkt. Ward doch in Italien der Name des Tugendhaften vorzugsweise dem Meister in der Kunst beygelegt (Virtuoso)!

Freylich ist es nicht leicht, die Tugend mit der Kunst zu verbinden. Wird die Sinnlichkeit auf einer Seite dadurch verfeinert, so erhält sie auf der andern doch wiederum Nahrung. Die geistigen Kräfte, welche der Künstler vorzüglich ausbildet, stehen in so naher Verwandtschaft mit der körperlichen Natur; und selbst in Absicht seines Gegenstandes, des Aesthetischen, schwebt er auf einer so feinen Mittellinie zwischen dem Sinnlichen und Sittlichen: wie leicht kann er die schöne Linie verlieren! Es ist ein trauriges, aber sprechendes Belege, was uns die Geschichte selbst von dem Lebensende eines Raphael (von Urbino) erzählt.

Hierin liegt auch die Ursache, warum die Produkte der Kunst, ungeachtet das Aesthetische mit dem Moralischen verwandt ist, dennoch der sittlichen Kultur so viel Eintrag thun können. Der Stoff siegt über die Form, oder diese letztere dient, nach dem Wunsche der Lüsternheit, nur jenem.

Aber desto mehr Achtung verdient der würdige Künstler. Und mögen es nur immer Mehrere begreifen, daß gerad' im Felde der Kunst, neben der gehörigen Fertigkeit und dem lebendigen Sinn für das Schöne, der Einfluß und der wachsame Geist des Sittlichen so nothwendig sey! Wenn das Schöne an sich dem Sittlichen zusagt, und es selbst im Leben bey der gehörigen Richtung des Willens glücklich unterstützt; so wirkt das letztere hinwieder auf das erstere wohlthätig zurück.

Eben so wohlthätig äußert sich die Moralität im Gebiete der Gelehrsamkeit. Veranlaßt durch jenen Begriff von Realität und Vollkommenheit, sprach man auch von „intellektuellen Tugenden." Und wohl fand man nöthig, da oder dort einen „großen Gelehrten," der über dem Anbau seines Verstandes und der Wissenschaften

die

die moralische Bildung seines Geistes versäumt hatte, mit der „intellektuellen Tugend“ auszuschmücken.

Ein großer Gelehrter — in diesem Lichte, unter dem Bilde des Großen, Ausgezeichneten betrachtet: es fällt auf, wie mächtig diese Ansicht auf Kosten der Sittlichkeit täuschen könne!

Aber nur im Bunde mit der Tugend (ohne Beynamen!) trägt die Gelehrsamkeit, tragen Aufklärung und Philosophie *) edle, große und bleibende Früchte. Es ist höchstens ein Naturprodukt im vorhin gedachten Sinne, was ohne dieselbe entsteht.

Ja, ohne diesen leitenden Geist ist die größte Summe von Begriffen nur ein Werkzeug des Eigennutzes, oder ein Spielwerk der Eitelkeit und des Stolzes. Sie mögen als Begriffe sehr fein gebildet und künstlich verknüpft seyn: sie sind dennoch in Ansehung des Wahren κατ᾽ ἐξοχὴν leer.

*) D. h. hier: die geübtere Denkkraft; denn in der vollen Bedeutung des Wortes schließt Philosophie die sittliche Tendenz des Willens schon wesentlich ein.

Und spielen sie gleich auf dem moralischen Felde; so ist das Reelle, was sie enthalten, doch nur physischer Art. Denn was sind auch alle bloß empirischen Bemerkungen, im Bunde mit theoretischen (logischen und metaphysischen) Ansichten? Solche Bemerkungen und Raisonnements finden sich wohl auch, und zwar oft richtig und schön, bey einem B — dt: aber man findet darin wenig oder nichts von dem höhern, belebenden Geiste, der uns in den Schriften eines Spalding oder Reinhard *) erscheint.

*) Nämlich in dem praktischen Theile ihrer Schriften, sofern der Ton, welcher im Ganzen weht, das Höhere lebendig und kräftig ausspricht, fühlbar für jedes bessere Herz, wenn gleich der schärfer denkende Kopf hin und wieder auf Seiten des Begriffs etwas vermißt. Wer kennt nicht so manche einzelne, aber treffliche Funken des ursprünglich Wahren in dem moralischen und religiösen Theile der Herderschen Schriften? — Wem der reinere Begriff des Sittlichen bloß darum mangelt, weil er sich auf dem Wege seiner wissenschaftlichen Bildung mehr an eine theoretische Form und zum Theile selbst an den Ausdruck des Physischen gewöhnt hat: der stehet insofern auf Einer Linie mit dem, welcher nach dem

7.

„Es scheint, daß die Eigenliebe von der Gutherzigkeit gegängelt wird, und daß sie sich selbst vergißt, wenn wir zu Gunsten Anderer handeln: indessen, dieß heißt den sichersten Weg zu seinem Ziele nehmen; es heißt auf Wucher leihen, während man zu geben scheint; es heißt endlich, alle Menschen durch eine feine und edle Wendung für sich erobern." N. 233. Und: „Der Edelmuth ist durch seine Benennung schon erklärt: dennoch könnte man sagen, er sey der gesunde Verstand des Stolzes, und das edelste Mittel Lob zu erwerben." N. 181.

Moralische Sentiments, wie sie vormals in den höhern Zirkeln von Paris glänzten! Rousseau

Zuge seiner Phantasie, und vermöge der Angewöhnung auf seinem Wege, das Höhere im Symbol faßt. Aber wie schön und lebendig spricht bey Fenelon, mitten unter seinen individuellen Ansichten, das Eine Moralische öfters hervor! Es hat eine eigne Bewandtniß mit dem Begriffe des Höhern. Jedoch zum Behufe der höhern Kultur müssen wir das Sittliche und Religiöse auch im Begriffe rein auffassen.

that diesen sogenannten Sentiments noch zu viel Ehre an, wenn er darin eine Art von feiner Metaphysik und Etwas von wirklichem Gefühle wahrnahm. Eine treffende Bemerkung aus dem Leben, aus dem Felde der Geschichte, der Menschenkunde, kurz, aus der „Welt" mag in dem Spiele des Witzes hin und wieder vorkommen, aber nicht das ächte, moralische Gefühl, nicht der reine Begriff des Guten. „Konnte indeß nicht selbst eine edle Seele, da oder dort, in demselben Tone sich ausdrücken, weil sie daran in dem Kreise, in welchem sie lebte, sich vorzüglich gewöhnt hatte?" Es sey! — Hier mögen uns Rochefoucault's Sätze Gelegenheit geben, die verfeinerte Theorie des Eigennutzes noch von einer andern Seite zu betrachten, und, indem wir von dem Sittengesetze ausgehen, besonders den Sinn gewisser Worte, die in jener nicht selten eine so glänzende Rolle spielen, den Sinn der Zauberworte Glück, glücklich, Genuß, Wohlseyn u. dgl. etwas näher zu bestimmen.

Wer sich einmal in dieser Theorie festgesetzt hat: „Eigennutz, die gröbere oder feinere Eigen-

liebe, *) ist die — einzig mögliche — Triebfeder aller menschlichen Handlungen;" der handelt ganz folgerecht, wenn er jeder bessern That eine Erklärung, wie jene von Rochefoucault, giebt. Die Erklärung kann hernach (so wie dort) in ihrer Art sehr fein und witzig seyn; sie kann sogar scharfsichtig klingen, und, von Einer Seite, mit Recht dafür gelten, ohne darum — weniger falsch zu seyn.

*) Oder Selbstliebe. Dieß Wort klingt im Ohre moralischgesinnter Menschen, nur darum milder, weil es an die Selbstachtung (Achtung unserer höhern, moralischen Natur) erinnert, oder die Vorstellung davon ingeheim aufnimmt. 1) Der Mensch darf sich nicht zum bloßen Mittel für Andre machen; denn er ist — ein Mensch! 2) Er soll auch für seine Erhaltung und Wohlfarth sorgen, weil und sofern diese ein Mittel zur Sittlichkeit ist. Aber als Zweck ist alles Individuelle aus dem Reiche der Sittlichkeit ausgeschlossen. „Wie zurückstoßend, wie hart!" Es ist indessen nichts anders, als was sonst schon ein edles Selbstvergessen, Uneigennützigkeit und Schönheit der Seele genannt ward.

Unstreitig gewinnt man durch Gutherzigkeit und Edelmuth am meisten: und zwar nicht bloß im Ganzen (in dem moralischen Universum,) sondern in manchen einzelnen Fällen schon hier auf eine besonders hervorstechende Weise. Allein es ist die Frage: ob man, indem und sofern man gutherzig und edelmüthig handelt, gewinnen will.

Es hat hiermit dieselbe Bewandtniß, wie mit der bekannten Vorstellung des (sogenannten) Princips der Glückseligkeit: „eben durch die Tugend erlange man am meisten Glückseligkeit.“ Gewiß! Und was nicht auf dem Wege der Tugend erlangt wird, verdient nicht einmal den Namen Glückseligkeit. *) Es sey Glück, Wohlseyn und, sofern es wohl thut, wahres Wohlseyn. Nur dauert es nicht! Denn das Glück ist flüchtig, und wird nur durch die Tugend befestigt, wenn und wo es sich zu dieser gesellt: da es hingegen im Gefolge des Lasters, wenn es gerade da-

*) Wer giebt uns ein anderes Wort, ohne den Begriff aufzuheben, den Begriff des Wohlseyns in einem Wesen, das endlich und zugleich sittlich ist? — Und dann: Verba valent sicut nummi!

mit zusammentraf, nicht lange verweilt. Oft entflieht es schnell und auf eine sehr auffallende Weise, wie gedrängt von dem nachfolgenden Unglücke, von desto größerm und verdienten Unheil. Und wird es auch, zum Theile, von der feinern eigennützigen Klugheit gefesselt und länger, sogar viele Jahre, bewahrt — jedoch was sind Jahre in dem allumfassenden Reiche der Sittlichkeit? — so entflieht es doch einmal gewiß. Denn das Laster zerstört seiner Natur nach immer mehr Alles um sich her. Es zerstört jede Stütze des Glückes, indem es den Grund der menschlichen Glückseligkeit untergräbt. Flieht hingegen das Glück, flieht das äußere Wohlseyn hier noch öfters die Tugend; so wird ihr dasselbe sicher in der Folge zu Theil: sie verdient es. Das äußere Wohlseyn ist dem beschränkten Vernunftwesen zur Glückseligkeit, d. i. zum vollkommenen Wohlseyn desselben, nächst der schönen Freude im Innern schlechterdings nothwendig, und die Tugend erhält, wiewohl nicht auf gleiche Weise, das eine wie die andre. Durch die Tugend erlangt man die Glückseligkeit.

Aber es fragt sich immer: will der Tugendhafte im Momente der Handlung, und inwiefern er sittlich handelt, für sich gewinnen? denkt er da an seinen Vortheil? — Und man könnte, wofern man noch tiefer eingehen wollte, die Frage hinzufügen: würde er dann, wenn er eigentlich seinen Vortheil bezielte, die Glückseligkeit wirklich erlangen? Ergiebt sich diese unmittelbar sowohl als mittelbar (als beseligende und als beglückende Folge der Tugend) nicht bloß demjenigen, welcher sie — nicht bezielt, indeß er, beseelt vom regen und lebendigen Gefühle der Achtung für das heilige Gesetz, darauf sein Augenmerk richtet?

Schon aus dem Begriffe der sittlichen Handlungsweise, im Gegensatze mit der unsittlichen, fließt nothwendig das Merkmal der Uneigennützigkeit. Auch kann es jedem bessern und zugleich nachdenkenden Menschen nicht entgehen, daß die Quelle der innern, ursprünglichen Seligkeit in ihm desto reichlicher fließe; je mehr, bey einem schärfern Blick in sein Inneres, das Bewußtseyn einer solchen (uneigennützigen) Handlungsweise vordringt. Vielleicht, damit nicht eine minder reine Empfindung sich einmische, blickt er zu einem Hö-

hern auf, oder zurück auf eine That, die er gern aus dem Laufe seines Lebens vertilgte. Allein gerade da handelt er wieder moralisch; gerade dadurch erhält sich die schöne Freude im Innern, während zugleich ein Stral auf die vorige Periode des Lebens versöhnend zurückfällt. — Und wie ganz anders finden wir uns plötzlich gestimmt, wenn uns an jemanden, dem wir bey einer großen, wohlthätigen Handlung, bey einer gefährlichen That Edelsinn beylegten, plötzlich ein geheimer, verdeckter Eigennutz auffällt? Wie finden wir ihn der Auszeichnung und der (äußern) Belohnung so unwürdig: eben der Belohnung, die wir ihm vorher zudachten, und mit so viel herzlicher Theilnahme gönnten! „Er verdient sie nicht!" tönt es in unserm Innern. Freylich kann jetzt leicht eine sinnliche Empfindung einfließen. Allein jene Stimme spricht eben da recht rein und vernehmlich, wo keine fremdartige Triebfeder auf das Urtheil einwirkt.

Ja, es ist eine schöne, merkwürdige Einrichtung im Reiche der Sittlichkeit, daß die Glückseligkeit nur dem sich ergiebt, der sie nicht beabsichtigt. Im theoretischen Nach-

denken über den Zusammenhang der Dinge, läßt sich die Glückseligkeit allerdings von der Sittlichkeit ableiten. Allein dem Nachdenkenden, der moralisch gestimmt ist, stellt sich dieselbe immer zugleich unter der (allgemeinen) sittlichen Form, unter dem Begriffe der Würdigkeit dar. Um so leichter kann er nun, um sittlich oder, was hier eben so viel heißt, uneigennützig zu handeln, seinen Blick von dem Stoffe der Glückseligkeit abziehen. Bey ihm kann die gedachte Ableitung keinen individuellen, den Eigennutz anregenden Einfluß gewinnen, wenn er auch ernstlich mit dem Gedanken „daß Glückseligkeit auf die Tugend folge" sich abgiebt, wenn er sich daran ergötzt, und nun die letztere nicht nur für ehrwürdig, sondern wegen dieses Zusammenhangs mit der erstern auch für liebenswürdig erkennt. Es ist die Form, die Gestalt des Schönen, unter der ihm nunmehr die Tugend erscheint. Die Achtung für das heilige Gesetz liegt zum Grunde. Wo diese ernstlich wirkt, da wird natürlich auch die Neigung angeregt, insoweit solche, an sich unschuldig, dem reinen wie dem unreinen Willen dienen kann. Und verbindet sich mit der Achtung die Liebe (zu allem Schö-

nen, Guten und Edeln); so verstärkt sie die sittliche Triebfeder, ohne ihrer Reinheit zu schaden.

Eben so schön, aber zugleich erhabner und im hellern Lichte erscheint uns jene Einrichtung, wenn der Gedanke an ein Wesen hinzukommt, das, heilig und allmächtig, dieselbe getroffen und festgesetzt hat.

Wie der vernünftige Glaube an Gott und damit die wahre, moralische Religion sich auf die sittliche Anlage gründet, und darauf — bey der gehörigen Bildung und Thätigkeit des Geistes — wie von selbst im wirklichen Leben sich anbaut: so wird dieser höhere Drang besonders in jedem Falle lebendig, der uns tiefer in das Reich der Sittlichkeit einführt. Und wohl uns, wenn jener Glaube mit unsern Gedanken und Empfindungen auf diesem Wege sich innig verwebt! Dann erscheint uns das Sittliche in seiner ganzen Würde und Gestalt, in seiner vollen, allumfassenden Kraft; dann sind wir gegen zwey Extreme gesichert: gegen eine Denkart, die, ohne Gott, auch ohne Einheit und Zusammenhang im Sittlichen schwankt, und gegen eine andere, die,

ohne die sittliche Grundlage, nur einen Despoten erkennt. Und natürlich tritt im letztern Falle das baare Heidenthum hinzu, in dieser oder jener Gestalt, vielleicht selbst unter christlichen Formeln. Der ächte Geist weht nicht immer da, wo der Name tönt. —

Aus dem moralischen Grunde allein geht die Vorstellung von einem heiligen Willen, von dem wahren Gott hervor. Freylich, nicht ohne (mehr oder weniger) Einwirkung von außen! Und je mehr diese zu dem innern Grunde paßt, und dessen Entwickelung befördert: desto größere Achtung verdient sie. Aber Selbstthätigkeit, nach dem ewigen Gesetze des Guten, Selbstthätigkeit im Handeln und in der reinern Erkenntniß ist der Punkt, worauf die Würde des Menschen beruht.

Fordert gleich die Weisheit, daß der Mensch zuweilen (jeder seiner individuellen Lage gemäß) seine Gedanken bestimmt auf das höchste Wesen hinrichte, und, indem er dasselbe als heilig verehrt, die sittliche Triebfeder in sich belebe: so bleibt es doch immer sein Beruf, als Person

und (insofern) gleich Gott zu wirken in seinen Verhältnissen.

Anstatt gleich dem feinern, raisonnirenden Mystiker die Bestimmung und die höchste Vollkommenheit des Menschen in ein physisches Einsseyn mit Gott zu setzen, findet der Wohldenkende sie vielmehr in der moralischen Einheit; darin, daß unser Wille in seiner Thätigkeit mit dem Willen der Gottheit zusammentreffe, und folglich wie diese nach dem heiligen Gesetze selbstthätig wirke. Ein Punkt, welcher in der Vollendung bey Gott, in der Annäherung bey dem rechtschaffenen Menschen besteht.

Ja, obgleich der ächte, vertraute Gedanke an Gott schon einen höhern Grad von Kultur voraussetzt; so wird doch hierbey noch immer eine besondre Aufsicht dazu erfordert, daß nicht die bloße Idee des Unendlichen *), unterstützt von

*) Allerdings ist in der Vorstellung von Gott die Idee des Unendlichen mit dem moralischen Begriffe nothwendig verknüpft; aber nur in dieser Verbindung macht sie die ächte Vorstellung von Gott aus.

dem Einflusse der Phantasie, vordringe, und das sittliche Verhältniß aus den Augen rücke. Aber mit der moralischen Selbstthätigkeit ist das Bewußtseyn der Abhängigkeit in Absicht jeder menschlichen Anlage, und folglich ächte Demuth, so wie das schöne Gefühl der Dankbarkeit wohl vereinbar. So wird denn auch in Gott alles moralisch betrachtet: jede andre Kraft ist der Heiligkeit untergeordnet.

Sehen wir nun in Gott den Urheber jener merkwürdigen Einrichtung; sehen wir durch Ihn die Glückseligkeit auf solche Weise (theils innerlich, theils äußerlich und, von dieser Seite, mehr oder weniger nahe) mit der Sittlichkeit verknüpft: so kann hier der Gedanke an Glückseligkeit wiederum keinen individuellen, der moralischen Gesinnung nachtheiligen Einfluß, gewinnen. Denn so lange wir den moralischen Gesichtspunkt festhalten, erscheint uns die Glückseligkeit immerhin unter der sittlichen Form, d. h. unter der Bedingung und im Ebenmaße der Tugend. Diese wird immer vorausgesetzt.

Auch kann sich hier mit der Achtung (Verehrung des Heiligen) um so leichter die Liebe verbinden, da bey der Hinsicht auf Gott das Dankgefühl auf eine bestimmtere Weise hinzukommt. Und indem nun die Liebe gegen ein Wesen, das heilig, gütig und gerecht ist, dergestalt wirkt, verstärkt sie — der Reinigkeit unbeschadet — die innere Kraft der Tugend, wann nämlich das Sittengesetz in Gott (als sein heiliger Wille) betrachtet wird.

Es ist indeß weder nothwendig noch möglich — in der Sphäre äußerer, nothwendiger Geschäfte — immer auf diese Art zu Gott oder, wenn man lieber will, zum Urbilde der Sittlichkeit aufzusehen. Wer nur gottähnlich handelt, indem er der sittlichen Stimme gehorcht, die er in seinem Innern findet, und die ihn bey seinen Geschäften unzertrennlich (als Gewissen) begleitet: der handelt auch gottgefällig.

Selbst in dem religiösen, stärkenden Momente darf uns der sittliche Grund niemals ganz aus dem Auge schwinden. Wann das Moralgesetz unserm geistigen Blick' als Gebot oder Wille der Gottheit

erscheint, muß dasselbe uns zugleich als ein wesentlicher Theil, als eine nothwendige Aeußerung unserer eignen (höhern) Natur vorschweben. Sonst kann unsre Pflicht im Kreise der Menschheit uns leicht schwankend oder gar unsichtbar werden; sonst kann uns die Verbindung zwischen Tugend und Glückseligkeit leicht als willkührlich, von Seiten des Urhebers und Regenten der physischen Natur, nicht als moralisch nothwendig vorkommen.

Ungeachtet nun aber diese Art des Zusammenhangs zwischen Tugend und Glückseligkeit an sich, d. i. auf dem moralischen Gebiete, jedem bessern und nachdenkenden Menschen sich aufdringt: so kann sie dennoch, wenn in der Spekulation die bloß intellektuelle (theoretische) Denkweise vordringt, leicht verkannt werden. Tugend und Glückseligkeit sind wie Ursache und Wirkung verknüpft. Auf eine eigene Weise! Allein darauf nimmt der bloße (theoretisch-metaphysische) Verstand keine Rücksicht. Denn sie liegt außer seinem Gebiete. Im Kopfe, im bloßen Denken läßt sich die Glückseligkeit — indem sie nach dem Zuge eines richtigen, aber dunkeln Gefühls

fühls moralisch bedingt wird — von der Tugend ableiten: sollte sie nicht eben sowohl im Leben davon abgeleitet, d. h. als solche gesucht werden können?

Man sieht, wie diese Vorstellung täuschen kann, indem unvermerkt das, was auf dem theoretischen Felde gilt, auf das praktische übergetragen wird. Und wie vieles wirkt zusammen, um den Schein recht täuschend zu machen!

a) Im Gebiete des Physischen, im Kreise sinnlicher Gegenstände wird der Verstand zuerst entwickelt, wird die Denkkraft geübt, geschärft und ausgebildet. Daher ein eigener Hang, eine besondre Tendenz zur physischen Denkweise!

b) Am Pult, am Schreibtische und überhaupt im Forschen nach Wahrheit, bieten sich die logischen Denkgesetze und die allgemeinen metaphysischen Grundsätze zuförderst dar. Indeß man sich an diese hält oder gar, aus einer Art von Vorliebe, anschließt, übersieht man leicht das Besondre der richtigen Erkenntniß im Sittlichen. Kein Wunder, wenn dann auch der Bessere, wäh-

rend er seinen Kopf anstrengt, vergißt, wie sein Herz gestimmt war, als er da oder dort (auf eine besonders hervorstechende Art, mit größerm Kampfe, mit inniger Hingebung) sittlich gut handelte: „ob er damals die Glückseligkeit, die er nun als Princip, als Triebfeder des Handelns darstellt, sich zum eigentlichen Ziele (und Princip) seines Handelns vorgestellt habe?

c) Die Folgen des sittlich Guten und Bösen werden früher als ihr Grund sichtbar. Daher wird man auf dem Wege des Forschens eher mit mit der Glückseligkeit als mit der reinen Sittlichkeit bekannt. Praktisch, auf dem Wege des Lebens, geht allerdings die Sittlichkeit vorher. Aber auf dem Standpunkte der Reflexion, des (wissenschaftlichen) Begriffs u. dgl. dringt die Glückseligkeit vor. Und wie innig ist sie gerade dem Bessern von ihrer ersten und schönsten Seite bekannt!

d) Die Glückseligkeit, als eine Frucht der Sittlichkeit betrachtet, nimmt ingeheim an der Achtung Theil, welche man für diese empfindet. Um so muthiger und kühner dringt man jetzt dar=

auf: „daß man eben nach diesen höhern Freuden, dieser Glückseligkeit streben müße,“ zumal wenn dieselbe, in der Vorstellung des Theoristen, gerade dem flüchtigen Sinnengenusse gegenüber steht. Selbst der logische Satz des Widerspruchs muß beytragen, den täuschenden Schein, zu vergrößern! — Die logische Ansicht des Wahren dringt vor; man verwechselt oder vermischt die Folge mit dem Grunde: und nun spielt besonders die Idee, „sein wahres Beste müsse man suchen,“ eine glänzende Rolle.

e) Die Freude, das Wohlseyn, das man Andern verschafft, sagt nicht nur dem schönen Triebe des Wohlwollens zu, sondern es macht (mittelbar) auch einen Theil unsrer Pflicht aus. Da nun Wohlseyn immer dasselbe ist, es mag dem Andern oder uns zufließen; so kann es auch in Beziehung auf uns eine schönere Gestalt erhalten, und an sich (nicht bloß, sofern es Mittel zur Sittlichkeit ist) als suchenswerth vorgestellt werden, u. s. w.

Wahr ist es indeß: Gutherzigkeit, Edelsinn, Großmuth u. dgl. haben schon

gegenwärtig sehr wohlthätige Folgen für den Handelnden, selbst im Aeußern. Denn wiewohl die Glückseligkeit von dieser Seite in keine nothwendige Verbindung mit der Tugend gesetzt ist; wiewohl das Glück (der äußere Wohlstand) sich blind bald zur Tugend, bald zum Laster gesellt, und die Rechtschaffenheit nur zu oft den Haß und die Verfolgung der rohern oder feinern Bosheit gegen sich erregt: so hat dennoch die Tugend, zumal auf jener höhern Stufe der Reinheit und Stärke, auch in der äußern Natur einen besondern, oft mächtigen Einfluß. Sie gewährt dann außer dem reichern Maße von innerm und reingeistigem Wohlseyn auch solche Vortheile, die, obwohl sie einerseits vom Zufall' abhängen, doch anderseits nothwendig in der Natur der Dinge sich gründen.

Schon gegen den Leib ist der Geist in ein solches Verhältniß gesetzt, daß die edlere Freude des letztern immer, mit mehr oder weniger Stärke, eine harmonische und wohlthuende Empfindung in dem erstern erweckt. Aber nicht im Körper ist der eigentliche Sitz der Empfindung, des Wohlseyns. Und in dem Maße, als jemand durch sittliche Thätigkeit den Sinn des Guten und Schönen in

sich verstärkt, wird er auch der Freude an schönen moralischen Zügen, die er von Andern hört, sieht oder lies't, mehr empfänglich. Ein edler, großer Zug, mag dann zuweilen den Geist dergestalt treffen, daß der Funke, welcher hier zündete, schnell, gleich einem sanften elektrischen Schlage durch jede Fiber des Körpers hinwirkt.

Ferner: wenn die Tugend von den Bösen, Unsittlichen verfolgt wird, so erhält sie hingegen die Zuneigung der Guten. Aeußeres Ansehen, Achtung und Liebe sind insofern natürliche und nothwendige Folgen der Tugend. Auf einen großen Theil der Menschen macht schon das Außerordentliche einer edeln, hervorstechenden Handlung, und selbst der ästhetische Reiz einen besondern Eindruck. Und manche, die zur standhaften Befolgung des Tugendgesetzes noch nicht Kraft genug haben, sind doch bereits gut und stark genug, um dieselbe bey Andern zu schätzen. Ueberdieß liegt es in dem Wesen der Tugend, daß sie allen, die in ihren Kreis eintreten, von mehrern Seiten wohlthut. Daher kommt es, daß, wie Garve irgendwo bemerkt, der rechtschaffene Mann überall am meisten ge=

schätzt wird: nämlich in den gewöhnlichen Verhältnissen des Lebens, wenn der Rechtschaffene auch das gehörige Maß von Humanität, Bescheidenheit, Lebensart, kurz von Weisheit besitzt, und wenn sonst kein besonderer Fall eintritt, der ihn den Angriffen, dem Neid oder Hasse des siegenden Lasters, aussetzt.

So kann die Tugend, so kann eine feste, unerschütterliche Gerechtigkeitsliebe, herzliches Wohlwollen, Großmuth u. s. w. auch das äußere Leben des Menschen verschönern, und sein Daseyn beglücken. Daher ein Wohlstand, der unter solchen Umständen und in diesem Grade durch die Tugend allein erzeugt werden mochte. Es sey, daß der Edle, der Rechtschaffene, indem er im Geiste des Sittlichen lebt, dieses äußere Wohl minder bemerke: er genießt darum desselben nicht weniger; und es dient ihm — durch die Art, wie er alles Aeußere, Umgebende behandelt — wieder als Mittel zur Sittlichkeit. Jedoch, er denkt auch nach über den Gang seines Lebens. Und fällt ihm da eine solche Fügung im Aeußern stärker auf, so mag sein Auge wohl dabey mehr verweilen, während das schöne Gefühl der Dankbarkeit gegen eine

höhere, moralisch regierende Vorsehung in seinem Innern lebt. Wie schätzbar ist ihm die äußere Folge einer Handlung, die sein Herz billigt, wenn dieselbe beytrug, seinen Wirkungskreis zum Behufe des Guten, zum Wohl der Menschheit um sich her zu erweitern.

Ließen sich nun diese Folgen der reinern Tugend bezielen, so wäre es allerdings wahr: man könnte das System der feinsten eigennützigen Klugheit darauf bauen. Allein, es ist klar, indem wir eine beglückende Wirkung der Sittlichkeit in der Sinnenwelt bemerken; indem wir sie als solche im strengern Begriffe auffassen, wird immer vorausgesetzt, daß nicht der Trieb nach eigenem Wohlseyn den Handelnden beseelte.

Auch der Blick auf die äußere Gesetzmäßigkeit (Legalität) der Handlung ist moralisch bestimmt, wenn diese wahrhaft gut ist. Allerdings sieht der Weise auf den Stoff und die physischen Wirkungen einer bestimmten Handlungsart, sofern er dieselben auf dem Wege der Beobachtung kennen lernte, und nun, unter ähnlichen Umständen, sie vorhersehen kann. Allein dieser Blick auf die

Folgen zielt nur dahin, das Sittengesetz im Aeußern geltend zu machen (zu realisiren); und bezieht er sie auf sich, so ist es nur dazu, um seiner guten Absicht kein Hinderniß zu setzen u. s. f. Es ist immer der *sittliche Zweck*, das Gute als solches, nicht das *eigene Selbst*, worauf er sein Augenmerk richtet.

„Aber die *Selbstvervollkommnung*?“ Die *äußere Vervollkommnung*, die Ausbildung irgend einer Kraft, des Geistes und des Körpers, ist wieder nur *Mittel* zum sittlichen Zwecke (nach Maßgabe der besondern Anlagen und Verhältnisse). Und die *innere Vervollkommnung*, so wie die *Veredlung*, ist gleich der innern, ursprünglichen Seligkeit eine bloße *Folge* der Tugend: *während* der Mensch, im Gefühle der Achtung für das heilige Gesetz, an dessen Realisirung in seinem Kreise arbeitet, *wird er moralisch vervollkommnet*. So klar und einfach sind die sittlichen Begriffe, wenn nur kein düsterer Nebel der Sinnlichkeit, und kein verwirrendes Blendwerk des Raisonnements sich darein mischt. Dieser Seitenblick gilt indeß hier weder dem (Wolffischen) *Princip der Vollkom-*

menheit, noch dem beliebten Grundsatze der Glückseligkeit, insofern jemand dieselben dem französischen des Eigennutzes entgegensetzt; denn er trägt dann in seiner Reflexion die Achtung von dem Grunde unvermerkt auf die Folge über, oder er vermischt im Denken, in der Theorie beyde, indeß er gleichwohl im Leben nur jenen in's Auge faßt. Eben der bessere, praktische Sinn, und der deutsche metaphysische Ernst, der in diesen Grundsätzen lebte, beugte vormals dem weitern Eindringen jenes flüchtigen Geistes aus Frankreich hin und wieder noch vor. Doch wenn nun Eigensinn, oder sonst eine unedle Neigung hinzukommt, und vermittelst einer solchen Vorstellung die reinere und völligere Erkenntniß der (moralischen) Wahrheit aufzuhalten strebt: dann dürfte es auch dem ruhigen, unpartheyischen Zuschauer des literarischen Kampfes schwer fallen, ein Princip, in dem bald die Folge mit dem Grunde, bald das — freylich hervorstechendste Mittel mit dem Zwecke verwechselt wird, noch ferner zu achten.

Nach einem physischen Naturgesetze ergiebt sich die innere Vervollkommnung. Sie

liegt daher ganz außer dem Gebiete des Menschen, sofern er moralisch handelt. Jede Kraft wird durch eine ihr angemessene Handlung geübt, und durch Uebung vervollkommnet. Aber insofern diese Folge vermittelst der sittlichen Thätigkeit des Willens entsteht, kann sie auch moralisch genannt werden. Wenn dem Handelnden das heilige Gesetz des Guten in seiner höhern Gestalt vorschwebt; wenn er demselben nicht bloß in diesem oder jenem Momente, sondern (als ein moralischgesinnter Mensch) fortdauernd huldigt: so kann ihm, in dieser Richtung seines Geistes, die eigene Vollkommenheit so wenig, als die eigne Glückseligkeit vor's Auge treten. Wo wäre der sittliche Ernst, wo der Geist eines höhern, moralischen Strebens, wenn er da auf Folgen, die sich nach einem Naturgesetze ergeben, hinausblicken wollte? Er träte dann schon aus seiner Sphäre; er hörte auf, moralisch zu handeln.

Allein der (gebildetere) Mensch denkt, reflektirt auch: er ist auch des wissenschaftlichen Begriffes empfänglich, und dazu bestimmt. Sind einzelne Denker dazu vorzüglich berufen; so dürfen wir doch keinen gebildetern Men=

schen aus diesem Bezirke ganz ausschließen. Die Wissenschaft muß, gegen so manche Blendwerke auf den höhern Stufen der Kultur, selbst der Sittlichkeit dienen. Befindet sich nun der Mensch auf dem Standpunkte der Reflexion; so erscheinet ihm allerdings die innere Vollkommenheit, oder die Glückseligkeit als das Letzte und, in dieser Stufenfolge, als das Höchste. Denn die Folge ist ja später als ihr Grund! Wer im Denken vom theoretischen Gesichtspunkte ausgeht, oder nur daran sich hält: der muß dann die Vollkommenheit und (was jetzt Eines ist) die Glückseligkeit für „höhere Zwecke, für die eigentlichen letzten Zwecke des Menschen" erklären. Aber ein Denker, der zuförderst moralisch gesinnt ist, und dem es gelingt, das Moralische auch im Begriffe rein aufzufassen, erkennt zugleich das eigentliche Verhältniß der Sittlichkeit zur Vollkommenheit, und zur Glückseligkeit. Er faßt wiederum beyde unter der sittlichen Form. Das Moralische als solches bietet sich ihm zuerst dar. Und da er, eben in jenem Verhältnisse, den souverainen Einfluß des Moralischen auf die physische Natur vornehmlich erblickt; so wirkt selbst der wissenschaftliche Begriff

in seinem Geiste belebend auf die sittliche Triebfeder.

Wollte hingegen jemand, sofern er ein handelndes (moralisches) Wesen ist, sich mit dem neuen Zuwachs an Vollkommenheit befassen, und solchen eigentlich beabsichtigen: so würde er denselben natürlich auf sein Wohlseyn beziehn. *) Es wäre sein Vortheil, sein Interesse, worauf er losgienge. Denn nothwendig dient der Verstand entweder dem sittlichen oder dem sinnlichen Triebe. Und es wäre dann nicht mehr als konsequent, wenn derjenige, welcher von diesem Princip der Vollkommenheit ausgieng, mit dem innern (physisch-geistigen) Vortheile auch jeden äußern, materiellen zu vereinigen strebte. —

Dieser Versuch konnte jedoch auf keiner Seite gelingen. Eine solche Beabsichtigung der innern

*) „Aber die bisher gegebene Vorstellung von Vollkommenheit stimmt mit dem Satze der Kantischen Tugendlehre: eigene Vollkommenheit ist Zweck, nicht wohl überein!“ Das ist kein Einwurf, wenn die Vorstellung sonst wahr ist.

Vollkommenheit enthält schon im Begriffe einen Widerspruch. Denn sie ergiebt sich nur als reine Folge der Sittlichkeit; und inwiefern sie beglückt, fällt sie mit jener innern, beseligenden Folge zusammen: sie macht einen Theil und selbst die nächste Grundlage der Glückseligkeit aus. Aber die äußere Vollkommenheit (wenn diese Unterscheidung erlaubt ist) kann allerdings beabsichtigt werden; nur ist dieselbe bloß als Mittel zum sittlichen Zwecke denkbar: der Mensch soll zuförderst streben, sich zu einem immer tauglichern Werkzeuge des heiligen Gesetzes *) im Kreise der Menschheit und im moralischen Universum auszubilden! — Und wenn der spekulirende Eigennutz auch da und dort einen äußern, materiellen Vortheil erlangt: er wird ihn nicht lange besitzen. Jene schönern Vortheile von außen, Achtung, Liebe, Ansehen, Vertrauen u. dgl. sind ihm noch minder erreichbar.

Eben darum war die Handlungsweise des Rechtschaffenen, des Gutherzigen, des Edelmüthigen u. dgl. in dieser Hinsicht so wirksam, darum

*) In concreto der Vorsehung, des heiligen Willen Gottes u. s. w.

so einnehmend und so standhaft, weil ein reinerer Geist sie beseelte. Sey es, daß die feinere politische Verstellung, indem sie die Maske der Tugend vornimmt, auch diese Vortheile bald mehr bald weniger an sich reiße. Wird sie aber dauern, oder den innern Geist immer so bergen können, daß seine wahre Gestalt nie und auf keiner Seite durchblickt? Die innere Spannung ist hier so groß, die Anstrengung so lästig, daß gewiß der berechnende Eigennutz nur selten dabey lange aushält. Hier gilt, was schon oben berührt worden ist: die Kraft, welche den Menschen beherrscht, muß über kurz oder lange durchbrechen. Dieß erhellt schon aus der Art, wie die Natur des Menschen gebaut ist. Wie sehr auch dem bloßen, eigennützigen Politiker sein Aeußeres zu Gebote stehen mag: der Ausdruck seines Innern wird dennoch — zumal in dem Auge, diesem hellern und zartern Spiegel — dem ächten Menschenkenner nicht entgehen. Und sind gleich die Worte so glatt, die Gebehrden so fest, und die Mienen dergestalt abgeschliffen, daß sie den wahren Zustand seines Innern wirklich verbergen; so wird er doch gewiß nicht den Ausdruck des Gegentheils, den schönen und eigenthümlichen Aus-

druck der Tugend, des Edelsinns, der Großmuth u. s. w. darin abbilden können. Die Verstellung, wie fein sie auch sey, hat ihre Grenze. Nur denjenigen, dem es selbst an dem zartern moralischen Sinne und dann auch an dem ächten Geiste der Beobachtung fehlt, mag der äußere Schein täuschen. Daher nimmt das glatte, nichtssagende Wesen jeden gesunden Beobachter, jeden gebildetern Menschen so leicht gegen sich ein: auch dann, wenn Kunst und Uebung es von allem Scheine des Zwangs befreyt haben. Daher vermag es auch jene schönern Vortheile von aussen nicht wohl zu erlangen, oder, wenn eine legale Handlungsart sie zum Theile erwarb, nicht lange zu behaupten. Wird die unsittliche Neigung auf einer Seite eingeschränkt, aber doch zugleich genährt; so wächst sie zu immer größerer Stärke an. Auf einer andern Seite bricht sie dann aus; und selbst in der künstlichen Harmonie springt, bald da bald dort, ein Mißton hervor.

Es bleibt also dabey: der Gutherzige (im schönen, positiven Sinne des Wortes) der Edelmüthige, der ächte Freund der

Menschen u. s. f. vergißt wirklich insofern sich selbst, als ihm sein Wohl, sein Vortheil, und folglich auch seine Glückseligkeit als solche nicht einmal in den Sinn kommt. Aber es liegt in der Natur der Sache, daß er am Ende, indeß er nur das Edle suchte, nur dem Guten und Schönen nachstrebte, das reichste Maß von Glückseligkeit findet. Der Trieb nach Wohlseyn erhält dann die reichste Befriedigung, wenn er sich in die sittliche Handlung gar nicht einmischt, und hier dem Triebe nach Gutseyn *) das Feld ganz überläßt. Selbst in Absicht mancher äußern, zufälligen und geringern Vortheile, die aber in der Hand des Wohldenkenden auch zur Verschönerung des äußern Lebens beytragen, tritt die Belohnung und sogar eine schöne Gleichheit oft hier schon unverkennbar und, vermöge des großen Zusammenhangs der Dinge, nothwendig ein. Vornehmlich erhellt dieß, wie schon bemerkt, in der Freundschaft, diesem schönen Bilde der reinen Sittlichkeit im Verkehr und in den gegenseitigen Verhältnissen der Menschen.

Be=

*) D. h. dem lebendigen Streben des Willens, sofern er dem heiligen Gesetze des Guten frey= und selbstthätig huldigt.

Bemerkenswerth ist es, daß jene Theorie des Eigennutzes in eine ganz besondere Klemme geräth, wenn sie auf Redensarten und Ausdrücke stößt, die so, wie Edelmuth, Unschuld, Gutherzigkeit, Gerechtigkeit u. dgl. zur Bezeichnung der reinen oder, wofern man lieber will, der eigentlichen Sittlichkeit *) angenommen sind, und die sich dazu auf dem Wege der Kultur wie von selbst, vermöge unserer höhern Naturanlage, gebildet haben. Es entstehen dann Widersprüche. Man thut den einfachsten und klarsten Ausdrücken Gewalt an. Oder, was freylich das konsequenteste ist, man verwirft sie völlig: wiewohl dieß dem gesunden Verstande zu nahe tritt, als daß man es so leicht wagen sollte. Man behilft sich also lieber mit einer erzwungenen, vielleicht sehr glänzenden, aber darum nicht minder widersprechenden Erklärung. Die Sache selbst wird, mehr oder weniger, darüber

*) „Aber ward nicht vorhin von einer größern Reinheit und Stärke der Tugend geredet?" Hier ist von der Gesinnung, von dem ersten Akte des Willens — Dort war von der Ausbildung (des sittlichen Charakters) die Rede.

verkannt und verworfen. „Edel" z. B. bedeutet jetzt nur eine schöne Wendung, oder eine Feinheit des Verstandes, der raffinirenden Klugheit u. s. w. Glücklich, wo das bessere Herz oder, vermöge dessen, die geradere Anlage der Natur im wirklichen Leben dem Einflusse einer falschen, erkünstelten Theorie noch öfters vorbeugt!

Aber diese mildere Erklärung gilt keineswegs dem bloßen (obwohl gewandtern) Politiker, dem feinern, eigennützigen Höflinge, dem Intriguanten, kurz, den Sophisten, welche kühn jede bessere Anlage im Menschen, wegläugnen, und dann auch jede gute Handlung, ungeachtet ihrer auffallenden Reinheit, ungeachtet des Edelsinns und der sittlichen Größe des Handelnden, wie durch den Schlag einer Zauberruthe in — Eigennutz auflösen. Konnten doch die französischen Hofleute sich Fenelon's reine Tugend nur aus dem „feinsten Ehrgeiz" erklären! (man sehe Simon's Memoires). Und so werden dann auch Gutherzigkeit und Edelmuth in — Finessen der Eigenliebe, des Ehrgeizes, der Eitelkeit u, s. w. verwandelt, oder noch etwa erklärt für ein künst=

liches, zusammengesetztes Spiel physischer und ästhetischer Triebfedern, das ingeheim der Eigennutz, selbst dem Handelnden unsichtbar, regiere.

Natürlich bietet die Neigung und Denkart, welche der Mensch in sich findet, und die ihm recht deutlich vorschwebt, sich immer zuerst als Maßstab zur Beurtheilung Anderer dar. Und diese besser, als man selbst ist, zu denken: welch' eine Beleidigung der Eigenliebe, der Eitelkeit! — Denn freylich läßt sich eine höhere Stimme im Innern nicht ganz ersticken. — Hat man überdieß in seinem Kreise des Umgangs und der Beobachtung die geschminkte Eigenliebe, den verdecktern Ehrgeiz u. s. w. schon öfters bemerkt und eben so fein als glücklich enthüllt; so fordert der Stolz und das Interesse der Theorie, daß man, gestützt auf ähnliche Fälle, überall keine wirkliche Ausnahme gelten lasse. Denn was bisher nicht in die Theorie paßte, was bis auf diese Stunde noch unerklärbar ist: wird das immer ein Räthsel bleiben? wird es sich in der Folge nicht auflösen? Also stellt man es, vor der Hand, unter die allgemeine Rubrik des Eigennutzes, nur etwa noch mit dem Beysatze: „die Frucht von ei-

ner höchst sublimen, höchst feinen Art des Ehrgeizes, der Eitelkeit" u. d. gl. Man gesteht frey, daß man selbst eine so feine Art von Eigennutz nicht kenne, und folglich bey diesen Worten — nichts denke. Aber man erklärt daraus! —

Lebensklugheit ist nun das Princip, das man als das Einzige, was des gebildeten Kopfs und des gescheuten Manns würdig sey, aufstellt; und Lebensgenuß das Ziel, wornach — jeder Gescheute von dieser Art ringt.

Daß so Manche, die eigentlich und (insofern) bloß auf Genuß des Lebens ausgingen, ihres Zweckes früher oder später schrecklich verfehlten: dieß kann denjenigen nicht irre machen, der seinen Kopf einmal auf solche Weise gestimmt hat. Leicht bietet ihm der Gedanke sich dar: „daß er die Sache wohl klüger angehen und besser hinausführen wolle!" Selbst die Eitelkeit schmeichelt ihm mit dieser Vorstellung: um so mehr, da er (von Einer Seite) den Fehler wohl einsieht, welchen sein Vorgänger gemacht hat. Denn die nächsten Mißgriffe im

physischen Stoffe, die Verstöße gegen die Klugheit u. s. w. liegen ja klar vor seinem Auge. Aber der tiefere, unsittliche Grund, woraus dieselben nothwendig floßen, ist seinem Blicke verborgen. Und begegnet ihm auch ein glänzender Wüstling, der schon früh irgend ein Organ des Genusses abgestumpft hat; so mag nun die Art, der stolze und muntere Ton, selbst die lustige Miene, womit dieser sein Geständniß ablegt: „kann ich nicht mehr genießen, so hab' ich doch genossen!“ den Eindruck schwächen und die wohlthätige Erschütterung verhindern, welche dasselbe außerdem hervorbringen müßte.

Schön und auffallend zeigt sich hier der Unterschied zwischen der sinnlichen und sittlichen (eigennützigen und uneigennützigen) Lebensklugheit Was oben — N. 4. — nur berührt werden durfte, mag hier etwas weiter ausgeführt werden.

Die Klugheit, ein Produkt der Erfahrung und der bloß denkenden Vernunft, hat als solche ihren (theoretischen) Werth. Aber aus dem moralischen Gesichtspunkte betrachtet, erscheint sie

als solche gleichgültig. Sie erhält da erst dann einen (bedingten) Werth, wenn sie als **Mittel zu dem sittlichen Zweck**, in Bezug auf die äußern Verhältnisse, betrachtet wird.

Im wirklichen Leben kommt sie, wie man weiß, niemals als **bloße Klugheit** zum Vorscheine. Dient sie nicht dem sittlich guten Willen, so hat sie bey dem unsittlichen Dienste genommen, d. h. sie wird von diesem als Mittel oder Werkzeug zur Ausführung irgend einer unsittlichen Maxime, eines bösen, eigennützigen Plans gebraucht. Und nur im Dienste der Sittlichkeit verdient sie den Namen und das schöne Prädikat „**Lebensweisheit.**"

Indeß darf man ihr auch da, wo sie der Sinnlichkeit dient, das Prädikat der **wahren Klugheit** nicht absprechen, so lange man sie aus dem **bloß intellektuellen** Standpunkte ansieht, und sofern auf dieser Seite kein Fehler sich einfindet. Und sie erscheint hier, zum Nachtheile der sittlichen Kultur, nur zu oft sehr gewandt und vollkommen! — In der Anwendung heißt dann jener Gesichtspunkt mit Recht **phy**-

sisch. Aber so lange man davon ausgeht, kann das Auge weder auf die Folgen des sittlich Bösen hinaussehen, noch zu dem souverainen Einfluß des Moralischen in die Sinnenwelt aufblicken. Der theoretische Standpunkt verweis't uns auf die Gegenwart; und eben da ist es, wo die Spekulationen des Eigennutzes so oft als wahre Klugheit sich darstellen.

Die Lebensweisheit gewährt alle die Vortheile, welche die Klugheit als solche verschaffen kann; sie kommt insoweit mit der eigennützigen Klugheit selbst überein. Aber sie unterscheidet sich von der letztern dadurch, daß sie 1) alles, was diese als Zweck bezielt, nur als Mittel zu dem moralischen Zwecke beabsichtigt, und eben daher auf eine eigenthümliche Weise ordnet, einschränkt oder erweitert; daß sie 2) die schönsten und bleibendsten Vortheile gewährt, indessen ihr Augenmerk eigentlich nur auf diesen Zweck gerichtet ist; und 3) daß sie, da zuletzt und im Ganzen nur ihr Gewinn dauert, allein als wahre Klugheit erscheint. Nämlich in der Reflexion, nicht in der moralischen Linie des Handelns!

Denn hier geht die Klugheit stets auf das Gut-handeln, nicht auf das Wohlbefinden*. Sie zielt dahin, die Schwierigkeiten zu entfernen, welche der Ausführung des Guten entgegenstehen, und solche Umstände herbeyzuführen, welche derselben zuträglich sind. Der Weise ist immer auch klug; aber der Kluge ist nicht immer auch weise. Man sieht, auf welchen Gesichtspunkt man sich jedesmal stellen muß, um dieß nicht widersprechend zu finden. Wenn der Begriff des „Klugen" bloß von dem intellektuellen Standpunkte ausgeht, so faßt der Begriff des „Weisen" den moralischen und intellektuellen zusammen. Und wohl bedarf der Rechtschaffene auf dem Pfade des Lebens, besonders im Kampfe mit der feinern Arglist, auch der Klugheit.

*) Als Zweck! Selbst die Beförderung des fremden Wohls ist nicht schlechthin gut: sie erscheint nur im Gegensatze mit den Forderungen des Eigennutzes so vorzüglich schön; und da sie als Objekt unserer Pflicht im Verkehre mit Andern besonders hervorsticht, so nimmt sie leicht an dem Prädikate des absoluten Zwecks Theil. Aber es giebt Fälle, wo es Pflicht ist — nicht wohlzuthun. Die „Glückseligkeit" aber ist auch in dem Andern erst eine Folge seiner Tugend.

Indem die Weisheit in das wirkliche Leben eingreift, und auf die äußern Verhältnisse achtet, ist sie Klugheit. Sie ist sittliche Klugheit, indem sie aus einem Willen hervorgeht, welcher das Gesetz der moralischen Vernunft, aus Achtung für dasselbe, trotz dem lockenden Rufe des Eigennutzes zum Gegentheil in seine Maxime aufnahm, und dann auch jede andere Kraft, vornehmlich den Verstand in jedem seiner empirischen Zweige, zur Realisirung dieses heiligen Gesetzes in und außer sich anwendet.

Es ist die Lebensweisheit, welche den Wohldenkenden dahin leitet, daß er nicht nur im Genusse sich mäßigt, sondern auch von dem physischen Genusse immer wiederum einen moralischen Gebrauch macht: gestärkt und erquickt von demselben, schreitet er nun auf dem Pfade der Tugend wieder desto muthiger fort; und er wandelt auf diesem Pfade, indem er alles, was in den engern oder weitern Kreis seines Berufs eintritt, moralisch bearbeitet.

Sie, die Lebensweisheit, ist es, welche den Genuß nach Maßgabe der übrigen Verhältnisse,

des Temperaments, der Konstitution, der äußern Lage, Beschwerden u. s. f. bald einschränkt' bald erweitert, je nachdem sie zum Behufe des moralischen Zwecks die Einschränkung oder die Erweiterung tauglich findet. Und es fehlt so viel, daß sie dem Menschen auch von dieser Seite an Wohlseyn etwas entzöge, daß sie ihm vielmehr (insoweit) den Genuß des Physischangenehmen selbst gebietet, und die wohlthuende Empfindung in dem Maße verstärkt, als sie dieselbe bey der schönen religiösen Tendenz, die sich innerlich mit ihr vereint, durch das Gefühl der Dankbarkeit zugleich veredelt.

Ja, wiewohl sie den Sinn immer mehr für höhere Vergnügen läutert; so nimmt dennoch hier jeder physische Genuß insofern an dem Prädikate der Glückseligkeit Theil, als mit dem Genusse das Bewußtseyn verknüpft ist: daß man sich durch sein vorhergehendes Betragen desselben nicht unwürdig gemacht hat. Auch dieses Bewußtseyn erhöht und verstärkt die angenehme Empfindung. Und hat nun auch jemand von irgend einer Gattung des physischen Vergnügens (des sinnlichen, ästhetischen und intellektuellen)

mehr genossen, mehr Freude und Wohlseyn erhalten, als er, nach dem Ausspruche eines zartern Gewissens, bisher verdient hatte: so wird sich nun um so mehr der edle Trieb in ihm regen, jetzt durch verstärckte moralische Thätigkeit in seinem Kreise sich des erhaltenen Glücks würdig zu machen. So schön und so innig verwebt sich das Sittliche, vermöge der menschlichen Natur, in das Physische!

Auf gleiche Art schützt die sittliche Klugheit gegen „die Uebel im menschlichen Leben," während sie ihr Auge unverrückt auf das Gute, Moralische heftet, und insofern nur dieses sucht und bezielt.

War das Uebel — nicht ganz unverschuldet, so findet die Lebensweisheit in dem bestrafenden Gefühle desselben einen schönen Antrieb zum Bessern; und mit dem Vorsatze dazu kam auch schon heilende Kraft in die Seele.

Auch inwiefern das Uebel unverschuldet und ganz unvermeidlich ist, weiß sie demselben eine annehmliche, für den moralischen Zweck

brauchbare Seite abzugewinnen: bey der Aussicht und dem heitern Blick in eine Zukunft, wo jede Dissonanz sich vermittelst einer sittlich regierenden Allmacht in Harmonie auflösen wird. Nun erscheint ihr das Leiden als eine schöne, höhere Prüfung.

Und diese Aussicht in eine moralische Weltordnung ist ihr, mittelbar, eben so nothwendig und natürlich, als ihre Achtung für das moralische Gesetz: nicht wegen dieses einzelnen Menschen, sondern wegen des Ganzen, inwiefern es unter jenem Gesetze steht; und für den Einzelnen nur insofern, als er ein Theil des (moralischen) Ganzen ist, und nach dem Ausspruche der sittlich richtenden Vernunft eines bessern Looses würdig befunden wird. *) Nun geht ihr über die Schicksale

*) Jedoch es giebt Fälle, wo es auch dem Bessern schwer wird, den Blick gehörig in die Zukunft hinaus zu richten: indem er den Begriff der Zurechnung schon auf die Gegenwart (völlig) anwendet, mag selbst dieser seinen Kopf verwirren. So erging es erst kürzlich einem edeln jungen Manne, dem eine schwarze, finstre Cabale den Lohn seiner Arbeiten und ein nahes Glück

der Menschheit immer mehr ein erfreuendes Licht auf; und da sie vermöge dieser Reflexion *jeden Einzelnen schon als gut* voraussetzt, so ist hiermit der reine Begriff der Sittlichkeit auf einer Seite, und auf der andern die sittliche Handlungsweise sehr wohl vereinbar. Es ist nur der reflexe Stral des Einen Moralischen, welcher hiebey in die Seele des Wohldenkenden fällt. —

Gegen *vermeidliche* Uebel gewährt eben die moralische Lebensklugheit eine Schutzwehr, die sich, zumal von solcher Stärke und Dauer, nur der Weisheit ergiebt. Denn,

zweymal entriß. Er hatte so viele Kraft, so viele Zeit und Mühe aufgewandt, er hatte es mit der Menschheit, mit dem Fürsten, mit dem Vaterlande so gut gemeint: und nun dieses Schicksal! Nun ergriff ihn der finstere Gedanke: „*er müsse wohl ein großer Verbrecher seyn, gegen den Staat, den Fürsten . . . ; sonst könnte wohl unmöglich ein solches Schicksal ihn treffen!*“ Und er that sodann Schritte, die nur der „Wahnsinn“ thun konnte, indem er z. B. selbst bey dem Polizeyamt sich stellte, und seine Arretirung verlangte. Aber es war rührend zu sehen, wie noch sein *Wahnsinn* Spuren

1) sie entfernt alle die Leiden, die eine unmoralische Handlungsweise trotz aller Klugheit öfters und zwar, über kurz oder lange, auf mehrern Seiten herbeyzieht; und

2) sie giebt auch gegen zufällige Uebel mancherley Maximen und Lebensregeln an die Hand: solche Regeln und Maximen, welche dem Menschen auch in physischer Hinsicht ein froheres Daseyn gewähren, ob sie gleich eigentlich auf den moralischen Zweck berechnet sind; sofern nämlich ein ungünstiger Stand im Aeußern, ein Mißgriff im Stoffe bey aller Güte des Willens, eine körperliche Schwäche oder der Mangel an Vorbereitung,

seiner schönen Seele, seiner Redlichkeit, seines geraden, ruhigen und frommen Geistes an sich trug. O Du Edler, Unvergeßlicher, möge Dein richtiger Sinn, Dein gesunder Verstand wiederkehren!! — Darf ich hier die Freude nennen, die mein Innerstes durchdrang, als ich von dem würdigen Bruder des Unglücklichen (einige Wochen, nachdem diese Anmerkung geschrieben war, und beynahe ein Jahr nach dem Ausbruche jener schrecklichen Gemüthskrankheit) die Nachricht empfing: Mein lieber Bruder ist wieder ganz gesund; und ich habe nun gute Hoffnung, ihn bald als Landbeamten oder bey einem Collegium in . . . . . angestellt zu sehen."

dem moralischen Zweck' Eintrag thun kann. Selbst über den Besitz und Genuß des Physischen verbreitet das moralische einen höhern Reiz, gerade wie es, ist je unser Inneres davon belebt, die Natur um uns her verschönert, und in ihren furchtbaren Gestalten uns das Erhabene zeigt.

So trefflich leitet uns die moralische Klugheit auf dem Wege des Lebens! Sie heilt, sie mildert, oder entfernt die Uebel; wofern sie nicht etwa freywillig, hier und da, eines übernimmt oder herbeyführt, um die Tugendkraft, besonders im frühern Alter, zu üben und zu stärken.

Doch wer da im ächten, moralischen Geiste ein solches Uebel (eine Beschwerde) über sich nimmt und trägt: der fühlt jetzt die Last schon weniger drückend — zum Beweise, wie viel die moralische Kraft über die physische vermag; — und künftig, früher oder später, wird ihm der gegenwärtige Schmerz durch eine edlere, wiewohl im großen Zusammenhange der Dinge ganz natürliche, Freude eben so reichlich als schön vergolten.

Auch in der Verbindung und im Widerstreite mit Andern führt uns die moralische Lebensklugheit den sichersten Weg.

Wer ihr folget, der geräth schon weit seltener mit Andern in Widerstreit. Sie eröffnet ihm selbst an fremdem Wohl eine neue, eigenthümliche Quelle des Vergnügens. Und für das Verkehr mit Andern gewährt sie ihm auch alle die Unterstützung, die sonst Menschenkenntniß, Vorsicht, Behutsamkeit u. s. w. verschaffen können.

Je einfacher der Zweck ist, auf welchen die Lebensweisheit hinzielt, und je weniger sie mit dem verwickelten Interesse, mit den mancherley Planen sich befaßt, wodurch die eigennützige Klugheit so oft zerstreut wird: desto mehr ist sie im Stande, auch die Menschen — das Uebrige gleich gesetzt — schärfer zu beobachten, und sich treffende Maximen für die Behandlung derselben zu bilden. Wenn der schöne Trieb, von dem Andern eher das Gute zu denken, den Rechtschaffenen leichter irre führt; so schärft ihm hinwieder eben seine moralische Stimmung den Blick.

Zwar

Zwar sucht die Lebensweisheit nicht, gleich der unsittlichen Klugheit, auf die Neigungen Anderer zu wirken, um sie für einen individuellen Zweck zu gewinnen: *) ihr Zweck ist die Sache aller Menschen; und sie lenkt mittelbar selbst die Folgen böser Handlungen, die sie nicht hindern konnte, noch so viel möglich zum Behufe desselben.

Allein sie ergreift doch eben darum jedes erlaubte und der menschlichen Natur angemessene Mittel, um das Herz und die Thätigkeit Anderer für ihren (sittlichen) Zweck zu gewinnen. Indem sie dafür selbst auf die Neigungen wirkt; indem sie zugleich, so viel möglich, jeden Funken des

*) Schade, daß in den bekannten Schriften von Weißhaupt, Knigge, Campe u. a. (z. B. in C.'s Theophron, in K.'s Buch über den Umgang mit Menschen, und in W.'s Apologie der Uebel und des Mißvergnügens) dem sophistischen Begriffe und der eigennützigen Tendenz nicht hinlänglich vorgebeugt ist! Aber es scheint nicht, daß die bloße Empirie, wie verständig sie auch seyn mag, demselben vorbeugen könne. Es wird ein tieferer Grund, ein reineres Princip erfordert.

Bessern weckt, verschönert sie das äußere Leben in dem Grade, als sie, eben durch ein Wirken dieser Art, auch zum Vergnügen und zur Veredlung Anderer beyträgt.

Aus dem bisher Gesagten ist nun klar, welcher Freude, welchem Glück und Wohlseyn das Prädikat des wahren zukomme. Geht man vom theoretischen Standpunkte aus, so gebührt jeder Empfindung, die wirklich (in diesem Momente) wohlthut, das Prädikat der wahren Freude, des wahren Vergnügens u. s. w. Ohne den gesunden Verstand zu beleidigen, kann man ihr dasselbe gar nicht absprechen. Allein aus dem höhern menschlichen Standpunkte betrachtet, erscheint nur dasjenige Wohlseyn als wahr, das sich zugleich als Folge oder als Mittel der Sittlichkeit darstellt. Der Lüstling, der von jenem Gesichtspunkte ausgeht, ist daraus unwiderlegbar. Und nur, wer ihm das Wahre an seiner Ansicht ausdrücklich zugiebt, mag dann, wenigstens leichter, eine höhere und mehrumfassende Ansicht geltend machen. Aber es scheint in keinem Falle räthlich, daß man die beyden Gesichtspunkte miteinander vermische.

Dieselbe Bewandtniß hat es mit dem, was man Glück nennt. Von einem moralischen Universum ist, sofern endliche Wesen darin leben, ein physisches unzertrennlich. Daher kann auch das Glück nicht ganz daraus verbannt werden. Nur ist es dann selbst moralisch bedingt. Die Tugend, heißt es nun, macht glücklich, ja nur die Tugend schafft wahres Glück: Ausdrücke, die nicht nur in dem unbestimmtern Vortrage des Volkslehrers, oder des populären Schriftstellers, sondern auch in der Sprache manches feinern, moralischen Denkers sich finden.

Es ist die praktische Vernunft, welche den Sinn der Worte Glück und glücklich auf diese Weise bestimmt. Im deutlichern Begriffe, oder im dunklern, aber reinen und lebendigen Gefühle! Und wissenschaftlich wird der Sinn nur dadurch festgesetzt, daß der Begriff mit dem (moralischen) Gefühle sich einigt. Nur dadurch wird der edlere Wortsinn auch zum Behufe der Anwendung im Leben hinlänglich gesichert.

Freylich das Glück ist ein Kind des Zufalls, und der Begriff desselben gehört ganz in

das Reich der (physischen) Natur, so lange — der theoretische Gesichtspunkt vordringt. Allein jener höhere Standort zeigt uns das Sittliche in seinem allbestimmenden Einfluß auf die Natur. Man kann diesen Standort verkennen; man kann selbst das Moralische wieder einseitig fassen, indem man es bloß auf die Pflicht des Menschen bezieht: beydes führt irre. Der Materialismus greift den Adel der menschlichen Natur unmittelbar an; aber der Stoicismus thut der guten Sache mittelbar Eintrag. —

Wer nun gerade den moralisch bestimmten Sinn von Glück und glücklich im Auge hat, dem mag es widrig und sogar empörend vorkommen, wenn jemand in den — Armen einer Phryne glücklich *) genannt wird. Man kennt die Ausdrücke: „er ward glücklich; sie hat ihn glücklich gemacht; es ist nicht meine Schuld, wenn Sie nicht glücklich wurden" u. s. w. Und wer hat nie von einer „süßen oder galanten Sünde"

*) Oder gar — selig! Es giebt einen Mißbrauch der Worte, welcher in die Sache und in das Wohl der Menschheit tief eingreift.

schwatzen gehört? Hierbey drang wohl jener moralische Begriff nicht vor! Aber man dürfte fragen: ob jemand, wie er auch heisse, den Namen eines wahrhaft gebildeten Mannes verdiene, wenn ihm derselbe nicht immer (mehr oder weniger deutlich) vorschwebt?

Wahr ist es: der Zufall spielt im Felde der Galanterie eine besondre Rolle; und was zum Glücke gehört, indem man zunächst vom physischen Standpunkte ausgeht, wird dort vornehmlich geltend. — Auch ist ein Glück dieser Art zu dem Grobsinnlichen, worauf man es eigentlich anlegt, sehr passend. Und die Benennung hat überdieß noch den mildernden Schein der Wohlanständigkeit. Aber welch' ein Glück! Wie viel edler tönt im Sinne jedes Unverdorbnen das Familienglück, die häusliche Glückseligkeit u. dgl.!

Indeß liegt wirklich in dem Worte Glück ein eigner Zauber, besonders da, wo die raffinirende Kultur vorherrscht; und es scheint die Sache jedes Wohldenkenden zu seyn, das Gewebe von Sophisterey, womit sich dasselbe so gerne umspinnt, zu

zerreissen. Auch von dem Glücke müssen wir allmählig einen höhern Begriff verbreiten: nur im Schooße der Sittlichkeit gedeiht das Glück der Menschheit. Die innere, ursprüngliche Seligkeit wird hierbey, wie man sieht, vorausgesetzt; und Glück ist dann mit Glückseligkeit gleichbedeutend.

Wohl! in Beziehung auf die Begebenheiten und Veränderungen der äußern Natur können wir den physischen Begriff von „Glück und glücklich" anwenden. Der gesunde Verstand selbst verweis't uns hier an den physischen Standpunkt. Allein beziehen wir dieselben auf den Zustand des Menschen, so muß unser Begriff von Glück und Unglück immer zugleich moralisch geordnet seyn. Die sittliche Beschaffenheit des Menschen, der gegenwärtige Grad seiner Würdigkeit und das Medium (die Vermittlung) seiner weitern, moralischen Thätigkeit müssen dabey in Betrachtung kommen. Ja, der moralische Begriff muß auch hier den physischen gleichsam verschlingen, so wie alles Physische dem Sittlichen untergeordnet erscheint. Ein großes Glück kann dem-

nach ein großes Unglück seyn, und umgekehrt. Wie treffend sagt auch hierin die Erfahrung dem Begriffe der Vernunft zu, wenn gleich nur diese uns Gewißheit und einen festen Stand gewährt! —

Aber nur als Folge, nicht als Grund der Sittlichkeit stellt sich dann zugleich das wahre Glück dar. Wer das „Glück“ wie Lafontaine im Flaming*), als „Beweggrund des

*) B. 4. S. 317. u. folg. (der 2t. Originalausg.) In der Erörterung S. 29 bis 33. ist — alles vermischt. Ganz anders erscheint bey ihm das Sittliche in der Anwendung oder in der praktischen Darstellung. Man denke hier an seine moralischen Gemählde, an so manche schöne Züge, besonders in den Familiengeschichten: wie entsprechen sie dem reinen Begriffe (und Princip) der Sittlichkeit! wie erquicken sie jedes bessere Herz! Kein Gedanke an das eigene Wohl, nur der Blick auf das Gute und Edle, nur die Achtung für das heilige Gesetz steht hier vor jedem theilnehmenden Geiste. Wünschte man in den Schilderungen der Liebe hier und da noch mehr sittliches Zartgefühl und besonders in Absicht einer reinen, natürlichen, aber heili-

Handelns" darstellt; dem kann es wohl begegnen, daß er selbst, da oder dort, die eigennützige Tendenz des Zeitalters, d. h. der großen Mehrheit unserer Halbgebildeten, nährt oder begünstigt, und besonders dem gewandtern Sophisten, dem feinern Lüstlinge u. s. w. eine neue Blöße giebt. — Nicht dem Beobachter im engen Bezirke der Ge-

gen Aeußerung der Liebe etwas mehr Oekonomie: warum sollten wir das von einem Schriftsteller, wie Lafontaine, nicht erwarten dürfen, zumal da seine Schriften so manche neue Auflage erleben, und da uns von den besten seiner Werke wohl noch eine Ausgabe von der letzten Hand bevorsteht. — Im Herrmann Lange erscheint das Sittliche auch in der Theorie, im Begriffe schon reiner, soweit dieser in Schriften solcher Art Platz finden darf. Ja, ich gestehe frey, daß ich in dieser Schrift mehr Funken des ächten, philosophischen Geistes fand, als in manchen gepriesenen Produkten aus den neuern Schulen der Philosophie. Treffend ist vornehmlich die Art, wie er in dem, was im 2. B. über Erziehung vorkommt, den Werth des Intellektuellen als solchen und den Einfluß der theoretischen Formeln, der metaphysischen Begriffe (aus der Leibnitzisch-Wolfischen Philosophie) ansieht und würdigt.

genwart, nur dem moralischen Denker auf dem höhern Standpunkte, der Gegenwart und Zukunft umfaßt, schwebt das Glück (so wie die Freude) im schönen, unzertrennlichen Bunde mit der Tugend vor. Doch einzelne Spuren davon mag schon jener auffinden: sehr wohl vereinigt sich der eine mit dem andern. Und nochmal: nicht in der moralischen Linie des Handelns, sondern auf dem Standpunkte des wissenschaftlichen Denkens ist die Glückseligkeit Objekt des Geistes: unter dem allgemeinen Begriffe der Würdigkeit kommt sie ihm vor; und der Gute, der Weise, jeder, dem der schöne Name zukömmt, wird von der lebendigen Achtung für das höhere, moralische Gesetz, oder was hiermit innerlich Eins ist, von der Verehrung gegen den Willen des Heiligen, von der Liebe und folglich von dem edeln Triebe eines reinen und freudigen Gehorsams, kurz, vom sittlichen Geiste belebt.

Bey dieser Richtung des Willens, im Lande der Sittlichkeit, findet sich dann der ächte, der schöne und dauerhafte Genuß. Hier blüht die Freude des Lebens. Segnend geht sie von einem Höchsten, Unendlichen aus, und freund-

lich umschlingt sie das Ganze. Hier findet sich der schöne Genuß der Natur und, im innern Bunde mit ihr, der Kunst. Hier besonders der edle Genuß im Familienkreise, und dann, im weitern Bezirke der Einen großen Familie, die Freude des Wohlthuns, der Sympathie, des Wohlwollens, der Liebe, der Freundschaft, der Geselligkeit . . . . Erscheint unter den Rosen ein Dorn: er fällt bald ab, und herrlicher blüht die Rose empor. Und so wie dieser Genuß theils moralisch bedingt ist, theils aus der moralischen Quelle unmittelbar fließt: so wirkt er immer wiederum stärkend auf die moralische Triebfeder ein. Die Gesinnung dauert fort, die sittliche Kraft handelt, während die Freude mit neuer Stärke und Schönheit aufblüht. Dieß ist die Laufbahn, dieß der Zusammenhang in einer endlosen Sphäre. So erscheinen dann Sittlichkeit und Seligkeit, Tugend und Glück unzertrennlich vereint — im moralischen Universum!

* * *

Eben ward ich mit einer Schrift bekannt, welche zu dem, was bisher über das Verhältniß der intellektuellen und der verfeinernden Kultur zur moralischen gesagt worden ist, ein treffendes Belege, einen sprechenden Thatbeweis liefert: „Memoires secrets sur la Russie, 1800.“ Der ungenannte Verfasser lebte selbst 10 Jahre in Rußland, unter der berühmten und glänzenden Regierung einer in so mancher Hinsicht ausgezeichneten Frau. Er stand in Verhältnissen, wo ihm die (historische) Wahrheit bekannt werden konnte; und seine Schrift trägt das unverkennbare Gepräge der Wahrhaftigkeit an sich: dieser ruhige Blick, diese Billigkeit, dieses offene Anerkennen jeder bessern That thun dem Leser innig wohl, und bürgen ihm, da eben der Name des Verfassers nicht genannt werden sollte, für die Wahrheit seiner Darstellung.

Hier nun, im 1. Bande seines Werks, liefert er ein Gemählde, worin es an einem auffallenden Beyspiele recht sichtbar wird:

a) wie die schönsten Gaben der Natur ohne die moralische Tendenz des Geistes allmählig dahin sinken, und zugleich, so lange sie wirken, sich immer zerstörender äußern;

b) wie im Ganzen nur eine unruhige, Alles anfangende und Nichts vollendende, Thätigkeit dadurch entsteht: ein ewiges Umhertreiben der Leidenschaft bey dem Gefühle von innerer Kraft;

c) wie ungeachtet so mancher einzelnen schönen und großen That, die vorherging oder auch späterhin noch zum Vorscheine kam, am Ende nur ein — Bruchstück erscheint *);

*) Doch, wer vorzüglich diese einzelnen Thaten ins Auge faßt, sie lange und fast ausschließend betrachtet, und sein Herz oder seine Phantasie an dem geliebten Bilde jener Heldin öfters erwärmt hat; der mag dann, wie Hippel in seinem Vermächtnisse, noch spät mit Wärme ausrufen: „Große, „und ich setze mit Wahrheit hinzu, gute Frau! — „Du hast nicht unmittelbar Schuld am Tode dei„nes Gemahls, gewiß nicht; und wenn es nach „deinen menschenfreundlichen, mütterlichen, edeln „Gesinnungen ginge: wie glücklich wäre dein Reich, „und wie glücklich die Welt!“ Aus Schlichte-

d) wie der Ehrgeiz und die Herrschsucht wohl einzelne, legale, wohlthätige und beglückende Handlungen hervorbringen kann, aber so unvollkommen auch dem Stoffe nach! — wie hingegen die schlimmen, zerstörenden Wirkungen (so weit das Wohl oder die Bildung der Menschheit von dem Einflusse dieses Menschen abhing) im Ganzen weit überwiegen;

e) wie die unmoralische Denkungsart trotz aller Politik hier und da in freye, alle öffentliche Moral aufhebende, Maximen ausbricht *), oder, was ein öffentliches Gesetz verbietet, die H— rerey zu einer —

groll's Nekrolog für 1797, B. 1. S. 141. Man sieht, es ist (in jener Hinsicht) human, wiewohl es, historisch und aus dem höhern menschlichen Standpunkte betrachtet, nicht ganz wahr ist.

*) S'il est pauvre, c'est de sa faute: il a eu longtemps un regiment", sagte die Kaiserin von einem Offizier, den man ihr empfohlen, und der sich als Oberster — auf keinem Nebenwege bereichert hatte. „Le vol (es werden davon, in Militair- und Civilämtern, empörende Beyspiele angeführt) etoit donc permis, et la probité une sottise!" setzte der ungenannte Verfasser bey.

Hofcharge (und „den Mörder des Gemahls“ zu einem der ersten Günstlinge) erhebt;

f) wie die feine Sitte, Artigkeit, Grazie, Humanität u. s. w. bey aller Gewandtheit im Aeußern und trotz dem Vortheile, den eine glückliche Erziehung gewährt, erst unmerklich, aber zuletzt auffallend und schauerlich dahin schwindet;

g) wie trotz der feinern Verstellung der innere Charakter sich allmählig im Aeußern abdrückt, und dem Gesichte etwas „Falsches und Widerliches“ das keine Kunst mehr verwischen kann, einprägt: einem Gesichte, und besonders einem Mund und Auge, welche die Natur selbst zur Aufrichtigkeit, zur Anmuth und Grazie gebildet hatte;

h) wie fürchterlich die Wollust in ihrem Fortschritte sich äußert; wie sie, erst mit den weichern Gefühlen und selbst mit der Humanität scheinbar verwandt, bald in offenbarer Verwandschaft mit der Grausamkeit und mit dem Wohlgefallen an blutigen Scenen, selbst in Gemählden und Kupferstichen, erscheint; wie schrecklich dann der Mensch, getrieben von der Lust und von der eisernen Macht einer langen Ge-

wohnheit, allmählig versinkt: wie er versinkt im Sumpfe der Wollust, selbst in dem, was unnatülich ist. . . . . ., wie jede schönere Form, und selbst alle Ueberfeinerung wegfällt, und zuletzt nur mehr der wildeste, roheste Stoff zurückbleibt; —

i) wie alverwüstend ein solches Beyspiel, zumal früherhin im Glanze der Schönheit und der Verfeinerung, von dem erhabenen Posten aus auf die nächsten Kreise und mittelbar auf die übrigen wirkt; —

k) welche sonderbare Erscheinungen die unsittliche Triebfeder bey einem großen Talente und bey so mancher schönen Anlage der Natur hervorbringt: in welche Widersprüche nun der Mensch sich verwickelt, wie er zwischen Aufklärung und Verfinsterung, zwischen Großmuth und Härte, zwischen Festigkeit und kleinlichem Argwohn hin und her schwankt *);

*) Man weiß, daß die Schülerin des Unglaubens, die Freundin Voltaire's und Diderot's, geschreckt durch die französische Revolution sich mit den Helden des andern Extrems verband. Aber schön, selbst noch aus dieser Epoche, ist folgender

l) wie endlich der unbändige Ehrgeiz und die Herrschsucht sich in Plane verstrickt, deren Mißlingen Gram und tiefen, selbst am Keime des Lebens fressenden Unwillen erzeugt; wie unter dem wilden Feuer der Selbsucht jede Freude des Lebens vertrocknet; wie Unzufriedenheit, Mißmuth und Düstersinn überwiegen, und der Mensch — von solchen Anlagen und solchem Glücke — mit

dem

Zug. Die (alte) Regierung zu Bern hatte sich gegen den berühmten La Harpe, damals Major in Rußischen Diensten und Erzieher der jungen Großfürsten, bey der Kaiserin beschwert, und ihn, wegen seiner Verbindung mit der französischen Schweiz, als einen Jakobiner denuncirt. Die Kaiserin ließ ihn kommen. La Harpe vertheidigte sich eben so freymüthig als schön; und nun sagte ihm die außerordentliche Frau (so aufgebracht sie Anfangs gegen den „Jakobiner" war): „Monsieur, soyez Jacobin, republicain, tout ce que „vous voudrez; je vous crois honnete-„homme: cela me suffit. Restez aupres de „mes petit-fils, conservez toute ma confiance, et „donnez-leur vos soins avec votre zele accou-„tumé". Tom. 2. p. 162.

dem schrecklichen, weitschallenden Schrey der Angst und des Jammers dahin stirbt!

Welch ein Beyspiel für die Nachwelt, für die Menschheit!! *)

Beynahe zugleich mit diesen Memoires — und nachdem das Obige in Absicht der wahren Größe einer Frau, einer Regentin bereits geschrieben war — erhielt ich ein deutsches Werk, worin Katharina II. in einem weit schönern Lichte aufgeführt wird: „Geist und Charakter

*) Aber nochmal: es thut wohl, wenn man auf die schönere Seite ihres Lebens und ihrer Regierung den Blick richtet; und es ist für den Freund der Menschheit angenehm, zu sehen oder zu lesen: wie ein junger hoffnungsvoller Regent sich (in dieser Hinsicht) auf sie und ihre Regierung beruft. Denn gewiß, sie hatte auch eigne Verdienste um die Kultur ihres Volkes und (mittelbar) um die Menschheit. Freylich, die Gerechtigkeit spricht ihr Urtheil unerbittlich über den Willen des Einzelnen und seine Thaten: aber die Humanität fordert auch hierbey einen schönen Rückblick auf seine Lage. — Möge dereinst „Adrastea" durch den Mund eines Herder's über Katharina II. wie über Ludwig XIV. richten!

des achtzehnten Jahrhunderts" rc. von Dr. Jenisch. Hier, im 3. Th. dieses reichhaltigen Werks, oder in der „Cultur-Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts" heißt es S. 208: „Catharina ist eine große Frau, eine große Regentin, im ächten Sinne des Alterthums: ein kategorisches Moralsystem mag immerhin viel an ihr zu rügen finden."

Dieses Urtheil bildet, wie man sieht, keinen geringen Kontrast mit dem vorhergehenden, oder mit dem, welches aus den angeführten Datis sowohl als dem aufgestellten Begriffe des Großen von selbst hervorgeht. Auf welcher Seite die Wahrheit sich finde? Hierüber mag der prüfende Geist, oder das zartere Gefühl des Lesers entscheiden! Aber eine Bemerkung, die sich mir bey dem „kategorischen Moralsystem" zudrängt, kann ich nicht abweisen. Kategorisch? Sehr geschickt, die reine Moral, oder besser: die Moral ohne Beynamen, d. h. zuförderst, die richtige Kenntniß von dem Einen, was gut ist, in den Augen unserer raffinirenden Halbdenker herabzusetzen, oder gar lächerlich zu machen! We-

nigstens kann das Wort leicht einen Schatten auf die Moral selbst werfen, zumal da, wo theils der Buchstabe, das Formelnwerk gewisser Kantianer, theils der unreine Spott gewisser Empiriker dem „kategorischen Imperativ" bereits eine Brandmarke aufgedrückt hat. Dieser Spott drängte sich ja, selbst im Kleide des Romans, ins größere Publikum vor! Und er traf nicht allein, wie billig, den Unfug, der hin und wieder mit dem Worte getrieben ward: er traf öfters auch die Sache. „Aber taugt nun das Wort nicht eben daher dem Schriftsteller als Würze oder — als ein pikantes Beywort?" Es sey! Aber welcher Schriftsteller möchte auf Kosten der Wahrheit, der Sittlichkeit glänzen? — Es giebt eine Politik, der ein solches Wort sehr willkommen seyn mag, um sich von aller Moral loszubinden, oder auf Kosten der Moralität ihre Streiche zu beschönigen. Eine „kategorische Moral:" wie könnte sie mit der Politik, oder diese mit ihr bestehen! Und der kategorische Imperativ, d. h. die Stimme des absolut Guten, wodurch die moralische Vernunft sich im Gewissen ankündigt, steht allerdings mit dem Geiste des Leichtsinns und der Frivolität in einem starken Widerspruche: man könnte bey

einem großen Theile unserer Policirten auf die Dienste ihrer Phantasie und — ihrer Sinnlichkeit rechnen, um sich bey ihnen durch eine Wendung dieser Art geltend zu machen. Wahrlich, die Kunstgriffe der Schriftsteller sind nicht immer moralisch!

Doch es sey nur etwas, quod aut incuria fudit &c. die Folge eines Phantasiespiels, einer zufälligen Ideenverknüpfung, oder ein Mißgriff im Worte. Wenn es aber weiter heißt: „Man kann ihr (Catharina II.) das Recht, niemand (kann ihr) die Würde zum Thron absprechen: sie machte sich des Throns auf dem Throne selbst werth, und verdiente den durch Gewalt an sich gerissenen — durch edle Thaten;" so kann ich in dieser Aeußerung, in dieser Zusammenstellung, nur ein Spiel des Witzes mit praktischen Begriffen wahrnehmen, gerade wie man es in den Maximen und Sentiments findet, welche — als moralisch in den feinern Zirkeln zu Paris, und in so manchem gepriesenen Werke (aus Frankreich) glänzten. Sieht man sie genauer an, so ist selbst jeder praktische Begriff, jede ächtsittliche Vorstellung entflohen.

Und was soll man denken, wenn Hr. Jenisch S. 203. von der schrecklichen That Peters I. — da sein einziger Sohn, weil er dem neuen Werke der Kultur als Nachfolger gefährlich schien, auf seinem Befehl unter der Hand des Scharfrichters fiel — folgendermaßen urtheilt: „Eine feinere (?) Moralphilosopie muß diese Handlung für grausam erklären; in Peter's großen Lebensstyl ist sie selbst groß, und krönet sein erhabenes Regentenwerk." Möchte sich in einem Buche, das sonst so manches Schöne und Treffende, so manches gesunde Urtheil enthält, keine — ästhetische, oder sophistische? — Tirade dieser Art finden!

Wenn früherhin, S. 110, (in dem Abschnitte Oesterreich) eine unvergeßliche Monarchin „die Edle, die Gute und Große" genannt wird, so stimmt gewiß jeder Wohldenkende bey. Und es muß jedem bessern Herzen wohlthun, daß ihr diese Prädikate ertheilt werden, ungeachtet sie von einem Anstriche des Aberglaubens nicht frey war, *) und dann Heuch-

*) Die Folge ihrer Zeit und ihrer Lage!

lern und Pfaffen zu viel Einfluß gewährte. Welch ein Gegenbild, wenn man Maria Theresia mit Catharina II. vergleicht! Auch zeiget sich hier ein Blick in das Wesen der Aufklärung, und deren Verhältniß zur sittlichen Kultur. Catharina II. besaß offenbar ein weit größeres Maß von Aufklärung. Aber es giebt ein Wahres, daß nicht zunächst und allein davon abhängt. Ist der Irrthum, der Aberglaube u. s. w. mehr theoretisch, mehr ein Resultat äußerer Umgebungen, der frühern Erziehung und der spätern Verhältnisse: so kann die praktische Tendenz eines bessern Willens dem Schaden, dem nachtheiligen Einflusse des Irrthums, sehr oft vorbeugen, oder denselben wenigstens beschränken. Und noch ist, wie es scheint, das eigentliche Verhältniß der Aufklärung zur moralischen Kultur nicht hinlänglich erkannt, da man eben die „Bildung des Geistes, des Charakters" u. dgl. noch von jener (zunächst) ableitet.

Das schöne Beyspiel, das Maria Theresia auch als Gattin und Mutter gab, hatte gewiß in ihrer Kaiserstadt, hatte selbst auf die Kultur ihres Volkes einen wohlthätigen Einfluß. Ohne dieses

Beyspiel von Oben kann die veredelnde Bildung des Ganzen nicht wohl gedeihen. Nur wenn der holde, beglückende Genius der ehelichen Liebe den Königsthron oder den erhabenen Sitz des Fürsten sichtbar umschwebt: nur dann läßt sich dem Libertinismus in den mittlern und den untern Ständen Einhalt thun. Wohl uns! auch von dieser Seite eröffnet sich gerade jetzt der Menschheit eine schönere Aussicht. Bekannt ist das neue, gute Beyspiel in jener Kaiserstadt. — Und mit welchem Glanze stieg erst kürzlich das Gestirn der Liebe über einen Königsthron im Norden Deutschlands hervor: wer nahm an der neuen Erscheinung nicht innig Theil!! Schön und ermunternd für den Freund des Vaterlandes schwebt es nun auch über einem erhabenen Fürstenstuhle im Süden. Also gerade in den Gegenden, wo ein Beyspiel, das wahrlich auf das Ganze nicht beglückend einfließen konnte, vorhergieng! Besonders in der letztern Gegend hatte dieß schlimme Beyspiel so lange und verderblich gewirkt, mittelbar sowohl als unmittelbar, und auf so vielen Seiten: welches Verderben, welche sittliche Zerrüttung im nächsten Kreise umher.... Jedoch

nur leicht müsse unser Blick über das Vergangene hingleiten, *) und desto mehr auf der bessern Gegenwart haften! Auch der neue Kaiser

*) Nur zu leise, wie es scheint, zu entschuldigend spricht Kant von „gewissen Temperamentseigenschaften“ Friedrich Wilhelms II. (in der Vorrede zur Schrift: „Der Streit der Fakultäten;“) ja er kann damit noch „Vortrefflichkeit“ paaren. Welche Unordnung unter diesem Regimente, welche Bedrückungen auf einer Seite, und auf der andern welche Vergeudungen der Staatsgüter! (S. die Nat. Zeit. der Teutschen, Jahrg. 1800. S. 514.) Iffland in dem „Ueberblick seiner theatralischen Laufbahn“ sammelte mit liebenswürdiger Billigkeit, dankbar und schön, einige rühmliche Züge zu dem Bilde Karl Theodor's, aus dessen früherer Epoche. Aber ist es nicht traurig, daß unter dem Einflusse eines sogenannten Temperamentsfehlers die Blüthe und der Keim des Guten so auffallend dahin starb? Daher dann die bekannte „Abhängigkeit von Aberglauben und Pfafferey,“ troz dem Anstriche von ästhetischer Kultur — freylich im Kurialstyl und wohl auch im Begriffe gewisser Römlinge hieß er nun Religiosissimus Germaniæ Princeps!! — Daher am Ende die zunehmende, grenzenlose „Hab-

Alexander von Rußland giebt uns von mehrern Seiten und insbesondre von dieser eine schöne Aussicht des Bessern. Eben jene geheimen Me-

sucht," auf Kosten des Staats und zum Vortheile seiner "natürlichen" Kinder. Vergl. den N. Teutsch. Merk. J. 1800. St. 7. S. 240. Hier gilt es: De mortuis nil nisi vere! Wohl giebt es in diesem Stande der Versuchungen, der verführerischen Reize so viele: aber mit desto größerer Achtung und Freude verweilt unser Auge auf der Gegenwart, auf jenem schönen Bilde der Liebe und der ehelichen Ordnung. Und ist es nicht merkwürdig, daß sich hiemit der Geist der Aufklärung sehr wohl verträgt, da hingegen das Maitressewesen — man kennt das deutsche Wort! — sich mit dem Dämon der Verfinsterung so gern verband, oder die Absichten und Plane der Verfinsterer (der Obskuranten von jeder Art) so vorzüglich begünstigte? — Eine scheinbare Ausnahme von Seiten eines berühmten Regenten aus dem 18. Jahrhunderte darf uns hier nicht stören, denn sie ist — mehr scheinbar als wahr: wie einseitig war diese Aufklärung im Ganzen, und wie mißlingend in so manchem Versuche! Aber unter Maria Theresia ward, ungeachtet ihrer eingeschränkten Begriffe im Einzelnen, bereits ein schöner Grund zum Bessern gelegt.

moires über Rußland stellen uns von ihm, noch als Großfürsten ein liebenswürdiges Bild auf: *) im Aeußern, heißt es, in der Gesichtsbildung hat er sehr viel Aehnlichkeit mit seiner vortrefflichen Mutter Marie; und er nahm auch an ihrer geistigen Bildung, an ihrem edeln Herzen Theil.

Nur auf dem Fundamente der Sittlichkeit, nur in der schönen, moralischen Ordnung kann die Menschheit, kann jeder einzelne Mensch und jedes besondere Volk sich zur wahren und

*) „Und von Paul I.?“ Himmel! welch ein Gemählde — jedoch, die Nachwelt wird richten; und sie wird auch die einzelnen Züge von Geradheit, Biedersinn und Rechtlichkeit nicht vergessen. — Was besonders auffällt, dies ist: Paul I. hatte eine so liebenswürdige Gattin; und, wie schmerzt es, wenn man das entzückende Gemählde von ihr las, und dann erfährt, daß er dem schönen, edeln Weibe gleichwohl nicht ganz treu war! Aber mit inniger Theilnahme lies't man, welchen Beschwerden die gute Kaiserin sich unterzog, um sein Herz, seine Achtung und dadurch seine Liebe zu gewinnen oder zu erhalten, und wie ihr die schöne Absicht nicht selten gelang.

bleibenden Kultur erheben. Ein gutes (sittlich schönes) Beyspiel von Oben beschränkt zunächst äußerlich den Libertinismus und die Sophisterey: und damit ist schon viel gewonnen. Jetzt erscheint das Laster nicht mehr öffentlich geehrt; jetzt kann der glänzende Firniß um viel weniger täuschen. Selbst im Herzen manches Leichtsinnigen, aber sonst noch Unverdorbenen, wird der Funke des Bessern geweckt. Allmählig muß die Zahl der Guten sich mehren; und in jede Ader des Staates ergießt sich dann ein besseres Leben.

Wo das gute Beyspiel auf solche Weise vorherrscht, da kommen um so eher zweckmäßige Lehr- und Polizeyanstalten hinzu; da bildet sich der Fürst um so leichter selbst die edlern Werkzeuge seiner Regierung. Denn wird der Despot durch die fortschreitende Kultur beschränkt, so wirkt himwiederum der Charakter eines edeln Regenten für den Fortschritt der höhern Kultur. Und was nützen gute Gesetze und Anstalten, wenn es an tauglichen Subjekten zur Ausführung gebricht? Zur ächten Tauglichkeit aber gehört etwas mehr als Talent oder Routine. Was nützt z. B. eine

schöne, wohlorganisirte Polizey, wenn der Vorsteher, der Ober- und der Unterbeamte derselben mit dem Lustmädchen selbst geheimen Umgang pflog, wenn er von der „H—renmutter" bestochen, oder von der „H—renwirthinn" bezahlt ist? Schande einem Staat, in welchem noch Bordelle geduldet sind! Und noch mehr Schande demjenigen, in welchem sie verboten, aber darum — nicht weniger gekannt und begünstigt sind!!

Es bedarf eben keiner Keuschheitskomissionen, wie jene fromme Kaiserin sie aufstellte: es bedarf nur eines schönen, leuchtenden Beyspiels von der höchsten Stelle aus — und von Seite derjenigen, welche den nächsten Kreis um dieselbe her bilden —, einer edlern Denkart im Ganzen, und dann einer festen Polizey.

Lasset uns zu dem schönen Ziele anstreben! Das Bessere, nicht das Beste und Vollkommenste ist unsre Bestimmung. Aber indem wir jenes erreichen, werden wir auch diesem stets näher kommen. Möge nur zuförderst die beliebte Unterscheidung zwischen einer Moral des Vol-

tes und einer Moral der feinern Klassen nicht ferner gehört werden! Denn die (ächte) Moral ist Eine; und es ist hier, selbst dieser Unterscheidung zufolge, nicht von einer besondern Anwendung der Moral, sondern vom Grundbegriffe des sittlich Guten die Rede. *) Möge ferner die

*) Der raffinirende Schwätzer, welcher die Moralität für ein Attribut der Pedanterey, und die Feinheit des äußern Benehmens für ein Prädikat der höhern Bildung ausgeben mag, verdient hier keine weitere Erwähnung. Und wer von der feinen Sitte, im Vergleiche mit der Sittlichkeit, nur so leichthin sagen oder gar schreiben könnte: „moralisch kann auch der Pedant seyn, aber zu einem feinen Betragen gehört mehr!" der bewiese schon hinlänglich, daß er bisher weder den ächten Begriff der Moralität, noch die gehörige Einsicht in das Verhältniß zwischen der verfeinernden und der sittlichen Kultur erlangt hat. Es fehlte ihm selbst an feinerm Gefühle und an ächter Weltkenntniß. Wie möchte er, wenn er diese beyden besäße, den unreinen Sinn und die Sophisterey nähren? Nein, der Pedant kann nicht moralisch seyn (denn von Moralität, nicht von Legalität müssen wir hier reden). Eigensinn, Härte, Rechthaberey, eine finstre Scheu gegen die Freude, den Umgang, das

Religion nicht für eine Sache des Pöbels oder für einen Leitzaum des großen Haufens erklärt werden! Denn die (ächte) Religion ist der Moral innerlich verwandt, und — eine Sache aller Menschen.

Daß diejenigen, welche der Glanz der Souverainität (von dem höchsten Punkte aus) zunächst bestralt, mit dem Bilde der Sittlichkeit und besonders jener schönen, beglückenden Ordnung in Absicht der Liebe vorleuchten: dieß ist in

(schönere) gesellschaftliche Leben, u. s. w., folglich mehr oder weniger Einfluß der Leidenschaft und der eigennützigen Tendenz: dieß bildet den Charakter des Pedanten. Also damit ist die Moralität in diesem schärfern Sinne des Wortes, unvereinbar. Denn Humanität bleibt die unzertrennliche Gefährtin der Sittlichkeit im Kreise der Menschheit. Aber es ist nicht alles Pedant, was der überfeinerte Weltling mit diesem Namen bezeichnet. Und der Mann von dem zartern moralischen Sinne hat auch dann, wenn es ihm aus Mangel an früherer Anleitung hier und da im Aeußern fehlt, vor dem feinern, aber leidenschaftlichen (und in den einzelnen Ausbrüchen seiner Leidenschaft wohl auch plumpern,) Weltlinge

einem wohlgeordneten Staate von sehr großer Wichtigkeit. Die Begriffe des Volkes werden verkehrt, selbst dessen moralischer Sinn wird vergiftet, wenn das Laster, wenn die gröbere oder feinere Ausschweifung in diesem Abglanze der *Macht* und des *Ansehens* (in der Glorie des Verdienstes!) öffentlich auftritt. Welch ein Zunder für die Sinnlichkeit, welch ein Sporn für den regen Trieb zur Nachahmung!! — Dazu kommt, daß eben die *Wollust*, erst dem Scheine nach so unschuldig, aber in ihrem Fortschritte so zerstörend, be-

einen offenbaren Vorzug. Zumal in der Folge wird dieser Vorzug allen Bessern stets fühlbarer. In einem Lande, wo noch eine grosse Masse von *Rohheit* sich findet, und besonders an *Universitäten*, wo *das burschikose Wesen* noch herrscht, ist allerdings auch die Verfeinerung des Aeußern von großem Werthe. Aber es ist, denke ich, aus dem Obigen klar, *wie viel dazu gehöre, daß die verfeinernde Kultur ächten und bleibenden Werth habe*. Schön und achtungswerth ist es übrigens, wenn der Professor, selbst (hin und wieder) an einem anständigen Orte des Vergnügens und der Erholung, auch von dieser Seite auf die Bildung der akademischen Jünglinge wirkt.

sonders im Herzen des Geschäftsmanns, des Staatsmanns, des Politikers u. s. w. die unsittliche Tendenz überhaupt mächtig verstärkt. Wie die freye, unordentliche Lust sich vornehmlich mit dem Ehrgeize, der politischen Ränkesucht und dem kleinlichsten Eigennutz paare: dieß hat besonders das aufgeklärtere achtzehnte Jahrhundert gelehrt. Es ist Thatsache: das größere Licht, die geübtere Denkkraft, die wissenschaftliche Einsicht und die Gabe des Vortrags mußten nur zu oft der Cabale, der Chikane, der Intrigüe, oder mit Einem (deutschen) Worte, der Ränkesucht dienen. Und ergriff der Eigennutz die Beförderung des Lichtes und der wissenschaftlichen Kultur, weil er darin ein Mittel zu seinem Privatzweck erblickte; so schwang er sich auf die Seite des Obskuratismus, so bald ihm dieser einen lockendern Reiz darbot, z. B. nach dem Ausbruche der großen Revolution. Auch ist die Aufklärung mit dem unreinen Wandel, mit dem Getriebe des Eigennutzes in jeder Gestalt unverträglich. Je reiner das Licht ist, desto mehr beleuchtet es die Thaten des Ehrgeizigen, des Habsüchtigen, des Wollüstlings u. s. w. Aechte Moral, reine Philosophie verträgt

trägt sich am wenigsten mit der Maxime eines Staatshelden von dieser Art. Nun entschließt er sich aus Grundsätzen (planmäßig) zur Verfinsterung. Und nun zeige man ihm, wie die Unsittlichkeit aus Mangel an zweckmäßigen Anstalten zunehme, welches Verderben sie anrichte: das ist eine Kleinigkeit — Bagatelle — in seinen Augen. Er müßte ja, wenn ihm das etwas gälte, zuförderst sich anklagen; und geht die Unordnung im Großen zuweit: hat man nicht Kerker und.....? Man sage ihm, wie die Ehelosigkeit einreisse, wie die Sucht nach Genuß allmählig jeden Keim des Bessern zerstöre, jede Stütze der häuslichen und der öffentlichen Glückseligkeit untergrabe, und, welches Unheil insbesondre der Cölibat der Geistlichen erzeuge, veranlasse und bewirke: er findet das Alles keiner Achtung und keiner Rücksicht werth: er lacht darüber, oder behandelt es als etwas, das ganz außer seinem Kreise liegt. Strenge Gesetze — der Denkkraft, aber Freyheit der Libertinage! Das ist die Losung. Und spricht man ihm gar von einem heiligen Rechte der Menschheit, so klingt dieß wie Spott in seinen Ohren. Aber wenn ihm irgend ein Halbden-

ker seine empirischen, aus der Finanzquelle oder sonst aus einer individuellen Rücksicht geschöpften, Gründe darbringt, wenn er in den Deklamationen des Sophisten das Schreckenswort „Unordnung, Unruhe" u. d. gl. vernimmt; wenn dieser ihm vorschwatzt von den „mißlichen Folgen, die gewiß entstehen würden," wofern man da oder dort, eine bessere Einrichtung träfe, z. B. jenes ungerechte und widernatürliche Gesetz — mit Klugheit und Muth — aufhöbe, oder dessen Aufhebung unterstützte: dann ist er ganz Ohr, dann findet er Alles wichtig, wahr und begreiflich. Wohl unserm deutschen Vaterlande! schon sehen wir, in verschiedenen Theilen desselben, edlere Männer am Ruder des Staats.

Doch es ist schicklich, daß wir noch zu Rochefoucault mit ein Paar Worten zurückkehren. Noch giebt es bey ihm manche Sätze, die ähnliche Betrachtungen veranlassen könnten; und selbst die angeführten Sätze könnten uns zu mancherley Bemerkungen, in Bezug auf die Menschenkunde, die Rechtslehre u. s. w., Stoff oder Veranlassung geben.

Dahin gehört z. B. der Satz: Lobsprüche ablehnen, heißt zweymal gelobt werden wollen. Ein Ausspruch dieser Art läßt sehr leicht eine mildere, für den sittlichen Grundbegriff unschädliche, Deutung zu. Da nämlich der Ausdruck hier leicht an die Ursache erinnert, die im menschlichen Leben besonders hervorsticht; so hält man sich an diese auffallende Wahrheit, indeß man die nöthige Einschränkung wie von selbst hinzudenkt, und sogar das anstößigere „wollen" übersieht. Man weiß, wie gewöhnlich bey dem Ablehnen der Lobsprüche nur desto mehr Lob erfolgt, und — wie oft der geheime Ehrgeiz oder die versteckte Eitelkeit eben dieß beabsichtigt. Allein es kann auch erfolgen, ohne daß der Gelobte darauf sein Augenmerk richtet. Eben der schöne, einnehmende Ausdruck der wahren Bescheidenheit ist vorzüglich geschickt, das Maß zu verstärken. Und der Bescheidene muß es oft annehmen und tragen, so schwer es ihm auch fallen mag. Es ist der sittliche Begriff oder die dunklere, aber reine Empfindung der „Würdigkeit," was da zu neuem, verstärktem Lobe reizt und auffordert. Denn von solchen, die im Ernste loben, nicht von dem Spiele der feinern Heucheley ist hier die

Rede. Das letztere ist bloß eine Komödie, welche der Eigennutz auf der einen oder der andern Seite, und öfters auf beyden spielt: in den Augen des denkenden Beobachters oft eine sehr lächerliche Komödie, besonders an Höfen, oder bey solchen, die mit der äußern, feinen Sitte prunken! Wer unsre policirtern Stände einigermaßen kennt, dem mag seine Phantasie leicht eine komische Scene dieser Art vorführen. — Es fehlt indeß auch dem Bessern, der sein Lob auf jene Art, herzlich, aber stets wieder in verstärktem Maße ertheilt, an dem feinern humanen Sinne (Takte), der aus Schonung für den Andern selbst den moralischen Trieb in dieser Aeußerung hemmt, oder selbigem eine schönere Weise vorschreibt. O ein warmer, herzlicher Blick, ein biederer und inniger Händedruck, oder ein Kuß — eben nach einer schönen That, nach einer edeln Aeußerung so ganz am rechten Orte — ist dem Wohldenkenden weit angenehmer, als das schallende Lob! So etwas erquickt, und muntert zur weitern, sittlich schönen Thätigkeit auf. Und da eben das Ablehnen der Lobsprüche so leicht zu größerm Lobe versucht; da ferner das Lob, wenn es in verstärktem Maße zurückschallt, entweder ohne Noth eine lästige Em-

pfindung erregt, oder, wenn es feiner gegeben wird, jetzt vielleicht der Eitelkeit ingeheim schmeichelt, und auf den sittlichen Charakter nachtheilig einwirkt: so hat der wahrhaft bescheidene und, wie man von diesem wohl annehmen kann, zugleich weisere Mann auch eine eigne Art, die Lobsprüche abzulehnen. Seine Miene, wie sein Ton, ist gleich entscheidend. Doch ist ihm der Beyfall (und insofern das Lob) der Guten gewiß nicht gleichgültig. Aber sein Wohlgefallen daran mag sich bald mit dem schönen Gefühle des Dankes gegen eine höhere Macht, deren Werkzeug er ward, vermischen, oder in dasselbe auflösen. Um so mehr wird selbst die Stimme des Lobes, von dieser Seite her, den ächten Geist in ihm beleben. —

Von gleichem Werthe ist der bekannte Satz: „Wir nehmen fremde Eitelkeit darum so leicht übel, weil sie die unsrige beleidigt.“ Das Mißfallen an fremder Eitelkeit kann ein moralisches oder ein physisches seyn: sie kann dem feinern moralischen Sinne, wie der beleidigten Eitelkeit aufstoßen, oder widrig auffallen. Allein wer weiß nicht, wie viel

öfter der letztere Fall eintrifft! Physisch heißt nun das Mißfallen, sofern nicht der sittliche Grund es bewirkte. Denn es ist nicht das Unsittliche der Eitelkeit, was dem Eiteln daran aufstieß. Und inwiefern das Mißfallen aus dem Gegentheile des moralisches Grundes hervorging, kann es selbst unmoralisch genannt werden u. s. w. Wenn übrigens fremde Eitelkeit von dem — Eiteln sowohl als dem Bescheidenen schneller bemerkt und mißbilligt wird; so fällt sie dem erstern nur da auf, wo sein Interesse ins Spiel kommt, während der letztere sie auch dann noch bemerkt, wann sein besonderes Interesse nicht im mindesten dadurch berührt wird. Daher findet eine schöne Seele, ein edler männlicher Geist sich durch die Aeußerungen der Eitelkeit und des Ehrgeizes auf einer Seite weit seltener beleidigt: aber auf der andern treffen und verwunden eben diese viel eher sein Gemüth, seinen zartern moralischen Sinn. „Ungenießbar" erscheint ihm dann so Manches, was er gerne gleich Andern schätzen und hervorziehen möchte; ungenießbar so manches Farbenspiel des (sogenannten) höhern Lebens, der bunte Wechsel der Gesellschaften, das Leere, Fade oder Geistlose, und besonders das ewige Ge=

triebe kleinlicher Leidenschaften. Kein Wunder, wenn der Bessere in diesem Kreise nicht lange aushält, wenn er, gestört durch eine widrige Erscheinung bald von dieser bald von jener Seite, ein schöneres Bedürfniß innig fühlet! Jedoch, arbeitet er an seiner Geistesbildung redlich und muthig fort; so wird mit dem guten Willen, mit dem feinern Gefühle immer mehr die Humanität und die Weisheit sich einen. Dann wird ihm auch der Verkehr mit Menschen, und insbesondre der gesellschaftliche Umgang, noch eine bessere Seite darbieten. Er nimmt dann die Menschen, wie sie sind: nicht mit dem Auge des Gleichgültigen! Er trägt, so viel möglich, zu ihrer Verbesserung bey. Aber sein Auge blickt auch zurück auf ihre frühere Bildung, auf die Umstände, unter denen sie aufwuchsen. . . . . Und eine zartere, menschenfreundliche Schonung verbreitet über die Schwächen und selbst über manche Fehler derselben ein milderes Licht. Dazu kommt eine Art von Scharfsinn, überall das Bessere herauszufinden; und wo er mehrere schöne Punkte entdeckt, da läßt er sich durch eine schwache Seite nicht irre machen. Was Horaz von den Büchern sagte, das wendet er selbst auf die Menschen an (Ubi

plura nitent &c.). Und findet er da oder dort Einen Edeln, Vortrefflichen; so wird er um des Einen willen Vielen wiederum gut: er wandelt wiederum lieber im Kreise der Menschheit. Den regen Sinn für das Bessere mit der menschenfreundlichen Schonung gehörig zu verbinden: das ist ihm, in Hinsicht auf den Verkehr mit Andern, eine besondre Aufgabe der Weisheit! —

Wenn Rochefoucault ferner, in einem der angeführten Sätze, von Verbrechen redet, die unter gewissen Umständen selbst mit dem Prädikate der Unschuld verknüpft werden; so könnte dieß an eine merkwürdige neuere Erscheinung im Gebiete der positiven Rechtslehre erinnern. Wer Tugend und Laster immer zuerst von Seite des Stoffes und der äußern Folgen betrachtet, ohne jedoch den Begriff der Zurechnung, in Hinsicht auf den Willen des Handelnden, ganz aus dem Auge zu verlieren: der kann wohl auf seinem Wege dahin kommen, daß er da ein Verbrechen sieht, wo er zugleich eine sehr gute Absicht, ein edles Herz anerkennt. Er findet nun das Verbrechen strafbar, und — vollzieht die Strafe an dem, welchen er, um konse=

quent zu seyn, wegen seines „guten, redlichen Willens" zugleich belohnen müßte. Auffallend ist die Verwirrung der Begriffe und das Widersprechende in diesem Benehmen. Gleichwohl liefert die Geschichte unserer Zeit einige in dieser Hinsicht sehr merkwürdige Data: sonderbare Urtheile über gewisse Schritte, die im Sturme der Revolution, oder im Gedränge äußerer Umstände und gebieterischer Verhältnisse gethan wurden. Es gab sogar Männer, Schriftsteller, welchen man Scharfsinn und guten Willen nicht ganz absprechen kann, und die gleichwohl diesen Begriff von Strafe in seiner ganzen Schärfe, als Mittel gegen Revolutionen, im Staate für gültig erklärten. Man erinnere sich z. B. an Rehberg's Urtheil *) über den edeln La Fayette. Er giebt ihm, auch insoweit dieser

*) In seinen Untersuchungen über die französische Revolution 2. B. Der größte Theil dieser Schrift besteht, wie man weiß, aus Recensionen, die zuvor in der Allgemeinen Literatur-Zeitung erschienen. Noch ist sie — merkwürdig, zum Beweise, daß nur Wahrheit, nicht Politik die Sache des Schriftstellers seyn soll: ein warnendes Beyspiel!

moires über Rußland stellen uns von ihm, noch als Großfürsten ein liebenswürdiges Bild auf: *) im Aeußern, heißt es, in der Gesichtsbildung hat er sehr viel Aehnlichkeit mit seiner vortrefflichen Mutter Marie; und er nahm auch an ihrer geistigen Bildung, an ihrem edeln Herzen Theil.

Nur auf dem Fundamente der Sittlichkeit, nur in der schönen, moralischen Ordnung kann die Menschheit, kann jeder einzelne Mensch und jedes besondere Volk sich zur wahren und

*) „Und von Paul I.?“ Himmel! welch ein Gemählde — jedoch, die Nachwelt wird richten; und sie wird auch die einzelnen Züge von Geradheit, Biedersinn und Rechtlichkeit nicht vergessen. — Was besonders auffällt, dies ist: Paul I. hatte eine so liebenswürdige Gattin; und, wie schmerzt es, wenn man das entzückende Gemählde von ihr las, und dann erfährt, daß er dem schönen, edeln Weibe gleichwohl nicht ganz treu war! Aber mit inniger Theilnahme lies't man, welchen Beschwerden die gute Kaiserin sich unterzog, um sein Herz, seine Achtung und dadurch seine Liebe zu gewinnen oder zu erhalten, und wie ihr die schöne Absicht nicht selten gelang.

bleibenden Kultur erheben. Ein gutes (sittlich schönes) Beyspiel von Oben beschränkt zunächst äußerlich den Libertinismus und die Sophisterey: und damit ist schon viel gewonnen. Jetzt erscheint das Laster nicht mehr öffentlich geehrt; jetzt kann der glänzende Firniß um viel weniger täuschen. Selbst im Herzen manches Leichtsinnigen, aber sonst noch Unverdorbenen, wird der Funke des Bessern geweckt. Allmählig muß die Zahl der Guten sich mehren; und in jede Ader des Staates ergießt sich dann ein besseres Leben.

Wo das gute Beyspiel auf solche Weise vorherrscht, da kommen um so eher zweckmäßige Lehr-und Polizeyanstalten hinzu; da bildet sich der Fürst um so leichter selbst die edlern Werkzeuge seiner Regierung. Denn wird der Despot durch die fortschreitende Kultur beschränkt, so wirkt himwiederum der Charakter eines edeln Regenten für den Fortschritt der höhern Kultur. Und was nützen gute Gesetze und Anstalten, wenn es an tauglichen Subjekten zur Ausführung gebricht? Zur ächten Tauglichkeit aber gehört etwas mehr als Talent oder Routine. Was nützt z. B. eine

schöne, wohlorganisirte Polizey, wenn der Vorsteher, der Ober- und der Unterbeamte derselben mit dem Lustmädchen selbst geheimen Umgang pflog, wenn er von der „H—renmutter“ bestochen, oder von der „H—renwirthinn“ bezahlt ist? Schande einem Staat, in welchem noch Bordelle geduldet sind! Und noch mehr Schande demjenigen, in welchem sie verboten, aber darum — nicht weniger gekannt und begünstigt sind!!

Es bedarf eben keiner Keuschheitskomissionen, wie jene fromme Kaiserin sie aufstellte: es bedarf nur eines schönen, leuchtenden Beyspiels von der höchsten Stelle aus — und von Seite derjenigen, welche den nächsten Kreis um dieselbe her bilden —, einer edlern Denkart im Ganzen, und dann einer festen Polizey.

Lasset uns zu dem schönen Ziele anstreben! Das Bessere, nicht das Beste und Vollkommenste ist unsre Bestimmung. Aber indem wir jenes erreichen, werden wir auch diesem stets näher kommen. Möge nur zuförderst die beliebte Unterscheidung zwischen einer Moral des Vol-

kes und einer Moral der feinern Klassen nicht ferner gehört werden! Denn die (ächte) Moral ist Eine; und es ist hier, selbst dieser Unterscheidung zufolge, nicht von einer besondern Anwendung der Moral, sondern vom Grundbegriffe des sittlich Guten die Rede. *) Möge ferner die

*) Der raffinirende Schwätzer, welcher die Moralität für ein Attribut der Pedanterey, und die Feinheit des äußern Benehmens für ein Prädikat der höhern Bildung ausgeben mag, verdient hier keine weitere Erwähnung. Und wer von der feinen Sitte, im Vergleiche mit der Sittlichkeit, nur so leichthin sagen oder gar schreiben könnte: „moralisch kann auch der Pedant seyn, aber zu einem feinen Betragen gehört mehr!" der bewiese schon hinlänglich, daß er bisher weder den ächten Begriff der Moralität, noch die gehörige Einsicht in das Verhältniß zwischen der verfeinernden und der sittlichen Kultur erlangt hat. Es fehlte ihm selbst an feinerm Gefühle und an ächter Weltkenntniß. Wie möchte er, wenn er diese beyden besäße, den unreinen Sinn und die Sophisterey nähren? Nein, der Pedant kann nicht moralisch seyn (denn von Moralität, nicht von Legalität müssen wir hier reden). Eigensinn, Härte, Rechthaberey, eine finstre Scheu gegen die Freude, den Umgang, das

Religion nicht für eine Sache des Pöbels oder für einen Leitzaum des großen Haufens erklärt werden! Denn die (ächte) Religion ist der Moral innerlich verwandt, und — eine Sache aller Menschen.

Daß diejenigen, welche der Glanz der Souverainität (von dem höchsten Punkte aus) zunächst bestralt, mit dem Bilde der Sittlichkeit und besonders jener schönen, beglückenden Ordnung in Absicht der Liebe vorleuchten: dieß ist in

(schönere) gesellschaftliche Leben, u. s. w., folglich mehr oder weniger Einfluß der Leidenschaft und der eigennützigen Tendenz: dieß bildet den Charakter des Pedanten. Also damit ist die Moralität in diesem schärfern Sinne des Wortes, unvereinbar. Denn Humanität bleibt die unzertrennliche Gefährtin der Sittlichkeit im Kreise der Menschheit. Aber es ist nicht alles Pedant, was der überfeinerte Weltling mit diesem Namen bezeichnet. Und der Mann von dem zartern moralischen Sinne hat auch dann, wenn es ihm aus Mangel an früherer Anleitung hier und da im Aeußern fehlt, vor dem feinern, aber leidenschaftlichen (und in den einzelnen Ausbrüchen seiner Leidenschaft wohl auch plumpern,) Weltlinge

einem wohlgeordneten Staate von sehr großer Wichtigkeit. Die Begriffe des Volkes werden verkehrt, selbst dessen moralischer Sinn wird vergiftet, wenn das Laster, wenn die gröbere oder feinere Ausschweifung in diesem Abglanze der Macht und des Ansehens (in der Glorie des Verdienstes!) öffentlich auftritt. Welch ein Zunder für die Sinnlichkeit, welch ein Sporn für den regen Trieb zur Nachahmung!! — Dazu kommt, daß eben die Wollust, erst dem Scheine nach so unschuldig, aber in ihrem Fortschritte so zerstörend, be-

einen offenbaren Vorzug. Zumal in der Folge wird dieser Vorzug allen Bessern stets fühlbarer. In einem Lande, wo noch eine grosse Masse von Rohheit sich findet, und besonders an Universitäten, wo das burschikose Wesen noch herrscht, ist allerdings auch die Verfeinerung des Aeußern von großem Werthe. Aber es ist, denke ich, aus dem Obigen klar, wie viel dazu gehöre, daß die verfeinernde Kultur ächten und bleibenden Werth habe. Schön und achtungswerth ist es übrigens, wenn der Professor, selbst (hin und wieder) an einem anständigen Orte des Vergnügens und der Erholung, auch von dieser Seite auf die Bildung der akademischen Jünglinge wirkt.

sonders im Herzen des Geschäftsmanns, des Staatsmanns, des Politikers u. s. w. die unsittliche Tendenz überhaupt mächtig verstärkt. Wie die freye, unordentliche Lust sich vornehmlich mit dem Ehrgeize, der politischen Ränkesucht und dem kleinlichsten Eigennutz paare: dieß hat besonders das aufgeklärtere achtzehnte Jahrhundert gelehrt. Es ist Thatsache: das größere Licht, die geübtere Denkkraft, die wissenschaftliche Einsicht und die Gabe des Vortrags mußten nur zu oft der Cabale, der Chikane, der Intrigüe, oder mit Einem (deutschen) Worte, der Ränkesucht dienen. Und ergriff der Eigennutz die Beförderung des Lichtes und der wissenschaftlichen Kultur, weil er darin ein Mittel zu seinem Privatzweck erblickte; so schwang er sich auf die Seite des Obskuratismus, so bald ihm dieser einen lockendern Reiz darbot, z. B. nach dem Ausbruche der großen Revolution. Auch ist die Aufklärung mit dem unreinen Wandel, mit dem Getriebe des Eigennutzes in jeder Gestalt unverträglich. Je reiner das Licht ist, desto mehr beleuchtet es die Thaten des Ehrgeizigen, des Habsüchtigen, des Wollüstlings u. s. w. Aechte Moral, reine Philosophie verträgt

trägt sich am wenigsten mit der Maxime eines Staatshelden von dieser Art. Nun entschließt er sich aus Grundsätzen (planmäßig) zur Verfinsterung. Und nun zeige man ihm, wie die Unsittlichkeit aus Mangel an zweckmäßigen Anstalten zunehme, welches Verderben sie anrichte: das ist eine Kleinigkeit — Bagatelle — in seinen Augen. Er müßte ja, wenn ihm das etwas gälte, zuförderst sich anklagen; und geht die Unordnung im Großen zuweit: hat man nicht Kerker und . . . . . ? Man sage ihm, wie die Ehelosigkeit einreisse, wie die Sucht nach Genuß allmählig jeden Keim des Bessern zerstöre, jede Stütze der häuslichen und der öffentlichen Glückseligkeit untergrabe, und, welches Unheil insbesondre der Cölibat der Geistlichen erzeuge, veranlasse und bewirke: er findet das Alles keiner Achtung und keiner Rücksicht werth: er lacht darüber, oder behandelt es als etwas, das ganz außer seinem Kreise liegt. Strenge Gesetze — der Denkkraft, aber Freyheit der Libertinage! Das ist die Losung. Und spricht man ihm gar von einem heiligen Rechte der Menschheit, so klingt dieß wie Spott in seinen Ohren. Aber wenn ihm irgend ein Halbden=

ker seine empirischen, aus der Finanzquelle oder sonst aus einer individuellen Rücksicht geschöpften, Gründe darbringt, wenn er in den Deklamationen des Sophisten das Schreckenswort „Unordnung, Unruhe" u. d. gl. vernimmt; wenn dieser ihm vorschwatzt von den „mißlichen Folgen, die gewiß entstehen würden," wofern man da oder dort, eine bessere Einrichtung träfe, z. B. jenes ungerechte und widernatürliche Gesetz — mit Klugheit und Muth — aufhöbe, oder dessen Aufhebung unterstützte: dann ist er ganz Ohr, dann findet er Alles wichtig, wahr und begreiflich. Wohl unserm deutschen Vaterlande! schon sehen wir, in verschiedenen Theilen desselben, edlere Männer am Ruder des Staats.

Doch es ist schicklich, daß wir noch zu Rochefoucault mit ein Paar Worten zurückkehren. Noch giebt es bey ihm manche Sätze, die ähnliche Betrachtungen veranlassen könnten; und selbst die angeführten Sätze könnten uns zu mancherley Bemerkungen, in Bezug auf die Menschenkunde, die Rechtslehre u. s. w., Stoff oder Veranlassung geben.

Dahin gehört z. B. der Satz: Lobsprüche ablehnen, heißt zweymal gelobt werden wollen. Ein Ausspruch dieser Art läßt sehr leicht eine mildere, für den sittlichen Grundbegriff unschädliche, Deutung zu. Da nämlich der Ausdruck hier leicht an die Ursache erinnert, die im menschlichen Leben besonders hervorsticht; so hält man sich an diese auffallende Wahrheit, indeß man die nöthige Einschränkung wie von selbst hinzudenkt, und sogar das anstößigere „wollen" übersieht. Man weiß, wie gewöhnlich bey dem Ablehnen der Lobsprüche nur desto mehr Lob erfolgt, und — wie oft der geheime Ehrgeiz oder die versteckte Eitelkeit eben dieß beabsichtigt. Allein es kann auch erfolgen, ohne daß der Gelobte darauf sein Augenmerk richtet. Eben der schöne, einnehmende Ausdruck der wahren Bescheidenheit ist vorzüglich geschickt, das Maß zu verstärken. Und der Bescheidene muß es oft annehmen und tragen, so schwer es ihm auch fallen mag. Es ist der sittliche Begriff oder die dunklere, aber reine Empfindung der „Würdigkeit," was da zu neuem, verstärktem Lobe reizt und auffordert. Denn von solchen, die im Ernste loben, nicht von dem Spiele der feinern Heucheley ist hier die

Rede. Das letztere ist bloß eine Komödie, welche der Eigennutz auf der einen oder der andern Seite, und öfters auf beyden spielt: in den Augen des denkenden Beobachters oft eine sehr lächerliche Komödie, besonders an Höfen, oder bey solchen, die mit der äußern, feinen Sitte prunken! Wer unsre policirtern Stände einigermaßen kennt, dem mag seine Phantasie leicht eine komische Scene dieser Art vorführen. — Es fehlt indeß auch dem Bessern, der sein Lob auf jene Art, herzlich, aber stets wieder in verstärktem Maße ertheilt, an dem feinern humanen Sinne (Takte), der aus Schonung für den Andern selbst den moralischen Trieb in dieser Aeußerung hemmt, oder selbigem eine schönere Weise vorschreibt. O ein warmer, herzlicher Blick, ein biederer und inniger Händedruck, oder ein Kuß — eben nach einer schönen That, nach einer edeln Aeußerung so ganz am rechten Orte — ist dem Wohldenkenden weit angenehmer, als das schallende Lob! So etwas erquickt, und muntert zur weitern, sittlich schönen Thätigkeit auf. Und da eben das Ablehnen der Lobsprüche so leicht zu größerm Lobe versucht; da ferner das Lob, wenn es in verstärktem Maße zurückschallt, entweder ohne Noth eine lästige Em-

pfindung erregt, oder, wenn es feiner gegeben wird, jetzt vielleicht der Eitelkeit ingeheim schmeichelt, und auf den sittlichen Charakter nachtheilig einwirkt: so hat der wahrhaft bescheidene und, wie man von diesem wohl annehmen kann, zugleich weisere Mann auch eine eigne Art, die Lobsprüche abzulehnen. Seine Miene, wie sein Ton, ist gleich entscheidend. Doch ist ihm der Beyfall (und insofern das Lob) der Guten gewiß nicht gleichgültig. Aber sein Wohlgefallen daran mag sich bald mit dem schönen Gefühle des Dankes gegen eine höhere Macht, deren Werkzeug er ward, vermischen, oder in dasselbe auflösen. Um so mehr wird selbst die Stimme des Lobes, von dieser Seite her, den ächten Geist in ihm beleben. —

Von gleichem Werthe ist der bekannte Satz: „Wir nehmen fremde Eitelkeit darum so leicht übel, weil sie die unsrige beleidigt.“ Das Mißfallen an fremder Eitelkeit kann ein moralisches oder ein physisches seyn: sie kann dem feinern moralischen Sinne, wie der beleidigten Eitelkeit aufstoßen, oder widrig auffallen. Allein wer weiß nicht, wie viel

öfter der letztere Fall eintrifft! Physisch heißt nun das Mißfallen, sofern nicht der sittliche Grund es bewirkte. Denn es ist nicht das Unsittliche der Eitelkeit, was dem Eiteln daran aufstieß. Und inwiefern das Mißfallen aus dem Gegentheile des moralisches Grundes hervorging, kann es selbst unmoralisch genannt werden u. s. w. Wenn übrigens fremde Eitelkeit von dem — Eiteln sowohl als dem Bescheidenen schneller bemerkt und mißbilligt wird; so fällt sie dem erstern nur da auf, wo sein Interesse ins Spiel kommt, während der letztere sie auch dann noch bemerkt, wann sein besonderes Interesse nicht im mindesten dadurch berührt wird. Daher findet eine schöne Seele, ein edler männlicher Geist sich durch die Aeußerungen der Eitelkeit und des Ehrgeizes auf einer Seite weit seltener beleidigt: aber auf der andern treffen und verwunden eben diese viel eher sein Gemüth, seinen zartern moralischen Sinn. „Ungenießbar" erscheint ihm dann so Manches, was er gerne gleich Andern schätzen und hervorziehen möchte; ungenießbar so manches Farbenspiel des (sogenannten) höhern Lebens, der bunte Wechsel der Gesellschaften, das Leere, Fade oder Geistlose, und besonders das ewige Ge-

triebe kleinlicher Leidenschaften. Kein Wunder, wenn der Bessere in diesem Kreise nicht lange aushält, wenn er, gestört durch eine widrige Erscheinung bald von dieser bald von jener Seite, ein schöneres Bedürfniß innig fühlet! Jedoch, arbeitet er an seiner Geistesbildung redlich und muthig fort; so wird mit dem guten Willen, mit dem feinern Gefühle immer mehr die Humanität und die Weisheit sich einen. Dann wird ihm auch der Verkehr mit Menschen, und insbesondre der gesellschaftliche Umgang, noch eine bessere Seite darbieten. Er nimmt dann die Menschen, wie sie sind: nicht mit dem Auge des Gleichgültigen! Er trägt, so viel möglich, zu ihrer Verbesserung bey. Aber sein Auge blickt auch zurück auf ihre frühere Bildung, auf die Umstände, unter denen sie aufwuchsen. : : : : Und eine zartere, menschenfreundliche Schonung verbreitet über die Schwächen und selbst über manche Fehler derselben ein milderes Licht. Dazu kommt eine Art von Scharfsinn, überall das Bessere herauszufinden; und wo er mehrere schöne Punkte entdeckt, da läßt er sich durch eine schwache Seite nicht irre machen. Was Horaz von den Büchern sagte, das wendet er selbst auf die Menschen an (Ubi

plura nitent &c.). Und findet er da oder dort Einen Edeln, Vortrefflichen; so wird er um des Einen willen Vielen wiederum gut: er wandelt wiederum lieber im Kreise der Menschheit. Den regen Sinn für das Bessere mit der menschenfreundlichen Schonung gehörig zu verbinden: das ist ihm, in Hinsicht auf den Verkehr mit Andern, eine besondre Aufgabe der Weisheit! —

Wenn Rochefoucault ferner, in einem der angeführten Sätze, von Verbrechen redet, die unter gewissen Umständen selbst mit dem Prädikate der Unschuld verknüpft werden; so könnte dieß an eine merkwürdige neuere Erscheinung im Gebiete der positiven Rechtslehre erinnern. Wer Tugend und Laster immer zuerst von Seite des Stoffes und der äußern Folgen betrachtet, ohne jedoch den Begriff der Zurechnung, in Hinsicht auf den Willen des Handelnden, ganz aus dem Auge zu verlieren: der kann wohl auf seinem Wege dahin kommen, daß er da ein Verbrechen sieht, wo er zugleich eine sehr gute Absicht, ein edles Herz anerkennt. Er findet nun das Verbrechen strafbar, und — vollzieht die Strafe an dem, welchen er, um konse=

quent zu seyn, wegen seines „guten, redlichen Willens“ zugleich belohnen müßte. Auffallend ist die Verwirrung der Begriffe und das Widersprechende in diesem Benehmen. Gleichwohl liefert die Geschichte unserer Zeit einige in dieser Hinsicht sehr merkwürdige Data: sonderbare Urtheile über gewisse Schritte, die im Sturme der Revolution, oder im Gedränge äußerer Umstände und gebieterischer Verhältnisse gethan wurden. Es gab sogar Männer, Schriftsteller, welchen man Scharfsinn und guten Willen nicht ganz absprechen kann, und die gleichwohl diesen Begriff von Strafe in seiner ganzen Schärfe, als Mittel gegen Revolutionen, im Staate für gültig erklärten. Man erinnere sich z. B. an Rehberg's Urtheil *) über den edeln La Fayette. Er giebt ihm, auch insoweit dieser

*) In seinen Untersuchungen über die französische Revolution 2. B. Der größte Theil dieser Schrift besteht, wie man weiß, aus Recensionen, die zuvor in der Allgemeinen Literatur-Zeitung erschienen. Noch ist sie — merkwürdig, zum Beweise, daß nur Wahrheit, nicht Politik die Sache des Schriftstellers seyn soll: ein warnendes Beyspiel!

bey dem Ausbruche der Revolution öffentlich handelte, Talent und edeln Sinn in der vollen Bedeutung des Wortes zu. Dennoch findet er eben da sein Benehmen sehr strafbar, und spricht dann von demselben Manne in sehr harten Ausdrücken. Es sey mir erlaubt, gegen diese politische Denkweise hier nur so viel zu bemerken! Wenn die äußere Gesetzgebung sich dergestalt von

Was ich oben in anderer Hinsicht als Motto gesetzt habe, findet auch da seine Anwendung: „Ein Autor ist ein Weltbürger ꝛc." Burke, der aus Grundsätzen (absichtlich, wie er in seinem Nachlasse offenherzig gesteht) die Politik ins Gebiet des Schriftstellers übertrug, hat auf manchen deutschen Autor und insbesondre auf Rehberg gewirkt: man wollte dem Strome der Zeitmeinungen widerstehen, man wollte und durfte daher nicht unpartheyisch seyn, durfte das Wahre und Gute auf Seiten des Gegentheils nicht freymüthig und laut anerkennen! Und nun die Folge? Der Partheygeist ward genährt; und wenn (hin und wieder) auch ein Extrem das andre beschränkte, so ließ wohl der Irrthum sich bekämpfen, ohne daß man — der Wahrheit etwas vergeben mußte. Und noch existiren sie, diese Monumente der politischen Schriftstellerey; denn ein Buch dauert

der innern (moralischen) trennt, daß sie mit den Begriffen von Verdienst, von Belohnung und Strafe auf jene Art spielet; wenn sie einen Maßstab annimmt, der sich von dem, welcher im Reiche der Sittlichkeit gilt, wesentlich (in jeder Hinsicht) unterscheidet: dann ruht sie auf einem willkührlichen Grunde, der über kurz oder lange selbst durch die Folgen dieser Denkart zer-

fort! Aber eine höhere Nemesis, die Wahrheit und die beleidigte Humanität richten über sie. In welchem ganz andern Geiste sind Wieland's Aufsätze über die französische Revolution geschrieben? Wohl tadelte ihn der Partheygeist, und jeder Theil belegte ihn — zum Beweise, daß er schön in der Mitte wandelte — mit dem Namen des Gegentheils; wohl mißkannte ihn selbst der gutmüthige, beschränktere Sinn: aber das ging vorüber, und nun stehen sie da, seine Urtheile, ein schönes, bleibendes Denkmal der männlichen Ruhe und Festigkeit, der Menschenkenntniß, des ächten politischen Scharfsinns, und der Humanität. So wahr ist es auch hier: Opinionum commenta delet dies, veritatis judicia confirmat. Uebrigens däucht es mir eben so unbillig, wenn über den politischen Mißgriffen auch das Wahre und Treffende in jener Schrift des Hn. Rehberg verkannt wird;

stört wird. Der Mensch giebt sein Wesen nicht auf, indem er Bürger wird. Und konnte ein rechtschaffener, ein edler und sehr verständiger Mann als solcher im Staate einen Schritt thun, aus dem hernach gegen seine Absicht namenloses Unheil erfolgte — ist nicht eben dieß auch auf Herrn Necker, noch immer mit dem bessern Grunde, anwendbar? — so fällt die Schuld hier-

und ist nicht seine Recension von Kant's Kritik der praktischen Vernunft in der Allg. Lit. Zeit. 1788. dem Freunde der Philosophie noch jetzt unvergeßlich? — Eine gewisse antikantische Parthey führte neuerlich die (bloße, einseitige) Politik auch ins Gebiet der Philosophie ein: wer z. B. „gerecht und human" nur der Wahrheit, und überall keiner Parthey zu opfern bemüht war, der wurde nur kurz und im spöttischen Tone mit „friedfertig!" abgewiesen. Natürlich, wozu könnte auch eine Schrift oder ein Aufsatz dieser Art dem Partheygeiste dienen? — Leicht könnte man aus der Literargeschichte unserer Zeit mehrere Data anführen, zum Beweise, wie gern sich die Blendwerke jener Politik auch in die gelehrte Welt einschleichen, und wie viel Ursache besonders der Schriftsteller hat, sich davor wohl zu bewahren! —

von ganz auf die mangelhafte, verdorbene Staatsverfassung, und auf den mächtigen Einfluß nachfolgender Ereignisse. Keine menschliche Klugheit konnte diese vorhersehen. Und der Politiker soll jetzt dieselben um so weniger in Anschlag bringen, da er nun auf keinem Wege bestimmt und gewiß angeben kann, welchen Gang die Sache ohne irgend einen Schritt dieser Art genommen, und ob aus dem, was dann erfolgt wäre, die jetzige Generation und das ganze Menschengeschlecht mehr Heil geschöpft haben würde.

Findet sich aber (um noch ein Beyspiel anzuführen) eine jugendliche Heldin, die hingerissen vom Feuer des Patriotismus einen ausgezeichneten Bösewicht mordet; so mag man sie allerdings für unschuldig erklären, insofern sie im Sturme der Revolution und bey dieser Stimmung — beseelt vom gerechtesten Abscheu gegen das verheerende Laster — der richtigen Unterscheidung zwischen gesetzlichem und individuellem Angriffe gar nicht fähig war, kurz, insofern der innere Drang ihr Gewissen band: aber man soll dann ihre Handlung auch für kein Verbrechen ausgeben, oder sie strafbar nennen, so wenig

als man den zerstörenden Schritt eines Wesens, dem die sittliche Anlage mangelt, mit diesem Namen belegt. Und war dort eine solche Handlung möglich; so fällt, insoweit sie gefehlt war, die Schuld wieder auf die feindliche Macht der äußern Umstände. *)

Uebrigens giebt uns Rochefoucault auch hin und wieder einen Satz, eine Bemerkung oder

*) Das eben Gesagte, über Charlotte Corday und Marat, ward zuerst für ein Journal aufgesetzt: zu einer Zeit, da noch die Mehrheit unserer öffentlichen Stimmgeber die That dieser Heldin laut verdammte, da z. B. Girtanner „die Mörderin an sittlichem Werthe noch tief unter dem Gemordeten" fand. Ein milderes Urtheil, das mir aber in anderer Hinsicht nicht ganz richtig schien, und das mich eben zu dem obigen veranlaßte, fand ich zuerst in Hn. Pahl's Briefen über Charlotte Corday (in seiner „Handbliothek für meine Tochter:" einer Schrift, die besonders für das schöne Geschlecht so manche treffliche Geistesnahrung enthält.) Mein Urtheil ist, wie man sieht, theils aus dem sittlichen, theils aus dem positiv-rechtlichen Standpunkte gefaßt, ein Versuch, beyde zu verbinden! Aber es ist wohl eben darum noch zu hart. Wir wachsen in diesen rechtli-

einen Gedanken, welcher das Sittliche unmittelbar berührt, und sich dennoch mit dem reinen Begriffe desselben ganz wohl verträgt, z. B. gleich N. 1. „— nicht immer aus Muth und Keuschheit sind die Männer tapfer und die Weiber keusch.“ Legalität! — „Feinheit des Verstandes besteht darin, daß man reine und zarte Sachen

chen Verhältnissen auf, und es ist schwer, sich von dem positiven Begriffe — da, wo er nicht mehr gilt — ganz loszuwinden. Daher wurden die Thaten einer Revolution noch so häufig an dem bürgerlichen Maßstabe gemessen. Wie viel humaner, freyer und edler ist Klopstock's Urtheil! Ihm ist Charlotte Corday eine „erhabene Männin“ und „ihre That — nicht Mord, sondern Nothwer im Namen des Vaterlandes.“ Man sehe Posselt's Europ. Annalen J. 1801. St. 1. S. 57. u. 58. Und wer kennt nicht die schöne Apologie, die uns eben Jean Paul für Charlotte Corday gab? (In dem von Genz, Jean Paul und Voß herausgegebenen Taschenbuch für 1801.) wenn sie auch den Geschmack nicht ganz befriedigt; so ist sie doch erquickend für jedes menschliche Herz, und erhebend für den Geist.

denkt" N. 97. Zwar, dem Vorhergehenden zufolge, einseitig und mit der intellektuellen *) Denkweise, die sonst bey Rochefoucault herrscht, nicht wohl vereinbar: aber auf dem höhern menschlichen Standpunkte ganz wahr! Vielleicht dringt manchem Leser die Frage sich auf: wuchs dieß Blümchen im eigenen Garten? Oder: sind die „reinen und zarten Sachen„ (choses honnetes & delicates) in dem Sinne zu nehmen, den uns die ächte moralische Denkweise darbietet? Denn freylich eine solche Aeußerung stände mit so mancher, die bisher angeführt ward, in großem Widerspruche. Indessen, wie dem auch sey: diese Aeußerung steht da, und sie ist immer ein schöner Blick in die menschliche Natur, sofern aus der vereinigten Kultur des Herzens und des Verstandes

*) So wenig die intellektuelle und die moralische Kultur Eines sind, so wenig darf man das Intellektuelle und das Moralische überhaupt für Eins nehmen. Wie könnte man sonst, im Felde der Wissenschaft, das Sittliche rein auffassen? Gleichwohl wird das Intellektuelle, selbst in der Kantischen Schule, noch öfters für gleichbedeutend mit dem Sittlichen genommen.

des jener zarte Sinn, jene (theils moralische, theils moralisch bedingte) Feinheit des Geistes hervorgeht. Auch die bekannte, aber noch immerhin schöne und treffende, Bemerkung — die besonders dem gemeinen und gesunden Verstande das Daseyn einer höhern Anlage im Menschen recht anschaulich beweis't — findet man bey Rochefoucault: „So bösartig die Menschen auch seyn mögen, so wagen sie es doch nicht als Feinde der Tugend aufzutreten; und wenn sie dieselbe bedrängen, stellen sie sich, als ob sie solche für unächt (fausse) hielten, oder sie bürden ihr Verbrechen auf" — N. 484 — d. h. sie läugnen die Wirklichkeit der Tugend in dem besondern Falle, indeß sie eben dadurch die Selbstständigkeit sowohl als die Möglichkeit derselben überhaupt praktisch zugestehen. Doch nicht von dem feinern Sophisten, sondern nur von dem größern Theile der übrigen Menschen gilt diese Bemerkung, wiewohl auch dem erstern im Leben, wo er seine künstliche Theorie aus dem Auge verliert, nicht selten etwas Aehnliches begegnet. Denn fehlt es gleich dem sophistischen Raisonneur, an dem ächten sitt-

lichen Begriffe und an der zartern moralischen Empfindung; so kann er sich dennoch von einiger Erkenntniß des Sittlichen, von einer dunkeln Vorstellung des Höhern, Uebersinnlichen, nicht wohl losmachen, da selbige mit dem Daseyn des Gewissens selbst verknüpft ist, und die Stimme des letztern nur durch den höchsten Grad von sittlicher Verwilderung ganz erstickt werden kann. —

Und wer gäbe nicht gern in seinem Herzen der Hoffnung Raum, daß nun auch in Frankreich theils die Erfahrung, die Noth, diese oft wohlthätige Quelle und Nährerin besserer Gesinnungen, theils die veränderte Stimmung der Gemüther in Absicht so mancher Dinge, die vorhin den Geist blendeten oder auf Abwege lenkten, allmählig eine reinere Denkart herbeyführen werde?

Ja, wir dürfen hoffen, daß der bessere Genius siegen werde, wenn zumal, was der Menschenfreund innig wünschen muß, auch die Religion (in ihrem äußern Zustande) allmählig zu größerer Reinheit und Brauchbarkeit hinaufge-

läutert, die Kultur auf ihrem Wege begleiten, und, sicher gegen die unsittlichen Mißgriffe der Sophisterey und des sinnlichen Raffinements, auf höhere Stufen hinaufführen sollte. Möge man nur im Felde der Religion nie von einem Aeußersten auf das andre, und — von diesem wieder auf jenes springen! Doch auch daher ward uns schon eine bessere Aussicht gewährt. Die Bemühungen des wackern, für die Aufnahme reinerer Sitten- und Religionsbegriffe wie für Erhaltung der Kunstwerke gleich warmen und thätigen, B. Gregoire werden dem treuen Griffel der Geschichte nicht entgehen. Auch so manches Wahre und Gute in den Unternehmungen der Theophilanthropen soll nicht verkannt werden. Nur der Parthеygeist, nur die wilde Stimme der Leidenschaft und des Fanatismus verwirft Alles (ohne zwischen dem Bessern und dem Schlechtern zu unterscheiden!)

Von dem Zustaude der Sitten im neuern Frankreich lieferte uns der Teutsche Merkur vor einiger Zeit, im 11. St. 1796, eine merkwürdige und ermunternde Nachricht. Den Belegen zufolge, die uns mehrere Reisebeschreibungen ertheilten, hat die Revolution auch von dieser Seite

hier und da wohlthätig auf die Franzosen gewirkt. Sie zerstörte so manches Kleinliche, so manches Blendwerk von äußerer Pracht und Größe. Und das Wahre in der herrschenden Vorstellung von Menschenrechten (wer kennt nicht das Schiefe und Uebertriebne darin?) gab hin und wieder glücklich den Geistern einen höhern Schwung, und beförderte selbst im Gebiete der Moral eine reinere Ansicht. Es vertrat sogar, im Munde mancher Bessern, nicht unglücklich die Stelle des religiösen Unterrichts. Dank der Vorsehung, daß eine Revolution, die so viel Unheil gebahr, noch dieses Gute hervorbringen oder veranlassen konnte!

Wer billig denkt, und sich alles Bessern freut, es mag erscheinen, wo es immer will: der wird auch den Stral der Hoffnung, welchen der 18te Brumaire hervorrief, nicht verkennen. Ob freylich Bonaparte der große Mann sey, für den seine Lobredner und so manche seiner edlern, warmen Verehrer ihn ausgeben; dieß liegt wohl einem gerechten Zweifel unterworfen. Daß er im gewöhnlichen (herrschenden) Wortsinn' ein großer Mann ist; dieß leidet keinen Zweifel mehr, dieß

ist bereits, selbst in den Augen seiner vormaligen Gegner, entschieden: ich denke nicht, daß selbst einer der englischen Exminister, Greenville, Pitt oder — Windham, eine Ausnahme fordern würde. Ob jedoch Bonaparte auch ein wahrhaft guter Mensch, ein edler Mann und folglich, in der ächten Bedeutung des Wortes, ein großer Mann sey; darüber muß, wie es scheint, der unpartheyische Zuschauer sein Urtheil noch aufschieben. Und ist das Merkmal des Großen wesentlich durch die sittliche Güte bedingt; so gilt freylich auch in dieser Hinsicht von dem Menschen, was Solon in Absicht der Glückseligkeit zu Krösus sagte: „keiner ist vor seinem Ende glückselig zu preisen“ — keiner vor seinem Tode groß zu nennen! Was Solon dort vom Schicksale ableitete, daß ist hier vom Menschen selbst abhängig. Denn frey ist der Wille des Menschen.

Einige Aeußerungen, welche dem ersten Konsul bey den Glückwünschen nach dem Angriffe auf sein Leben entfielen, dürften uns indeß sehr geneigt machen, anzunehmen, daß er auch unter die Edlern seines Geschlechts,

folglich in die geringe Zahl der wahrhaft Großen, gehöre. Uns muß nun mehr darum zu thun seyn, was wir von ihm denken sollen, als in welchem Lichte er der Nachwelt erscheinen wird. Und eben von jenen Aeußerungen tragen mehrere (nicht etwa bloß den Stempel des Genie's oder des tapfern Mannes: sondern, was mehr ist) das Gepräge eines reinen und tiefen Gefühls, einer höhern und lebendigen Empfindung. Man sehe z. B. die Allgemeine Zeitung, oder das Journal Politique de Manheim v. J. 1800.

Dazu kommt das einfache Benehmen, das schöne, gleichförmige Wesen, das er als Privatmann beobachtet. Und, sagt Röderer, in seinem Ueberblick des Jahrs 8, von Bonaparte: „er vereinigt die Elemente, welche hier die menschliche Glückseligkeit bilden, Arbeitsamkeit, Freundschaft, eheliche Liebe. *) Wo diese wirklich statt finden; da liegt bekanntlich der ächte, moralische Sinn zum Grunde.

*) S. Posselt's Europ. Annalen für 1800.

Ein schönes, wiewohl kein entscheidendes, Belege ist auch das öffentliche Betragen, das er bisher als Konsul gezeigt hat. Und gewiß, wenn er mehrere Jahre auf diese Weise fortfährt; wenn er mit dieser Ruhe und Festigkeit, mit dieser Mäßigung und zugleich mit der regen Tendenz zum Bessern forthandelt, und am Ende der glänzenden Laufbahn dem süßen Reize zur Gewalt widersteht: dann ist der Thatbeweis abgelegt, und die Wahrheit, die Gerechtigkeit selbst wird ihm den Namen des Edeln, des Großen ertheilen.

Auf einem so erhabenen Posten mag der Ehrgeiz, wenn er vorherrscht, das Spiel der Heucheley allerdings länger, als im gemeinen Leben, fortführen. Er wird immer gespannt, immer rege und wach erhalten! Allein sehr lange wird er auch da nicht aushalten, ohne daß dem schärfern Beobachter bald da bald dort die Tatze des Löwen auffalle. Die Verstellung hieß es oben, hat ihre Grenze: sie ward ihr von der Natur selbst gesetzt. Auch da, wo eine schöne Konsequenz im Handeln sich zeigt und durch mehrere Jahre bewährt, noch immer geheime Absich-

ten oder einen bösen, unsittlichen Grund wittern zu wollen: das beweis't Schwachsinn, das verräth selbst ein böses Herz, oder einen verkehrten Geist, Mangel an tieferer Menschenkunde, an ächter Natur- und Weltkenntniß. Eben das Genie, wenn es von dem moralischen Gesetze sich lossagt, macht bald um so auffallendere Schritte; und die Verstellung oder, was hier Eines ist, die Heucheley stimmt am mindesten zur Fülle von Kraft.

Es ist also schon jetzt mehr als wahrscheinlich, daß Bonaparte nicht aus Ehrgeiz, aus Stolz oder Herrschsucht, sondern aus Liebe zum allgemeinen Besten sich an die Spitze der Nation gestellt hat. Wie beschränkt müßte auch der Geist seyn, welcher eine so kritische Stelle, einen von so vielen Gefahren umgebenen Posten aus — Eigennutz übernähme! Und daß der „erste Konsul" sich zum „König" erheben, oder eine Familien-Aristokratie einführen werde, scheint nicht wahrscheinlich, wenn man bedenkt, was die Geschichte seines Lebens erzählt: daß er schon als Knabe und Jüngling von dem Bilde der großen Republikaner — Roms und Griechenlands begeistert war. Im Namen der „Republik" erfocht er dann seine

großen Siege, seinen glänzenden Ruhm. Da nun Frankreich, nach dem Zeugnisse so mancher laut sprechenden Erfahrung, des reinen Republikanismus nicht empfänglich war: so konnte er, wenn dieser Geist ihn beseelte, dasselbe erst allmählig dazu vorbereiten. Wir können annehmen, daß nun dahin seine Absicht gerichtet sey.

Aber, welch eine schwere Aufgabe! Und ob er wohl an seiner Stelle, in diesen verwickelten und äußerst schweren Verhältnissen, den Blendwerken einer raffinirenden Staatskunst entgehen wird? — Ein englisches Journal (the Morning-Post) schrieb vor einiger Zeit: „Bonaparte, nachdem er den Ruhm des Helden, des Eroberers und des Gesetzgebers erschöpft habe, werde nun in der Diplomatie seine Größe suchen.“ Vermuthlich nach dem Vorbilde der ehemaligen Kabinetspolitik? Freylich eben sein großes Talent könnte ihn besonders auch dazu versuchen. Allein, wie viel schöner, wenn er, gleich dem vortrefflichen Könige Friedrich Wilhelm III. in zweckmäßigen Reformen, in guten, beglückenden Anstalten seinen Ruhm und seine Größe (nicht suchte, aber) fände! Einem Könige, der in einer

schönen Reihe von Jahren so regierte, würde eine gerechte Nachwelt den Namen des Großen in der vollen Bedeutung des Wortes zusprechen, wenn er auch nicht Einmal mit seinen Tapfern in das Feld gerückt wäre, nicht Eine Schlacht gewagt, und während einer langen Regierung keinen einzigen Sieg erfochten hätte. Und es zeugt nur von einer großen Geistesverkehrtheit, wenn gewisse Menschen, die mit dem Firnisse von höherer Kultur, mit ihrer Weltkenntniß und ihren Standesverhältnissrn großthun, diesen Edeln nur so zu einem „gutmüthigen Hausvater," zu „einer Art von Familienkönig" herabsetzen möchten, weil er nicht nach ihrem Sinne regiert, und besonders in seinen häuslichen Verhältnissen ein so ganz anderes Beyspiel giebt. O diese Menschen, säße ihnen auch ein Stern an der Brust, oder wären sie gleich Suwarow mit Kreuzen umhängt, sie wären dennoch entblößt von jeder ächten Vorstellung des Großen! — *) Dieß kann natürlich keinem

*) Noch ist der Begriff des Großen, vornehmlich in Beziehung auf den „Fürsten, Regenten" u. dgl.,

Bessern zu nahe treten; und es giebt wohl auch der Edlern, die, obgleich der treffliche König ihrem Wunsche gegen Frankreich nicht entsprach, doch willig manches Gute und Vorzügliche an ihm schon jetzt anerkennen. Auch für Bonaparte regt sich allmählig ein milderer Geist, bey Manchem, den vorhin (aus einem wohl be=

selbst unter der Mehrheit unserer Kultivirtern so schwankend, daß ein kleiner Beytrag zur nähern Bestimmung desselben auch hier nicht am unrechten Orte stehen mag. In den Memoires secrets sur la Russie heißt es von Peter I: „L'humanité n'accordera jamais le titre du grand homme au barbare qui tua son fils, decapita sa maitresse, et fouetta son epouse; mais il etoit un grand prince.“ Tom. prem. p. 38. Eine merkwürdige Unterscheidung! Man vergleiche den Begriff, der hiebey zum Grunde liegt, mit dem, welcher oben (No. 6.) festgesetzt ward, und — dieses Urtheil über Peter I. mit dem vorhin angeführten aus dem Buche eines Deutschen. Der Verfasser dieser so merkwürdigen Memoires ist übrigens, wie ich nun aus der Nat. Zeit. der Teutschen ersah, Masson, ein Schweizer, vormals Major in Russischen Diensten und Lehrer der jungen Großfürsten.

greiflichen und, zum Theil auch, wohl verzeihlichen Grunde) schon der Name empört hatte. Nämlich ein großer Mann gehört der ganzen Menschheit an; und kein Besserer, keiner, der des schönen Namens „Mensch" nicht unwerth ist, kann sich der Theilnahme an demselben erwehren. Und ich denke, Bonaparte wird von der allgemeinen Achtung nichts verlieren, wenn er künftig nicht mehr als Held im Felde glänzen, sondern als Staatsmann durch herrliche Anstalten Alles, so weit seine Macht reichet, beglücken sollte. Aber es versteht sich, daß er dann auch gegen die noch übrigen Zweige des unglücklichen königlichen Stammes gerecht seyn müsse: gerecht und billig, so weit unter den gegebenen Umständen seine Macht reichet, und die wahre Staatsweisheit es verstattet.

Noch ist in Frankreich so manche Wunde, welche die Revolution schlug, zu heilen, noch so Manches, was von der alten Ordnung oder Unordnung der Dinge herrührt, zu verbessern. Besonders das Schulwesen befindet sich, zumal auf dem Lande, noch in so dürftigen Umständen: welch eine Sphäre zu heilsamen Verbesserungen!

— Bekanntlich sind auch in England, und insbesondre zu London, die Lehranstalten für den großen Theil des Volkes in einem sehr schlechten Zustande; ja es sind, soweit sie vom Staate abhängen, nicht einmal ordentliche Schulen da: also viel weniger, was man von einem so reichen Lande vorzüglich erwarten sollte, Anstalten zur Bildung tauglicher Lehrer. Daher dann der zunehmende, schreckliche Verfall der öffentlichen Sittlichkeit! Welch ein schöner Nachklang für Pitt, wenn er von den vielen Millionen, die er während seiner Administration aufwandte, nur einen kleinen Theil diesem großen Nationalbedürfnisse gewidmet hätte? Wenn neuerlich in England reiche und wohldenkende Privatleute für die untern Volksklassen einige Schulen, besonders Sonntagsschulen errichteten: so ward in mehrern Gegenden Deutschlands vom Staate selbst für einen bessern Unterricht des Volkes gesorgt. *) Und mit dem 18ten Brumaire ging

*) Man erinnere sich z. B. an Dessau, Gotha, Baaden u. m. a. Der verehrungswürdige Greis zu Karlsruhe, der Markgraf, erschien noch kürzlich sammt dem Erbprinzen selbst bey den

auch in dieser Hinsicht für Frankreich ein schönerer Tag auf, wiewohl schon manches einzelne Gute, was im Anfange der Direktorialregie-

öffentlichen Prüfungen der Schüler, und munterte sie mit väterlichem Nachdrucke zum Fleiß und zur Sittlichkeit auf. Im Preußischen erschien mit Friedr. Wilh. III. dieser Geist der Verbessernng eben so rein als lebendig. Und über Pfalzbayern (man sehe den Teutschen Merkur 1800) brach mit dem Regierungsantritte des „humanen und helldenkenden" Kurfürsten Max. Joseph eine „neue, schöne Morgenröthe" hervor. Mit ihm ging besonders in ökonomischer Hinsicht den Schulen ein heiterer Tag auf. Aber ein Sturm aus Norden (die Geschichte wird ihn nennen) trübte den neuen Glanz, und die schöne Aussicht, wenigstens von dieser Seite, verschwand. Es wird dem Griffel der Geschichte nicht entgehen, wie sich insbesondere der Patriotismus gewisser Privilegirten hierbey benahm. Jedoch die erste Schuld hiervon fällt auf eine frühere Epoche zurück: auf eine Verfügung, die freylich im Gefolge der Wollust (oder milder: der ausschweifenden Neigung) ganz natürlich erschien. Der humane Denker mag diese Folge entschuldigen; aber er kann sich, wenn er auf das Wohl des Ganzen blickt, die Bemerkung nicht versagen: wie weit sich die Wirkungen der Wollust erstrecken, be-

rung durch Vermittelung des wackern Ministers François de Neufchateau für die Schulen geschah, nicht verkannt werden soll.

sonders wenn dieselbe mit der Macht sich einigt (und dann die Laune und das Spiel des Zufalls noch hinzukommt!) Noch mehr: — denn es scheint nothwendig, daß man die Früchte des besagten Lasters recht enthülle, damit nicht Schmeichler und raisonnirende Halbdenker es fernerhin für einen blosen Temperamentsfehler, für eine menschliche oder gar liebenswürdige Schwachheit ausgeben; wer möchte nicht wenigstens den Mißgriffen und der Sophisterey, so viel er kann, entgegenarbeiten? — jener unselige Hang floß mittelbar und von mehrern Seiten selbst auf die Finanzen und den Zustand der Kassen ein; die Nachwelt wird staunen, wenn sie erfährt, was sich hin und wieder ein Diener des Staats (?) auf Kosten des Vaterlandes erlaubte: wohin man, um sich zu empfehlen, Gelder einsandte, was für Gelder und zu welchem Zwecke. — Nach solchen Vorgängen mag dann auch eine weise, wohldenkende Regierung sich da oder dort zu einem auffallenden Schritte veranlaßt und gezwungen sehen: der Patriot wird dessen Nothwendigkeit bedauern; aber er wird, wofern er tiefer sieht, und billig urtheilt, denselben nicht mißbilligen. Gesetzt auch, daß hier oder dort ein wichtiger Plan mißlinge, und nun zunächst,

Der Religionszustand in Frankreich ist eine Klippe, woran auch die Weisheit eines Solon scheitern könnte. Denn welch' eine Ver-

für die Gegenwart, neue schlimme Folgen drohe: der Billigdenkende wird die gute Absicht von dem Erfolg und von dem launenhaften Spiele des Zufalls unterscheiden. Kann jetzt ein wichtiges Nationalbedürfniß um so weniger oder nicht so bald als er wünschte, befriedigt werden; so wird er desto mehr mit dem Gefühle des Unwillens (und des Bedauerns) auf jene frühere Epoche zurückblicken. — So beschränkt aber das Vermögen zum Behufe der Schulen war; so ist doch bereits manche treffliche Einrichtung, besonders für die höhern, gemacht worden. Und selbst auf die Volksschulen, für die leider in Bayern noch so viel zu thun übrig ist, erstreckte sich die Sorge des Kurfürsten. Die Nat. Zeit. der deutschen Jahrg. 1800, S. 90. enthält davon einen schönen Beweis: ein sehr humanes Schreiben an den würdigen Rath Becker, über sein Noth- und Hülfsbuch, vom Kurfürsten (und der edeln Kurfürstin Karoline. Wer denkt hier nicht an die edle Königin Louise? Wahrlich, es thut wohl, wenn das schöne Gegenbild, da und dort, dem Auge begegnet!) Was übrigens von einem deutschen Fürsten (Karl Theodor) bisher in ein paar Anmerkungen gesagt ward: das ist, wie man sieht, bloß unter dem Gesichtspunkte des

wirrung der Dinge, nach dem vorhergehenden Zustande der religiösen Kultur, und jetzt nach den Stürmen der Revolution! Hier, im Punkte der Religion, mag es nun zuerst sich zeigen, ob nicht auch *Bonaparte'n* der Dämon einer sophistisirenden Politik beschleichen und irre führen könne. Es wird sich zeigen, ob auch er die Religion bloß wie eine *Staatsmaschine* ansieht und behandelt. Wenn es wahr ist, was noch in der Allg. *Zeitung* J. 1801. No. 132. versichert wird, „daß *Bonaparte* die (bekannte) Rede, die er am 5. Jun. 1800 zu Mayland an die ver-

Kosmopoliten gefaßt. Kein Billigdenkender, kein Freund der Wahrheit, der Menschheit und des Vaterlandes, wird das Schöne, Vorzügliche, was ehemals unter der Regierung dieses Fürsten statt fand, oder auch das einzelne Gute, was noch in der spätern Zeit hin und wieder erschien, dabey verkennen, oder ganz aus dem Auge setzen. Und sollte es denn nicht einmal dahin kommen, daß man von *jedem*, *der Mensch war*, nach dem *non nisi vere* frey und öffentlich sprechen dürfte, zumal wenn die Absicht des Schriftstellers offenbar dahin ginge, nur der Wahrheit, so wie der Humanität, zu huldigen, und eben dadurch

sammelten Geistlichen hielt, oder gehalten habe sollte, wenigstens *nicht ungern* als *authentisch verbreitet* sah:" so dürfte man sehr geneigt werden, ihm in Ansehung der Religion nur die gewöhnliche, bloß politische Denkart beyzulegen. Jedoch von einem Mann auf diesem Posten und in diesem Lande mag wohl auch die Klugheit, die Weisheit, und folglich die ächte Politik fordern, daß er sich in Absicht gewisser Meinungen da und dort bloß *leidend* (passiv) verhalte. Aber es wird bald nothwendig, daß er *handle*. Und es kommt nun darauf an, ob er die feine Mittellinie zwischen denen, *die alle*

das wahre Beste der Menschheit zu befördern? Auch kann das, was hierbey diesen oder jenen Stand betrifft, in dem Urtheile eines billigen und prüfenden Denkers gewiß keinem Einzelnen, der sich in einem dieser Stände befindet, keinem rechtschaffenen *Beamten*, *Adlichen* u. s. w. zu nahe treten, oder ihm etwas von seinem eigenthümlichen Werthe entziehen: es ist von der Sache, nicht von dieser oder jener Person die Rede. Traurig genug, daß wir noch immer solcher Erklärungen bedürfen, um nicht dem *Partheygeiste*, auf der einen oder auf der andern Seite, Nahrung zu geben!

Religion verwerfen, und denjenigen, welche von Staatsreligionen sprechen, treffen werde? Schwerlich gebührt ihm der Name des Großen, wenn er sich auf das eine oder auf das andre Extrem schlägt. Er würde das schöne Prädikat auch dann nicht verdienen, wenn er die beyden Extreme künstlich mit einander verknüpfen wollte. „Die bloße Vernunft," d. h. die bisherige französische Philosophie, „giebt ihm freylich hierüber keinen festen Punkt." In ihm selbst müßte sich die ächte, moralische Religion auf dem Wege des Lebens erst gebildet haben; und daraus müßte dann sein Genie den bessern Religionsbegriff entwickeln, oder auch mehr nach dem reinen Gefühl', aber mit sicherm Takt', über die streitige Frage entscheiden. Nur mit der wahren, subjektiven Religion verträgt sich ächte Duldung; eine Toleranz, mit der sich zugleich die gehörige Würdigung oder Unterstützung und Belebung des Bessern verbindet. Ob nun Bonaparte selbst Religion hat? Ein würdiger Mann sagte: wenn Bonaparte Religion hat, so — ist das sehr natürlich. Nämlich auf seinem Lebenspfade, nach solchen Schicksalen und solchem Glücke!

Gesetzt aber, B. sey wirklich der große Mann, den seine warmen Verehrer jetzt schon in ihm erblicken; *) so entsteht doch immer noch die Frage: was will auch ein Bonaparte mit einer Nation anfangen, in deren Schooße eine solche Masse des sittlichen Giftes gährt? Denn wirkte gleich die Revolution

*) Die Allgem. Zeit. J. 1801. No. 137. bemerkt: „daß weder die officiellen noch halbofficiellen Pariser Blätter die im Unterhaus am 22. April von H. Grey gethanen Aeußerungen über Bonaparte vollständig angeführt, sondern gerade die Hauptsache verschwiegen haben. Bekanntlich sagte H. Grey, daß, so groß auch Bonaparte's Talente wären, doch um ihn zu bewundern, der Augenblick abgewartet werden müßte" (man doch, um ihn zu bewundern, den Augenblick abwarten müßte,) „wo er den größten aller Siege, den Sieg über die Herrschbegierde, davongetragen haben würde." Warum verschwieg man dieß? Fürchtete man den ersten Konsul zu beleidigen? Wen so etwas beleidigen könnte, der wäre gewiß kein großer Mann! Oder wollte man nur den Fanatikern der Freyheit und insbesondre den Jakobinern keinen Stoff geben? — —

hier und da wohlthätig auf den Geist, so wurde doch eben durch sie das sittliche Verderben recht sichtbar. Ja, es wurden Greuel und Ungeheuer ausgebrütet, die ohne sie niemal entstanden wären. In ihr wurden nicht nur große Leidenschaften wirksam, die sodann nach eigner Weise zerstörend fortwirkten: sondern sie nahm auch den Schleyer der Ueberfeinerung *) weg, welcher vorhin die große Ver-

*) Noch ein Beyspiel, zum Beweise, wie weit man ehemals in Frankreich die raffinirende Kultur trieb! Eine sogenannte Fille de joie vom ersten Range (?) gab in Paris glänzende Soupe's, „wobey die Grazie und der Anstand selbst präsidirten. Nicht eine Zweydeutigkeit, nicht die kleinste Zotte durfte da gehört werden.“ . . . . . . Das Essen kostete (jedem Einzelnen) 300 Louisd'or, die Nacht 1000! — dem, welcher gefiel, und so viel bieten mochte — So mußte selbst die Tugend dem Laster ihre Reize leihen!! Jemand, welcher damals die 300 Louisd'or nicht schonte, um auch diesen Zirkel einmal zu besuchen, versicherte mich: er habe da nicht bloß englische Lord's, sondern auch Deutsche von . . . . gesehen. Wie lange stand es wohl an, bis die wahre Gestalt des Innern sichtbar hervortrat?

schlimmerung, also die Ausgeburt der alten Verhältnisse, künstlich verdeckte; und nun lag das Scheusal nackt und öffentlich da. — Noch mehr: indem sie so manches Institut des Aberglaubens zerschmetterte, hob sie auch die religiösen und sittlichen Anstalten auf, welche damit verknüpft waren. Der rohe, thierische Trieb verlor den äußern Zaum. Und der ungebildetere, aber größere Theil der Nation ward auf das schreckliche Extrem des Unglaubens und der Sittenlosigkeit hinübergeworfen.

Dazu kam, außer so mancher innern Zerrüttung, der Krieg und dessen Einfluß auf die Sittlichkeit der jungen Bürger. Allbekannt sind die Ausschweifungen von jeder Art. Wenn gleich in diesem Feldzuge (1800) mehr Disciplin herrschte, und selbst die feine Sitte da und dort wiederkehrte; so gab es doch immer noch manche ausgezeichnete Greuelthaten.

Allerdings gab es auch schöne Züge: Handlungen, welche den Beobachter entzückten. Denn wie edel mußte der Geist seyn, der sich

unter solchen Umständen, im Kriege und während dieser Revolution, vor dem Verderben bewahrt hatte?

Aber oft waren diese Handlungen nur einzelne Blitze in einer finstern Nacht. Und noch konnte es sich an mehr als einem Orte zutragen, daß unter 18 bis 20 Gemeinen, die z. B. ein Mädchen, eine fliehende Jungfrau auffingen, nicht Einer war, der sich der jammernden erbarmt hätte! Vielmehr kühlten sie, lachend, einer nach dem andern, ihre thierische Lust. Der Genius der Menschheit zürnt den Ungeheuern, und weinend verhüllt er sein Antlitz, wenn die Wollust selbst des zartern Alters nicht schonte, sondern auch da fortwüthete, bis (die Geschichte wird die Greuelthat nennen) das Blut floß!! —

Wenn ferner unter denen, welche deutsch sprachen (und jetzt konnten fast alle mehr oder weniger Deutsch) viele die rohesten Zotten, Worte, Ausdrücke und Zusammensetzungen, deren nur ein Thier, hätte es die Sprache und etwas Raffinerie, fähig seyn möchte, absichtlich vor den

Ohren der weiblichen Jugend ausströmten; wenn kein Bitten, kein Erröthen der Unschuld, keine Thräne und kein Zorn die thierische Zunge zu hemmen vermochte; und wenn auch nicht Einer sich fand, der dem heillosen Unfuge mit Ernst oder Güte widersprochen hätte, da hingegen fast alle in wieherndem Tone ihren Beyfall dazu gaben: wer dürfte nach solchen Auftritten nicht laut behaupten, daß bey diesem Volke das Sittenverderben fürchterlich eingerissen habe? —

Es wurde mir indeß auch in dieser Hinsicht, selbst auf Seite der Gemeinen, ein schöneres Beyspiel bekannt: an einem Orte, wo sie für den Pfarrer Achtung gefaßt hatten, und sich dann überall gegen seine Pfarrkinder (während der Kantonirung) sehr ordentlich betrugen. Es war auffallend, wie gerne sie einige Mädchen, die eben im Freyen zu thun hatten, umschwärmten, aber gleichwohl sich gegen dieselben, besonders gegen Eine, die etwas mehr geistige Bildung besaß, nicht die mindeste Unart erlaubten. Wenn auch Einer etwas sagte, das nicht ganz anständig war, oder dem hübschern Mädchen sich auf eine

Art näherte, die das jungfräuliche Gefühl zu beleidigen schien: so wiesen ihn alle übrigen in die Grenze des Anstandes zurück. Es war ganz die schönere Seite der ehemaligen französischen Galanterie.

Gewiß fanden sich in der französischen Armee noch viele einzelne sehr wackere Männer und Jünglinge. Aber im Ganzen war die Zahl der Verdorbenen weit überwiegend.

Und eben der Krieg *) hatte so viele verdorben. Er hatte den Saamen des Lasters recht

*) Nämlich die Verhältnisse, das Gefolge und überhaupt die äußern Umgebungen des Kriegsstandes. Denn, daß „der Kampf für's Vaterland“ auch manchen jungen Freyheitshelden (nach seiner individuellen Vorstellung) zu einer Art von Größe und selbst von Humanität bilden konnte: wer möchte das leugnen? Als der französische General Marceau im J. 1796 am Rhein fiel, und der kaiserliche Obergeneral (der so allgemein und mit so vielem Rechte verehrte und geliebte Karl von Oestreich) ihm seinen eigenen Arzt schickte; als dann bey Marceau's Beerdigung die Waffen ruhten, und auf den ausdrücklichen Be-

entwickelt. Abgeschnitten von jeder bessern Nahrung, und dem sinnlichen Reize von jeder Seite preisgegeben, verderbt hier Einer den Andern, um

fehl des Erzherzogs auch die kaiserlichen Kanonen zur Ehre des Gefallenen mächtig donnerten: da feyerte die Humanität ein schönes und erhabenes Fest. „Auch im Feinde ward die Tugend geehrt.“ Und gewiß hatte der Krieg auch von dieser Seite schon da und dort einen wohlthätigen Einfluß auf die Kultur der Menschheit. „Laßt „den Schäfer im Monde das Bild seiner Ge„liebten finden. Wenn der Mann im stillen Ge„filde mit der Erwartung des Todes alle Be„griffe der Ehre und des Vaterlandes paart, „und, einer ungewissen Stunde entgegengehend — „mitten im Stolze seiner Größe die melancholische „Erinnerung fühlt, einst so leise wie alles um „ihn her, im Grabe zu schlafen; wenn er, mit „einem Blicke auf die Fahnen, sich den Eid der „Tapferkeit schwört, und mit dem andern auf „die ruhige Natnr umher den Gegensatz seiner „Arbeiten zu den verlassenen Scenen der Freund„schaft, der Liebe und der Fröhlichkeit übersieht: „wie anders leuchtet ihm der Mond, wie ganz „anders erscheint ihm die Natur! Ein Tempel „des Todes, wo das Schicksal die Gegenstände „ordnet, und die Zeit das Vorübergehende in sei-

so mehr, je mächtiger der Reiz des Beyspiels wirkt.

Nicht allein den Plünderungsgeist und die rohesten Ausschweifungen der Wollust begünstigte

„nen flüchtigen Wolkengestalten über das Blei-„bende führt! Hast du Gefühl, o Jüngling, so „verweile ein wenig bey diesem Gemählde.“

Dya-Na-Sore, Th. 5, S. 26. Und S. 29: „Geh „hin, o Weicher, und du, der du den Menschen „gern aus seiner Löwennatur (?) predigen möch-„test — lerne ihn kennen, wo er ohne Sold „für die Beruhigung seines Herzens, „für eignes Bewußtseyn und eignes „Gefühl sich hingiebt an Vaterland „und Tod. Das Schlachtfeld ist ein Land, das „tausendfältige Früchte trägt. Kein guter Mann „ging noch ins Treffen, der nicht besser heraus-„kam. Er lernt sich selbst überwinden, wenn er „andere überwindet, und nähert sich durch die „Entwicklung seines Muthes immer mehr jenem „Ursprung aller Tugenden, der Ruhe, die keine „Schulweisheit und kein Schäfer findet — der „Ruhe“ (dem festen Muthe) „mitten unter „Schrecknissen ein unerschüttertes Herz und das „reine Gefühl menschlicher Würde zu behaup-„ten.“

der Krieg: er gewöhnte auch zum Müßiggange, zur Trägheit in Rücksicht ordentlicher Arbeiten, und besonders zur Unordnung im Trinken. Man dürfte sagen: der größte Theil dieser neurepublikanischen Jünglinge hat sich zu „Säufern" verbildet.

Es waren keine Soldaten, wie sie gewöhnlich sind: es war zum Theil der Kern der Nation, und der Stamm eines künftigen Geschlechts. Wie lange mögen die Folgen des Krieges für Frankreich besonders in moralischer Hinsicht noch fühlbar seyn! —

Leider! wird auch so manche Gegend Deutschlands diese Folgen noch lange fühlen. Und wenn, da oder dort, in einem deutschen Heere eben die sittliche Unordnung herrschte; wenn sie unter ähnlichen Umständen eben so wild oder, bey Einzelnen, noch wilder sich äußerte: so enthüllte dieß, in den Augen des denkenden Beobachters, nur desto mehr die scheußliche Gestalt des Krieges.

Unter den französischen Officieren hatte sich dießmal mit dem Tone der „Gleichheit"

(nicht der schönen rechtlichen, sondern des Sanskülottismus) auch die rohe Ausschweifung verloren. Allein, neben den feinern Kunstgriffen der Plünderung, fand sich die thierische Lust öfters nur in einer andern Gestalt ein.

Und zuweilen trat sie wohl auch in der alten Form der Sansküloterie hervor. *) Es waren

*) Es ist kaum glaublich, was man von Officieren, die — nicht zur französischen Armee gehörten, in dieser Hinsicht und zwar mit Bezug auf einen sehr rohen und eigentlichen Sinn der Sansküloterie erzählt. Aber die Geschichte bezeugt es! Was nützt aller Firniß der äußern Sitte, was nützt selbst eine bessere Erziehung, wenn man Jahre lang in Verhältnissen lebt, wo fast nur der thierische Theil im Menschen genährt wird? (Fast nur! Sofern nämlich die moralische Triebfeder nicht unter dem Schilde der Ehre und der Menschlichkeit da und dort noch Einfluß gewinnt, oder durch diesen schönern Aufruf der Politur angeregt wird.) Doch zur Klasse solcher Rohen gehörte gewiß nicht die Mehrheit. Und welch' eine Wohlthat für das Herz, wenn man da und dort einen wahrhaft Edeln kennen lernte! Immerhin dürften indeß,

nicht bloß Gemeine, die auf dem Rückzuge durch Bayern und Schwaben (im März und April 1801) ganz unbefangen, indem man in einer Stadt ankam, nach „Uren" (H—ren) fragten: es war hin und wieder wohl auch ein Officier darunter.

Freylich gab es dann öfters eine komische Scene, wenn der Gefragte sie eben so unbefangen zu einem Uhrmacher wies. Aber wer hatte den Franzosen ihr fille de joie als „Hure" verdeutscht? Das „Freudenmädchen" hätte besser geklungen! — Wir kennen den Mißbrauch des schönen Worts Freude. — Jedoch das Wort „Freudenmädchen," und selbst das „Lustmädchen" wäre dem Volk' in diesem Theile von Deutschland noch unverständlich gewesen. (Möchte auch die Sache noch in jeder Stadt so fremd seyn!) Nur würde dann auch keiner der Fragenden zu einem — Uhrmacher, oder zu Kauf-

zumal seitdem der Dienst des Feldpredigers (oder Feldpaters) zur bloßen Formalität herabsank, auch hier neue und bessere Anstalten nöthig seyn: zum Behufe der Moralität, zum Besten der Menschheit, und folglich selbst — des Staates!

leuten, die mit Uhren handelten, gekommen seyn. —

Der Auftritt war nicht immer komisch: es gab auch tragische Scenen, da nun diese Fremdlinge sich gegen ehrbare deutsche Mütter und Töchter sogleich Freyheiten herausnahmen, und, wenn die Familie dann muthig widerstand, sich einbildeten: nur sie, die Franzosen, nicht die Deutschen wiese man ab! —

Eine solche Frage, öffentlich und laut auf der Gasse, beweis't nun gewiß eben so großen Mangel an Delikatesse als an Moralität. Und wenn gleich im J. 1799 hin und wieder ein russischer Officier uns eine ähnliche Erscheinung darbot, indem er in seinem Quartier für die Nacht, oder wann er gegessen und getrunken hatte, ganz frey und geradezu eine „Hure" forderte: so ziemte doch jene Frage nicht dem Franzosen, der seine Nation, und zwar nicht ganz mit Unrecht, für die gebildetste der Erde ausgiebt. Und mit vollem Rechte würde ihr das schöne Prädikat der „großen" zukommen, wenn sie wirklich, im

vollen Sinne des Wortes, die gebildetste wäre. —

Wer übrigens hier nur die Art (Manier,) nicht die Sache tadelnswerth fände; wem es nur darum zu thun ist, den „äußern Schein zu retten," aber wo es physischer und — schicklicher Weise seyn kann, eben so tapfer anzugreifen und (wie es heißt) zu genießen: der frage sich, ob er wohl, verglichen mit einem Russen oder Franzosen von dieser Art, auf einer höhern Stufe der Kultur stehen möge?

Bey dem größten Theile der französischen Officiere zeigte sich jetzt wieder die schöne, feinere Sitte. Verbunden mit dem muntern Wesen, mit der natürlichen Gewandtheit des Franzosen, und zugleich mit einer gewissen republikanischen Schlichtheit versetzt, gab sie manchem ein so liebenswürdiges Ansehen!

Aber in wissenschaftlicher Hinsicht hatte selbst die Kultur der Bessern noch ganz den alten sophistischen Anstrich. Was man ehedem in Frankreich Philosophie hieß; was

vor

vor und während der Revolution sich unter diesem Namen besonders auszeichnete: das drang überall vor. Die Moral spielte in der Theorie dieser neuen Republikaner eine gar ärmliche Rolle! Aber Logik, Geschmack, Witz und feines Raisonnement: das galt! Noch klingt mir der fade Komplimentton im Ohre, womit einer auf die Vorstellung „Moral sey die Hauptsache“ erwiederte: „Morale? oui la Morale est bonne.“

Besonders für den Schriftsteller ging nichts über die Logik; und der größte Schimpf, der einen Autor treffen konnte, war: „er hat keine Logik!“ Aber der Geschmack (gout) schloß sich nun zunächst daran.

Umsonst versuchte ich zu beweisen: „auf die Sache, auf den sittlichen Gehalt („Geist,“ in der edlern Bedeutung des Wortes) nicht auf die logische oder ästhetische Form komme es bey einem ächtphilosophischen Werke zuförderst an, obgleich der ächte und der reichere Stoff sich mit der ästhetischen Form wohl vertrage, und ein gewisses Maß von

logischer Kunst und Feinheit zur Schriftstellerey als solcher wesentlich gehöre" — ich ward nicht verstanden.

Gleichwohl hieß es von Rousseau: „C'est le Prince de tous les auteurs!" Aber von Mercier: „Il n'a pas de la logique!" Und — eben so charakteristisch als folgerecht — „Il n'est pas auteur!" Selbst so manche treffliche Stelle aus seinem L'An Deux Mille &c. konnte ihn nicht retten.

Im vertrautern Gespräche ward dann frey gestanden, daß man alle Moral für ein Werk der Erziehung, der Angewöhnung halte; und, um recht konsequent zu seyn, setzte man bey: „mein Pferd hat auch seine Moral!" Und der Mann, welcher — nicht zum Scherze, sondern in vollem Ernste — so urtheilte und sprach, war ein Officier von höherm Range, war ein Gelehrter und, seinem ganzen Betragen zufolge, wirklich einer der bessern Menschen. Aber ganz ohne nachtheiligen Einfluß ist überall kein Irrthum! —

Ein Anderer äußerte sich, als ihm die Sache näher gelegt wurde, eben so freymüthig: „Moral,

„Princip der Moral — das ist Nichts! Erziehung, „Gewohnheit, Organisation, Staatsverfassung — „das sind die Quellen der Moral. „Das Uebrige „ist Schwärmerey. Geist und Genie, Logik und „Geschmack: das macht den brauchbaren Mann, „das bildet den guten Schriftsteller!“

Noch fand ich bey Einem und dem Andern, die Wohlwollen, Menschenfreundlichkeit, einen regen Sinn für Recht und überhaupt ein schönes Herz zeigten, die Praxis — besser als die Theorie. Entweder war das Princip der Moral nicht entschieden, oder es hatte selbst noch einen Anstrich von dem feinern Materialismus.

Gewiß, wenn die französische Philosophie und insbesondre Helvet's Buch vom Geiste („de l'Esprit“) so manches Vorurtheil vertrieb, manches Institut des Aberglaubens mächtig erschütterte: so müssen wir doch zugleich gestehen, daß auch die Irrthümer dieser Theorie lange und mächtig wirken!

Unstreitig hat die französische Philosophie, so wie selbige in den Raynal's,

Helvetius, Voltaire's, d'Alembert's, Diderot's u. e. A. vor der Revolution blühte, vieles einzelne Wahre und Gute. Wer billig denkt, und diese Philosophie kennt, wird ihr so viel nicht absprechen. Sie hat unläugbare Verdienste um die Kultur der Nation. Dennoch, ohne da und dort einen wahrhaft Edeln unter den aufgeklärten Männern der Nation zu verkennen, dürfte man sagen: daß die Verdienste der französischen Philosophie im Ganzen mehr negativ waren. Ihr Geist, ihre Tendenz ging mehr auf Zerstörung des Falschen, als auf Einführung des Wahren. Und der Nachtheil, den sie in positiver Hinsicht da und dort anrichtete, ist unverkennbar: wiewohl das, was hier wirkte, den schönen Namen der Philosophie nicht verdient.

Zwar an dem Ursprunge der Revolution ist die französische Philosophie (im gewöhnlichen, konkreten Verstande) unschuldig; denn offenbar gründet sich derselbe in den großen Mängeln und Gebrechen der alten Verfassung, bey diesem Fortschritte der Kultur und — der Unordnung! Daß sie aber zur Leitung der Revolution beytrug,

und daß hierbey ihr Genius nicht immer wohlthätig wirkte: wer möchte das läugnen? *)

Es hat eine eigne Bewandtniß mit der französischen Philosophie. Sichtbar trägt auch sie

*) Um dem Mißverstande und — der Mißdeutung vorzubeugen, möchte ich hierbey auf eine vortreffliche Schrift, die mir eben bekannt ward, verweisen: De l'influence attribuée aux Philosophes, aux Francs-Maçons et aux Illuminés sur la Revolution de France. Par J. J. Mounier. A Tubingen chez J. G. Cotta 1801. (Sie ist bereits auch in deutscher Sprache — von Dr. Mathiä in Belvedere bey Weimar übersetzt, und mit einigen Anmerkungen begleitet — in derselben Buchhandlung erschienen, mit dem Titel: Mounier über den vorgeblichen Einfluß der Philosophen, Illuminaten und Freymaurer auf die französische Revolution.) Mein Versuch über Kultur war schon vollendet, und bereits unter der Presse, als mir diese Schrift von Mounier zukam; und es durfte mir wohl angenehm seyn, zu finden, daß meine Ansicht der Revolution und der französischen Philosophie mit der Vorstellung eines solchen Mannes, wenigstens im Ganzen oder dem Geiste nach,

das Gepräge des Nationalcharakters. Aber es kommt noch der merkwürdige Umstand hinzu: die französische Philosophie hat sich (vornehmlich) im Kontraste gebildet; im Gegensatze mit dem, was der denkende Kopf um sich her wahrnahm, mit so manchen Auswüchsen des Positiven! — in politischer und vorzüglich in religiöser Hinsicht — Daher dann so mancher Sprung auf das entgegengesetzte Aeußerste; da-

zusammentraf. Aber sollte man nicht wünschen, daß er die äußern, ungünstigen Verhältnisse, die so viel beytrugen, dem Denkgeiste in Frankreich eine sophistische Richtung zu geben, besonders hervorgezogen, entwickelt und ins Licht gesetzt haben möchte? — Sehr merkwürdig und zum Theile ganz neu ist das, was Hr. Mounier im ersten Abschnitte hin und wieder für die „verlästerten Philosophen" spricht. Es ist der Wunsch, auch an meiner Stelle (so viel ich kann) der guten Sache der Menschheit zu dienen, es ist die eigne Ueberzeugung, und das innige Gefühl des Dankes gegen den edeln Verfasser, was mich drängt, hier, in einer Anmerkung, noch so viel beyzusetzen: wer sich über den Gang der französischen Revolution, und über die eigentliche Beschaffenheit — die gute und die schlimme

her sogar verderbliche Irrthümer, die besonders im Fortgange der Revolution ihre ganze Natur, ihre zerstörende Kraft äußerten!

Wie sehr die philosophirenden Köpfe in Frankreich zur Uebertreibung und zum andern Extreme sich neigten: davon enthält der Briefwechsel, den Friedrich II. mit Voltaire und d'Alembert führte, einige merkwürdige Beweise. War es doch möglich, daß Er, der ge-

Seite — der „französischen Philosophie" unterrichten will; wer besonders durch die neuern „Allarmschüsse," durch das (theils einseitige, theils grundlose, aber wohl da und dort) blendende Geschwätze von Barrüel, Guilleaume und Konsorten in seinem ruhigen Lebensgange, in der geraden und klaren Ansicht der Dinge gestört ward: der lese dieses merkwürdige Buch! Es ist zwar dem Inhalte — oder vielmehr der Bogenzahl — nach klein; aber es wiegt seinem eigentlichen Gehalte nach eine ganze Bibliothek revolutionairer und antirevolutionairer Produkte auf. Ja, hier ist volle Sachkenntniß, die liebenswürdigste Billigkeit (eine edle Mäßigung,) und im Ganzen der reine, lebendige Hauch ächter Philosophie!

borne Protestant, den Katholiken und selbst den kältern Denker d'Alembert wegen gewisser Aeußerungen freundschaftlich tadelte, und solche zum Mittelpunkte der Wahrheit mehr einlenkte!

Wohl ist es schwer, immer die königliche Mittelstraße zu treffen: selbst für den redlichen Denker, wenn er in Verhältnissen lebt, wo ihm der Irrthum, auf dieser oder jener Seite, stets vor Augen schwebt, und ihn zu täglichem Kampfe aufruft. Da wird der denkende Geist (die Denkkraft) unaufhörlich gereizt; da erhält er so manchen Stoß, der ihn — leicht zu weit führet.

Der Anblick so vieler Mängel und Gebrechen, in diesem Abstiche gegen den wirklichen Zustand der Nationalkultur, regte gewiß in manchem Bessern den Sinn für Wahrheit und Recht mächtig auf. Aber bey Mehrern, die des schönen Namens „Philosoph" nicht ganz würdig waren, kam die Leidenschaft hinzu; und natürlich floh der bessere Genius in dem Maße, als dieser unreine Geist eintrat. Um so kühner griff man auch das Wahre und Gute an, was mit den herrschenden Begriffen, mit den bestehenden Ein=

richtungen u. s. w. verwebt oder gar verwachsen war. Man läugnete z. B. alle reine (eigentliche) Sittlichkeit, man hob selbst jeden Begriff davon auf, weil die Mönchsascese sich von derselben eine theils übertriebene, theils einseitige — und in ihren Folgen so verderbliche! — Vorstellung gebildet hatte. Daher dann jener entschiedene Haß gegen das Christenthum!

Oefters barg sich die Leidenschaft, und selbst die Libertinage, unter dem Schilde des Eifers für Wahrheit und Recht. Und je mehr der philosophirende Kopf seinen Blick auf die äußere Schale und auf die Formen der Gegenwart heftete: desto weniger begriff er, was der Geist, was die sittlichen und religiösen Lehren des Evangeliums der Menschheit, nach dem ewigen Plane der Vorsehung, seyn müssen.

Allmählig suchte man sogar das, was bisher der Anstand geboten hatte, und was nun besonders dem raffinirenden Sinne des reichern und vornehmern Wollüstlings eine Fessel ward, mit den Waffen der Philosophie zu bestreiten und zu zerbrechen. Es entstand eine kühne, Alles ver-

zehrende Halbphilosophie. „Ich sehe, sagt „Rousseau, im Emil, worauf die Grund„sätze der neuern Philosophie abzwecken, wenn „sie die Reinigkeit des weiblichen Geschlechts zum „Gelächter machen.“ Und wenn hierbey der achtungswürdige Herausgeber des Revisionswerks deutscher Erzieher in der Uebersetzung des Emils (B. 4., S. 152.) die Anmerkung macht: „Wieder Philosophie, was Leichtsinn, Falschheit, Afterphilosophie heißen sollte!“; so ist dieß zwar für Deutschland sehr gut gemeint, und gegen die eigennützigen oder blinden Gegner der Philosophie ganz treffend: aber auch gegen Rousseau? und aus dem historischen Gesichtspunkte? —

Es fällt auf, welch einen zerrüttenden Einfluß diese Art von Philosophie auf das Ganze, nach dem Ausbruche und während des weitern Gangs der Revolution, haben mußte, zumal da bereits mehrere Jahre vor dieser die Zahl der vorzüglichen Köpfe, die jenem Philosophismus anhingen, so auffallend stieg! Allerdings ist hier, genau betrachtet, das Wort Philosophismus so wenig als Philosophie passend. Aber et=

was, das zur Philosophie als solcher wesentlich gehört, eine geübtere Denkkraft und dabey — besonders in negativer Hinsicht, d. i. im Gegensatze mit Irrthum, Aberglauben und Vorurtheil — auch vieles einzelne Wahre: das können wir jener französischen Philosophie mit Wahrheit nicht absprechen. Um so täuschender und verderblicher mußte dann die Sophisterey wirken, zu einer Zeit, da nur wilde Leidenschaften tobten, und die Fehler des Hergebrachten immer schärfer ins Auge gefaßt wurden.

Man begreift, wie nun hinwieder der Anblick solcher Wirkungen selbst einen La Harpe, den alten Freund Voltaire's, auf das andre Extrem des Aberglaubens, der Frömmeley und des erklärten Hasses gegen die Philosophie selbst hinüberwerfen konnte. Aber wie viel Treffendes sagt er gleichwohl gegen jene Halbphilosophie! *) — Nirgends hat sich bisher auch das innere, psychologische Spiel der „Reaktionen" so mächtig

*) S. „Was heißt Schwärmerey in der Sprache der Staatsumwälzer? Aus dem Französischen, Dortmund 1799."

und sichtbar entwickelt, als im Felde dieser großen Revolution.

Betrachten wir jene Früchte der französischen Philosophie; so verdienen auch die Ausfälle, welche Hr. Necker in seinem Werke de la Republique françoise auf die „Philosophen" macht, eine mildere Erklärung: ob man gleich sehr wünschen möchte, daß er die gute Sache von dem Mißbrauch, und die Sophistik von der Philosophie eben so deutlich und stark unterschieden hätte. Eine solche Unterscheidung vermißt man um so mehr, je größer die Zahl der gutmüthigen und besonders der selbstsüchtigen Gegner des Lichtes, der Philosophie sowohl als der Aufklärung, mit dem Ausbruch' und Fortgange der Revolution ward, und je mehr das Zeugniß eines solchen Mannes die Mißgriffe der Einen und die trügerischen Blendwerke der Andern begünstigen mag. Vornehmlich in unsern höhern Ständen hat dieses Neckersche Werk auf solche Art hier und da sehr nachtheilig gewirkt. Aber nie soll man vergessen, wer dem Verfasser zu so auffallenden, aber gerechten Vorwürfen Stoff gab, und — wer ehedem vorzüglich beytrug, daß der herr-

schende Geist des Denkens in Frankreich diese sophistische Wendung nahm, und dann, in der wilden Hitze der Revolution, solche Früchte hervortrieb!

Möge nun die Entfernung von so Manchem, was ehemals den denkenden Kopf zu Extremen reizte, möge selbst das Wahre in den neuern Grundsätzen — verbunden mit so mancher theuern Erfahrung — auch im Gebiete der Philosophie allmählig einen bessern Geist, eine reinere Denkart herbeyführen! Helvet's „Geist," in seinem bekannten Werke, ist wahrlich nicht der ächte. Und selbst im Gespräche mit den gebildetern der französischen Officiere, die in jenen zwey denkwürdigen Feldzügen von 1796 und 1800 unsern vaterländischen Boden betraten, zeigte es sich oft genug: wie wenig der herrschende Sinn des französischen „Esprit" der höhern Bedeutung unseres deutschen „Geist" entspreche. — Ist aber nicht diese Bedeutung da, wo die ächte, sittlich geordnete Kultur sich findet, die einzigwahre? *) — Vornehmlich aus „Logik und Geschmack" ging jener

*) Nämlich in dieser Hinsicht — auf die Sache!

französische Geist hervor. Allein aus diesen Ingredienzen konnte nur ein Spiel des Witzes, oder eine Art von Scharfsinn und logischer Feinheit hervorgehen.

Daß die französische Kultur, von Seiten der Philosophie, im Ganzen eine mehr sophistische Wendung nahm; daß sie, vor und während der großen Umwälzung der Dinge, so manche Geburten des Leichtsinns, der Frivolität, des kühnen, verzehrenden Raisonnements, mit Einem Worte, der Sophisterey hervorbrachte: davon liegt allerdings auch ein Hauptgrund in dem französischen Nationalcharakter. Um jedoch billig zu urtheilen, dürfen wir wohl Acht haben, daß wir auf diesen Grund nicht zu viel bauen. Frankreich hatte auch seine Fenelon's, seine Pascal's, und noch andre Männer von diesem Geiste. Und wenn gleich Fenelon, Pascal u. A. bey der besondern Geistesrichtung, die ihnen auf dem Wege ihres Lebens und vermöge der äußern Umgebungen zukam, den reinen Begriff des Höhern, die bestimmte und deutliche Vorstellung, nicht erlangten, und dann, in Ermangelung derselben, sehr oft an der Klippe des Mysticismus

anstießen, oder auch hier und da ganz auf dieses Extrem hinüber geriethen: so ist doch eben so unläugbar, klar und merkwürdig, daß ihnen im reinen, positiven Gefühle das ursprünglich Wahre lebendig vorschwebte, und daß folglich das erste und vornehmste Requisit aller ächten Philosophie vorhanden war. Wo dieses gegeben, oder im reinen Gefühle vorhanden ist; da kann, wenn sonst die Denkkraft sich frey und zweckmäßig äußert, der ächte Begriff leicht hinzukommen.

Weil im Sturme der Revolution so Manches wegfiel, was ehemals die Denkkraft band oder zur Uebertreibung reizte; so mag nun das Streben der philosophirenden Köpfe auch in dieser Hinsicht allmählig eine bessere Richtung gewinnen. Schon bietet da und dort eine fröhlichere Erscheinung unserm Auge sich dar. In der Erlang. Lit. Zeit. vom Jahre 1799 wird No. 206. von den Memoires de l'Institut National des Sciences et des Arts &c. Sciences morales et politiques. Tom. prem. am Schlusse der Anzeige davon gesagt: „Diese Inhaltsanzeige „wird hinreichen, das Publikum auf die Arbeiten „eines Instituts aufmerksam zu machen, das al-

„lerdings eine beträchtliche Anzahl tiefer Denker „und ächter philosophischer Köpfe enthält, und, „wenn anders der umfassende, mit ächter Weis- „heit und edelm Weltbürgersinn entworfene Plan „den Stürmen der Revolution und des alles ver- „wüstenden und lähmenden Krieges entrinnt, für „die ganze Menschheit unermeßliche Vortheile ge- „währen wird. Dem deutschen Schriftsteller ins- „besondre möchte Recensent das Studium dieser „Memoiren als Muster der Korrektheit und Poli- „tur des Styls, der Lebhaftigkeit und doch Rich- „tigkeit und Bestimmtheit der Diktion empfehlen." Jedoch von dieser letztern Seite verdiente die Mehr- heit der philosophischen Produkte in Frankreich dem deutschen Schriftsteller, im Gebiete der Phi- losophie, schon lange als Muster vorgestellt zu werden. Und wie sehr verdiente dieß besonders Helvetius! Aber in mehrern jener Abhandlun- gen lebt, troß dem, was da und dort auf Seiten des moralischen Begriffs (der Theorie) fehlt, wirklich philosophischer Geist, sofern dieser vornehmlich im Angewandten sich äußert: z. B. in den Reflexions extraits d'un ouvrage du Citoyen Gregoire sur les moyens de per- fectioner les sciences politiques, und in dem

Aufsätze Des Clubs et leurs rapport avec l'organisation sociale par Baudin.

Daß nicht nur ein edlerer praktischer Geist, sondern auch eine reinere Theorie, ein fester Begriff von dem ursprünglich Wahren emporkomme, und sich unter den denkenden Köpfen ausbreite: daran ist sehr viel gelegen; und es ist schon oben, im Eingange dieser Schrift, bemerkt worden, wie sehr es daran noch fehle. Dem sittlich Handelnden muß das ursprünglich oder absolut Wahre im reinen Gefühle (praktisch) gegeben seyn; und der wissenschaftlich Denkende (in Einem und demselben Subjekte) muß es dann im Begriffe rein auffassen, festhalten und sichern. Allerdings zwey große Forderungen! Aber die Realisirung von beyden gehört zum Wesen der Philosophie.

Und es scheint überhaupt, zum Behufe der höhern Kultur, nothwendig, daß auch von der Philosophie eine edlere Vorstellung, ein höherer Begriff unter dem kultivirten Theile der Menschen sich festsetze. Indem dieser höhere (sittlich bestimmte) Begriff von den philosophirenden Gei-

stern selbst ausgeht, muß er sich allmählig in der Sphäre eines größern und gebildetern Publikums ausbreiten.

Ist die Philosophie als solche nicht moralisch bedingt? Und betrifft diese Bedingung nur die Form oder eine subjektive Möglichkeit? Betrifft sie nicht auch den ersten und vornehmsten Stoff (den sittlichen Gehalt,) die Wirklichkeit und das innere Wesen der Philosophie? Hängt nicht die Existenz des Philosophen dergestalt vom (moralischen) Zustande des Menschen ab, daß — ohne die Grundlage des sittlich guten Willen nothwendig statt der Philosophie nur Sophistik im Felde der Wissenschaft, und Sophisterey im Kreise des Lebens entsteht? Soll es nicht dahin kommen, daß der Philosoph wesentlich an dem Prädikate des Weisen, und jeder wahrhaft Weise eben so wesentlich, obwohl mehr oder weniger, an dem Namen des Philosophen Theil nimmt? Ist eine solche Steigerung der Begriffe nicht nothwendig, um die Menschheit gegen den Sophisticismus und die Libertinage auf einer Seite, und gegen den Obskuran-

tismus und die Bigotterie auf der andern völliger zu sichern? Und wenn im Begriffe des Weisen das Moralische und das Intellektuelle zusammentreffen, indem zugleich das erstere zum Grunde liegt: *) müssen dann nicht beyde eben so im Begriffe der Philosophie und des Philosophen (freylich auf eine eigenthümliche Weise) zusammengefaßt werden?

Die Lösung dieser Fragen dürfte unter solchen, die auf dem Wege der ächten Kultur wandeln, d. h. unter denkendern und zugleich moralischgesinnten Menschen bald zu einem Begriffe der Philosophie leiten, welcher jedem, der dieses Wort hört oder ausspricht, die moralische Grundbedingung von Seiten des Stoffes sowohl als der Form zuerst darstellen würde.

Man hat neulich zwischen Philosophie und philosophischem Geist unterschieden:

*) Man sage uns nichts mehr von einer „technischen Weisheit:“ das ist Geschicklichkeit! — Es giebt Schulwörter, die (auch jetzt noch) die Begriffe verdunkeln oder verwirren, anstatt sie aufzuhellen oder näher zu bestimmen.

man sprach jemanden den letztern zu, indeß man ihm die erstere („weil es nur Eine Philosophie gebe") schlechterdings absprach. Durch solche — willkührliche — Unterscheidungen erhalten wir keinen bestimmten Begriff von der Philosophie, keinen, der den Bedürfnissen der fortschreitenden Kultur entspricht. Daß jemand wirklich Philosophie habe; daß ihr Geist, ihr lebendiger Hauch ihn beseele: das ist die Hauptsache! Ob er sie dann auch im System, in einer Theorie, in Aphorismen u. s. w. ausspanne (entwickle und darstelle) oder nicht: dieß ist eine Modifikation, aber kein wesentliches Merkmal, im Charakter des Philosophen.

Philosophischer Geist ist da, wo das Gefühl (des Höhern, des ursprünglich Wahren) und der Begriff auf die gehörige Art miteinander verknüpft werden; da entsteht dann der — reine Begriff (der reine Ur- oder Grundbegriff.) Allerdings giebt es, außer dem moralischen Zustande, auch eine intellektuelle Bedingung: auch von Seite des Verstandes wird ein gewisses Maß von Selbstthätigkeit, Uebung, Unbefangenheit, eine gewisse Unabhängig-

keit von Vorurtheilen, von zuvorgefaßten theoretischen Begriffen, physischen Ansichten u. s. w. erfordert. Wer kennt nicht besonders die Macht der Gewohnheit und die eiserne Fessel des Mechanismus? Wo sich indessen der Fehler bey einem sonst geübten Verstande nur insoweit auf der intellektuellen Seite, nicht auf der moralischen findet: da mag sich der nüchterne Beobachter öfters veranlaßt (und gleichsam gezwungen) fühlen, in dem Menschen ein Wahres, das nicht zunächst vom Kopf' oder vom Begriffe abhängt, anzuerkennen; ein Gedanke, der sich mir, ich gestehe es, im Umgange mit jenen Edlern aus dem französischen Officierkorps zuweilen recht innig aufdrang. Ob jedoch dieß Wahre, sofern es zunächst vom bessern Herzen abhängt, ohne den reinen oder richtigen Begriff auch immer, auch in dem Momente einer reizendern Versuchung bestehen kann? —

Noch herrscht in den französischen Systemen der unreine Begriff nicht selten vor: in der Theorie, wo jenes Wahre nicht so, wie in praktischen Aufsätzen, unterstützt von dem schönen Triebe des

Wohlwollens, der Humanität u. s. w., selbst vom lebendigen Eifer gegen das Unrecht, im reinen und bessern Gefühle vordringen kann. Nur da, im Gebiete der Philosophie, ist das Herz besser als der Kopf, die Praxis reiner als die Theorie. Unter solchen Umständen, und in gewissem Maße! —

Der gröbere oder feinere Materialismus ist es, welcher in den französischen Theorieen noch immer, bald in dieser bald in jener Gestalt, besonders hervorscheint. Und es dürfte um so schwerer seyn, diesen unreinen Geist aus dem Schooße der Nation zu vertreiben, da er sich in den finstern Epochen der Revolution und besonders im — Kriege praktisch verstärkt hat. Hier konnte sich der theoretische Materialismus in seiner ganzen Kraft, in seiner schrecklichen Konsequenz äußern! Es mußte jeden bessern Zuschauer empören, wenn er sah und beobachtete, wie diese Theorie bey so vielen aus der großen Zahl der Officiere, Commissair's, Employe's u. s. w. praktisch waltete, wie man seine Aufführung mit Sophismen beschönigte, wie man alles Bessere im Menschen, jede Abhängigkeit von einem Höhern, jede Aus-

sicht in eine künftige Welt frech wegläugnete, und dann bloß zum sinnlichen, thierischen Genusse von jeder Art aufmunterte, „weil jenseits keine Existenz und keine Freude mehr sey!“ Nur das „Thier“ im Menschen, versetzt mit einer Dosis von „Teufeley“ (Sophisterey?): wahrlich es ist ein schauerlicher Anblick!

Der Materialismus ist nun, wie es scheint, das Radikalübel in Frankreich, gegen das alle Bessern und Edlern, dieses Salz der neuen Erde, ankämpfen müssen. Möge sie ein gütiger Genius in dem schönen Kampfe unterstützen! Denn ohne das Zusammentreffen äußerer, glücklicher Umstände steigt keine Nation zur höhern Bildung empor; und nach der Unordnung, die vorherging, nach dem schrecklichen Wogengedränge, was darauf folgte, und fast alle Formen zerschlug, kann insbesondre Frankreich ohne diesen Beystand des großen und mächtigen Weltgenius nicht zur höhern, zur ächten und bleibenden Kultur emporsteigen.

Zum Glücke für unser deutsches Vaterland gewann bey uns die Philosophie einen gesetztern, mehrumfassenden, und zuförderst in mo-

ralischer Hinsicht weit bessern Geist. Man sehe z. B. die „Aussprüche der philosophirenden Vernunft und des reinen Herzens" u. s. w. (Jena bey Voigt, 3 B. 1798. und die 2te Ausg. 1800) eine Sammlung, worin eben der bessere Zustand unserer deutschen Philosophie sich in schönen und großen Zügen abbildet. Eine mittelmäßige Stelle, da oder dort, kann so vielem Trefflichen, was da ist, nichts von seinem Werthe entziehen.

Wenn es in Frankreich unter den denkendern Köpfen beynahe Ton ward, zum moralischen Skepticism, zu einer materiellen, egoistischen Denkart, zum religiösen Indifferentismus, und selbst zum kühnen, wegwerfenden Atheismus sich laut zu bekennen: so giebt es hingegen in Deutschland, von einem bedeutenden oder berühmtern Manne, kein einziges Beyspiel dieser Art. *)

*) „Macht Fichte keine Ausnahme?" Nein! Denn wer auch in die Form seiner Idee von Gott nicht ganz eingeht; wer den Ton gegen seine Gegner (da und dort) und selbst in Absicht der Sache manches Raisonnement, z. B. über Glückseligkeit und über den Zusammenhang zwi-

Selbst der feinere Eudämonismus, sofern er aus der leibnitzisch-wolffischen Schule hervorging, macht hier überall keine Ausnahme; denn in dem ernstern deutschen Gewande, in der metaphysisch-theoretischen Einfassung von Realität, Vollkommenheit u. s. f. lebte nicht selten der bessere Geist. Er wurde selbst durch die intellektuellen Formeln, im Gegensatze mit dem bloß Sinnlichen, angeregt. Und nun herrscht unter den Freunden der Aufklärung und der Philosophie in Deutschland ein rühmliches Bestreben, und (zum Theile) ein schöner Wetteifer, die Principien der Sittlichkeit, der Religion und des Rechtes noch fester zu begründen, noch deutlicher zu entwickeln, und zweckmäßiger — mit

schen Moral und Religion nicht ganz billigen kann: der wird dennoch, wenn er nur sonst billig denkt, und für das Bessere Sinn hat, das Eine Göttliche in Fichte's Vorstellung nicht verkennen. Er wird zugeben, daß solches, besonders in der Appellation an das Publikum gegen die Anklage des Atheismus, an vielen Stellen eben so wahr als schön und kräftig hervorspricht.

Rücksicht auf die höhere Natur des Menschen und auf seine äußern Verhältnisse — anzuwenden.

Die würdigen Herausgeber jener Sammlung nahmen besonders auf die „kritische Philosophie“ Rücksicht. Und wer dürfte läugnen, daß die Kantische Philosophie, vorzüglich von ihrer praktischen Seite, zur weitern Kultur der Menschheit beytragen könne? Um den herrschenden Geist dieser Philosopheme kennen zu lernen, sehe man eine kleine, aber merkwürdige Sammlung, die unter der Aufschrift „Kantische Blumenlese“ *) kürzlich erschien.

Die Billigkeit, die Gerechtigkeit selbst erkennt das Neue, das Schöne und Große in Kant's Schriften, besonders aus seiner kritischen Epoche. Und gewisse vornehme Machtsprüche können den ruhigen und prüfenden Freund des Wahren nicht irre machen. Kein wahrhaft Edler erlaubt sich, wie mir däucht, solche Machtsprüche. Denn müßte

*) Mit einer Abhandlung von J. G. Rätze.

er nicht fürchten, die Billigkeit, die Humanität, die Wahrheit selbst zu beleidigen? Müßte ihm, wofern auch der Eifer gegen einen Mißbrauch, ihn zu weit führen wollte, nicht einfallen, daß eben solche Machtsprüche auf der andern Seite den Partheygeist nähren, und das wilde Chor der feindseligen Leidenschaften verstärken? Damit ist wahrlich der guten Sache auf keiner Seite gedient. Oder glaubt man ihr durch ein „politisches Einlenken" wirklich zu dienen?

Nein, im Felde der Schriftstellerey gilt (in dieser Hinsicht) überall keine Politik. Hier gilt es nicht, ein Extrem durch das andre zu bekämpfen, und z. B. den Unfug, welchen der vergötternde Juvenismus mit der neuen Philosophie trieb, durch eben so große Schimpfnamen niederzuschlagen, oder, damit das Ansehen des großen Denkers nicht diesen jugendlichen Produkten sich mittheile, und den Schaden vermehre, ihn selbst durch eine höchst einseitige Würdigung seiner Schriften zu einem „sehr kleinen Lichte" herabzusetzen. Nein, was nicht auf dem Grunde der Wahrheit, auf dem Fundamente der Sittlichkeit ruht: das dauert nicht, das verspricht überall keine guten Folgen;

und der Vortheil, welchen das politische Einbeugen hier und da im Einzelnen und für die Gegenwart schafft, wird durch weit größere Nachtheile in der Zukunft und im Ganzen verschlungen. Nicht selten fallen diese schon hier auf den Kopf des feinern Sophisten, des politisirenden Schriftstellers sichtbar zurück.

Allerdings gehört eine treffende Rüge des Mangelhaften auch zur gehörigen Würdigung. Aber damit verträgt sich wohl die schöne, umfassende Billigkeit; und nur diese führt zum Ziele; zur größern Aufnahme des Wahren! Die Kriegskünste sind im Felde der Schriftstellerey eben so verderblich, als die Kunstgriffe der Politik.

Es ist indeß zu hoffen, daß der mildere und gerechtere Genius der Humanität siegen, daß er allmählig die Oberhand gewinnen, und daß in unserm deutschen Vaterlande die Kultur auch von Seiten der Philosophie auf dem schönen Wege, den sie schon da und dort einschlug, glücklich fortgehen werde. Denn ward gleich neuerlich die Humanität hin und wieder sehr

grob beleidigt: so wurden ihr doch zu gleicher Zeit mehrere schöne Opfer gebracht, mehrere treffliche Denkmale errichtet; und es ist nicht zu läugnen, daß sich das Streben für Humanität (im höhern und mehrumfassenden Sinne des Wortes) vorzüglich in Deutschland, und zwar an mehr als einem Orte, eben so schön als lebendig zeigte. Wer überließe sich nicht gerne der Hoffnung des Bessern, wo uns wenigstens verschiedne einzelne Data und das höhere Princip, das im Schooße der Menschheit wohnt, dazu auffordern?

Auch die Anstalten der Religion sind in einem großen Theile von Deutschland durch glückliche, vorbereitende Umstände schon so beschaffen, daß man sie leicht mit der fortschreitenden, intellektuellen und verfeinernden, Bildung immer mehr in das gehörige Verhältniß setzen, und darin, zum Behufe der moralischen Kultur, erhalten kann. Bey uns fand sich, im Ganzen, weit weniger Reiz zum entgegengesetzten Extreme.

Und noch regt sich, in verschiednen Theilen unseres deutschen Vaterlandes, der Geist religiöser

Verbesserungen. „Gewinnt doch das Licht immer „mehr Raum über den Schatten! Und ein Wölk„chen vor der Sonne ist noch keine Sonnenver„finsterung. Ein solches scheint neuerlich die Re„formationspredigt des obersten und durch „Kenntniß und Eifer für's Gute höchstachtbaren „Geistlichen in Kursachsen herbeygeführt zu haben. „Seine Absicht war es gewiß nicht, daß aus ei„nem schnell verhauchten Worte eine eiserne sym„bolische Fessel geschmiedet, und dazu der Name „des duldsamen und gerechten Fürsten gebraucht „werden sollte." *)

Eine merkwürdige Schrift ist kürzlich erschienen: „Wie kann dem katholischen Schwaben das Kriegsungemach zum größten Vortheile für die Religion

*) S. „Leipziger Bücherverzeichniß auf die Jubilate-Messe 1801" in der Allgemeinen Zeitung No. 153. u. f., ein würdiges Gegenstück zu dem vortrefflichen Aufsatze „Meßverzeichniß auf Jubilate 1800" in derselben Zeitschrift! (der Sprache und dem Geiste nach von Einem Verfasser.)

vergütet werden? (3 Hefte.) Zwar kann ich, um es frey zu gestehen, dem Verfasser nicht überall beystimmen: aber Vieles, sehr Vieles ist mir wie aus der Seele genommen. Wer auch, auf seinem Lebenswege, zu Grundsätzen gelangt ist, die sich da oder dort von der Ansicht des ungenannten Verfassers wesentlich entfernen: der wird dennoch, wenn er nur vom Geiste der Billigkeit und der Wahrheitsliebe belebt (nicht vom wilden Dämon der Leidenschaftlichkeit und des Fanatismus beherrscht) ist, so mancher treffenden Bemerkung und selbst manchem Vorschlage seinen Beyfall nicht entziehen. Und dieß schöne Gepräge der Redlichkeit, diese ruhige, einfache Darstellung und der Geist des Wohlwollens, der so fühlbar das Ganze durchathmet, wird ihm innig wohlthun. *)

*) Aber sonderbar, daß auch in dieser Schrift die beliebte Vorstellung sich findet: „nicht alle hätten die Gabe der Enthaltsamkeit; daher könnte man den Cölibat nicht zum Gesetze machen" u. s. w. (im ersten Hefte.) Mit dieser Vorstellung giebt man dem rohern und dem feinern, dem fanatischen und dem politischen Ver-

Ja es belebt und erhöht den Muth des Kosmopoliten, es ist für den Freund der Menschheit und des Vaterlandes erfreuend, wenn er in unserer trefflichen National-Zeitung der Teutschen noch immer neue Anstalten zum

theidiger des Cölibats noch immer Stoff zu einem irrigen Begriffe und zu trügerischen Wendungen; ja man giebt dem Cölibatshelden selbst das — Heft in die Hand. Denn kann er nicht antworten: „gut! es giebt also eine Gabe der Enthaltsamkeit, und diese ist ein schöner Vorzug; „bewirb dich nur um diese Gabe: wenn du sie „nicht hast oder bekommst, so ist es deine Schuld; „denn die Gnade wird keinem versagt, und die „Gnade muß über die Natur, eine höhere geistige „Kraft über den physischen Trieb siegen." Wir müssen, indem wir das Wahre an dieser Vorstellung ehren, dem Blendwerke, wozu es mißbraucht wird, von einer andern Seite begegnen. Wem die Enthaltsamkeit als eine Gabe der Selbstverläugnung, als eine Frucht der moralischen Selbstbeherrschung eigen ward; der ist eben auch zur Ehe, zum schönen, sittlich geordneten Genusse ihrer Freuden und zur muthigen Ertragung ihrer

Bessern, und zwar aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands, verzeichnet und angezeigt findet. S. 517. des vorigen Jahrgangs wird z. B. gesagt: „Der Fürstbischof und seine geistliche Re-

Beschwerden vorzüglich geschickt. Aber es giebt keine *natürliche Anlage* zur Enthaltsamkeit, die das Prädikat einer *Gabe* verdiente; denn *Phlegma, Mangel an Kraft und Leben* ist keine Gabe, sondern ein *Defekt*, der auch zu guten, zu schönen und großen Thaten minder aufgelegt macht. Im Gegensatze mit der *sinnlichen Tendenz*, die zuweilen durch die Erzeugung fortgepflanzt wird, erscheint eine glücklichere Disposition allerdings als Gabe. Allein diese — disponirt dann auch um so mehr zur wahren Ehe. Daß so Mancher, der von der Natur mehr Feuer, Leben u. s. w. empfing, durch den Cölibat verdorben wird, indeß eben das eheliche Leben (in dieser Hinsicht) ihn retten konnte: so viel ist wahr; und es spricht mächtig für die Aufhebung des Cölibats. Wer sich in Umständen befindet, wo seine Pflicht die völlige Enthaltsamkeit fordert, wo folglich das schöne, von der *Unkenntniß* so oft mißverstandne und von der

„gierung zu Würzburg haben ein Gesang- und „Gebetbuch, welches gewiß im katholischen Theile „Deutschlands Epoche macht, sammeln lassen „und durch ein Zirkularschreiben zur behutsamen

Politik mißbrauchte, Wort eines Edeln „wer es fassen kann, der fasse es" (ein solches Betragen) für ihn gilt: der wird gewiß, wenn je der rechte Geist ihn beseelt, auch dem schönen Gefühle der Liebe sich entziehen, weil sie in ihrer ganzen Fülle nicht für ihn paßt, und weil nunmehr auf den unschuldigen Anfang leicht ein zerrüttender Ausgang folgen könnte. Nur ist das ehelose Leben dann, wenn es durch ein Gesetz der bloßen Willkühr erzwungen — nicht durch den pflichtmäßigen Blick auf Gesundheit, Vermögen u. dgl. geboten — wird, gerade bey einem Edeln dieser Art eine empörende Erscheinung. Es ist ein Verlust für den Einzelnen und das Ganze! Jeder wahrhaft gebildete Mensch, jede schönere Seele blickt theils mit dem Gefühle des Mitleids, theils mit der regen Empfindung des Unwillens auf eine solche Erscheinung. Und was soll der Menschenfreund denken, wenn er sie mit so mancher andern vergleicht, da es z. B. Ton wird, erst

„öffentlichen Einführung empfohlen:“ „Erbau-„liche Lieder und Gebete beym öffentlichen Gottes-„dienst im Bischthum Würzburg“ 1800. Möge das Eine, was gut, wahr und nützlich ist, auf

im Sumpfe der Wollust die physische Kraft zu verschwenden, und dann, wenn der Eigennutz oder eine konventionelle Rücksicht es fordert, das (äußere) Band der Ehe zu knüpfen? Welcher Gewinn für — die Menschheit, auf der physischen wie auf der moralischen Seite! Wahrlich besonders in diesem Punkte muß, soll je die ächte Kultur gedeihen, eine edlere Denkart (verbunden mit einer schönen, allumfassenden und durchgreifenden Konsequenz im Handeln) emporkommen. — Noch bemerke ich hier, daß, was oben S. 110. zum Behuf eines reinern und edlern Begriffs von der Ehe über „Kinder der Pflicht“ und eine „sogenannte eheliche Treue“ gesagt worden ist keineswegs die ächte eheliche Treue, die mit der wahren Liebe und der ächten Ehe innerlich zusammenhängt, antasten könne. Vergl. S. 109. und 121. Gleichwohl nahm ein wackerer und sonst sehr billiger Mann an dem Aufs. im Teutschen Merkur Anstoß. — Eben so wenig kann, was S. 112. von

verschiedenen Wegen stets völliger in die Sphäre der Menschheit eingeführt, und bald da bald dort etwas, das den Rest der Vorzeit, das Gepräge der Geschmacklosigkeit oder gar des Unsinns an sich trägt — und was eben beym Fortschritte der übrigen Kultur den Spottgeist reizet und den Unglauben nährt — entfernt werden!

Nehmen wir zu diesen Aussichten des Bessern das warnende Beyspiel, und so man=

einer sogenannten ehelichen Pflicht gesagt wird, der Pflicht gelten, die mit einer wahren Ehe ihrem Geiste nach Eins ist. Nur soll man diese Pflicht (debitum) nicht unter dem rechtlichen, oder vielmehr juridischen — positiven — Gesichtspunkte allein betrachten. Geht man zuförderst vom moralischen Standpunkte aus; so dürfte in unsern gewöhnlichen Rechtslehren Manches, was den ehelichen Vertrag betrift, noch ganz anders gestellt werden. Der Jurist, der die Ehe bloß als ein Paktum ansieht, und darauf seine ehelichen Rechtspflichten gründet, steht mit dem Pfaffen, der in seiner Kasuistik Alles physisch betrachtet und — in der Materie wühlt,

che treffende Belehrung, die uns Frankreich auf seine Kosten gegeben hat; so haben wir einen Grund mehr, zu erwarten: daß man bey uns die Elemente, ohne deren Vereinigung in der Menschenwelt keine dauerhafte Verbesserung statt finden kann, die innere und die äußere Reform, glücklicher und allmählig in größerm Maße verbinden werde. Und liegt nicht selbst in der politischen Verfassung Deutschlands ein edler Keim, den

auf Einer Linie. Und gegen die Angriffe der Wollust, innerhalb der positiven Markung der Ehe, muß der Staat selbst den leidenden Theil schützen. Welche Sklaverey wäre härter als diese? — Und ob wohl unsre Staatsgesetze nicht eben in dieser Hinsicht, da oder dort, eines wesentlichen Zusatzes bedürfen? Allerdings kommt es zuförderst auf bessere Diener des Staats, und besonders auf bessere Volkslehrer an. Allein äußere Anstalten, der Gesetzgebung, der Polizey, der gerichtlichen Verfassung u. s. w. müssen den moralischen Sinn und die Tendenz des rechtschaffenen Beamten — er heisse dann ein Diener des Staates oder der Kirche — unterstützen.

Bayerische Staatsbibliothek München

die Weisheit, da und dort, zum Behufe des Bessern nach und nach entwickeln könnte? So mag dann unsre Nation, wenigstens gewisser und sicherer, wiewohl ungleich in ihren verschiedenen Theilen, auf dem schönen Wege der Entwickelung (Evolution) zur höhern, vollkommnern und für das Ganze, für die Menschheit und folglich für jede Klasse von Menschen, wahrhaft beglückenden Kultur fortschreiten.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Verbesserung der Druckfehler.

Seite 4.	Zeile 7.	Deutsche statt deutsche.
= 21	= 5	Berechnung statt Beruhigung.
= 65	= 13	die nach auf.
= 68	= 13	fast statt fest.
= 165	= 4	mit statt und.
= 167	= 24	wenn statt wann.
= 168	= 18	mehr statt mehr und mehr.
= 170	= 17	um nach bedarf.
= 207	= 3	dergestalt statt dergestalten.
= 372	= 11	ausspinne statt ausspanne.

Einige geringere Druckfehler wird der geneigte Leser selbst verbessern. — In Absicht der Sache möchte ich noch erinnern: es giebt schöne, religiös-gestimmte Seelen, welchen das, was S. 236 und 237 gesagt wird, mißfallen könnte; aber es wird, wie ich hoffe, ihren zartern Sinn für die Ehre des Einen, was *götttlich* ist, nicht beleidigen, wenn sie das Folgende S. 238 u. w. (besonders was hier von der *menschlichen Abhängigkeit* und von eiuem schönen Gefühle der *Dankbarkeit* gesagt wird) dazu nehmen, und dann auf das Ganze einen prüfenden Blick werfen.

1779
Experientia prudentem facit ac providum.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Salat, Jakob,

Winke über das Verhältniß der intellektuellen und der verfeinernden Kultur zur sittlichen

München 1802

Pol.g. 843

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10770681-5